Sven v. Hedin

Abenteuer in Tibet

Leipzig F. A. Brockhaus

Sven v. Hedin

GER
915.15
HED

Abenteuer in Tibet

Leipzig: F. A. Brockhaus

Abenteuer in Tibet.

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Der Verfaſſer als mongoliſcher Pilger verkleidet.

Abenteuer in Tibet.

Von

Sven v. Hedin.

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Mit 137 Abbildungen, 8 bunten Tafeln und 4 Karten.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1904.

IGNCA. LIB.
86-3159
Deptt of Arts
12-12-86
GOVT. OF INDIA

Indira Gandhi National Centre for the Arts

GER
915.15
HED

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Nach Osten!	1— 10
Zweites Kapitel. Über Gebirge und durch Wüsten nach dem Flusse Jarkent-darja	11— 20
Drittes Kapitel. Zweitausend Kilometer auf einer Fähre	21— 32
Viertes Kapitel. Der verzauberte Wald	33— 44
Fünftes Kapitel. Durch unbekanntes Land	45— 53
Sechstes Kapitel. In schwindelnder Fahrt den großen, einsamen Tarim hinab	54— 63
Siebentes Kapitel. Wir frieren ein	64— 75
Achtes Kapitel. Eine gefährliche Wüstenreise	76— 86
Neuntes Kapitel. Nach dem Herzen des Sandmeeres	87— 97
Zehntes Kapitel. Dem Untergange nahe!	98—123
Elftes Kapitel. Nach dem Lande der wilden Kamele	124—133
Zwölftes Kapitel. Quer durch die Wüste	134—147
Dreizehntes Kapitel. Lebensgefährliche Seefahrten	148—159
Vierzehntes Kapitel. In das öde Tibet	160—173
Fünfzehntes Kapitel. Rekognoszierungen zu Wasser	174—188
Sechzehntes Kapitel. 5500 Meter über dem Meere	189—208
Siebzehntes Kapitel. Erlebnisse und Abenteuer in Nordtibet	209—222
Achtzehntes Kapitel. Wasser! Wasser!	223—236
Neunzehntes Kapitel. In kritischen Lagen	237—253
Zwanzigstes Kapitel. Der letzte große Aufbruch	254—262
Einundzwanzigstes Kapitel. Einmarsch in Nordtibet	263—275
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Mörderischer Weg über den Arka-tag	276—288
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Die ersten Tibeter	289—300
Vierundzwanzigstes Kapitel. Vorwärts nach Lhasa!	301—312
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Wir treffen Nomaden	313—325
Sechsundzwanzigstes Kapitel. In Gefangenschaft der Tibeter	326—339

Seite

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Kamba Bombos Befehl . . 340—348
Achtundzwanzigstes Kapitel. Erneutes Vordringen gegen Lhasa 349—361
Neunundzwanzigstes Kapitel. Die Tibeter treiben uns mit starker Kavallerie zurück . . . . . 362—373
Dreißigstes Kapitel. Am Tscharg.-tso . . . . . 374—383
Einunddreißigstes Kapitel. Auf dem Wege nach Ladak . . . 384—397
Zweiunddreißigstes Kapitel. Zurück in die Heimat! . . . . 398—408

Register . . . . . 409—414

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Abbildungen.

		Seite
Der Verfasser als mongolischer Pilger verkleidet	(Titelbild)	
Durch die Furt des Kisil-su	(Separatbild)	9
Mein alter Reisegefährte Islam Bai		9
Auf dem Wege nach Kaschgar		12
Meine erste Kamelkarawane		13
Aufbruch der ersten Karawane aus Kaschgar	(Separatbild)	16
Stadttor in Kaschgar		17
In der Wüste auf dem Wege nach Lailik		19
Die Werft		23
Tänzerinnen und Musikanten beim Abschiedsfest in Lailik		27
Lager am Strand		29
Idyllische Fahrt auf dem Tarim	(bunte Tafel)	32
Kasim beim Fischfang		38
Kasim mit seinem Fang		39
Am Arbeitstisch an Bord der Fähre	(Separatbild)	48
Falkner mit Jagdadler		51
Frühstücksrast		59
Drohender Schiffbruch	(Separatbild)	65
Palta als Lotse		67
Tokkus-kum, das Nordufer der Sandwüste		69
Blick vom rechten Tarimufer flußaufwärts (1. Dezember)		71
Nächtlicher Kampf mit dem Treibeise	(bunte Tafel)	73
Das Winterquartier in Jangi-köll		77
Meine Leute in Jangi-köll		79
Abstieg über den steilen Abfall einer Sanddüne	(Separatbild)	88
Die Karawane zwischen Bergen von Flugsand hinziehend		89
Alte Pappel am Tschertschen-darja		97
Eine paradiesische Oase am Masar-tag		101

		Seite
Kein Wasser!	(bunte Tafel)	105
Abschied von den letzten Resten der Karawane	(Separatbild)	113
Im Schatten der ersten Tamariske		117
Verzweifeltes Suchen nach Wasser	(Separatbild)	119
Rückkehr mit dem rettenden Wasser		122
Labung des verschmachtenden Kasim	(Separatbild)	123
Malenki und Maltschik		127
Abdu Rehims Beute	(Separatbild)	133
Der Platz von Ördeks Entdeckung (ein Jahr später photographiert)		137
Einige von Ördeks Trophäen		139
Transport der Kähne durch das Schilf		143
Schilfkorridor auf dem Kara-koschun		144
Transport der Kähne über Land	(Separatbild)	144
Unsere Kähne auf dem Tarim		145
Die umgebaute Fähre		147
In brennendem Schilfe	(bunte Tafel)	150
Sandsturm auf dem Beglik-köll	(Separatbild)	154
Knaben aus Tscheggelik, auf einem Kahne sitzend		156
Die Pontonfähren auf dem Wege nach Abdall		157
Frauen und Kinder der Loplik		158
Aufbruch ins tibetische Hochgebirge	(Separatbild)	161
Hauptquartier bei Mandarlik		165
Das Gerüst meiner Jurte		167
Die Kulanfüllen		169
Aus dem tibetischen Hochgebirge		171
Die Karawane auf dem Arka-tag		172
Auf der höchsten Bergkette der Erde	(Separatbild)	172
Bugsierung eines Kamels über den Fluß		182
Fester Boden unter den Füßen		183
Der Fischberg		185
Sonnenuntergang auf dem See nach dem Sturme		187
In Todesgefahr	(Separatbild)	188
Ein im Schlamm versinkendes Kamel		191
Tibetisches Gebirgspanorama		192
Tibetisches Gebirgspanorama		193
Mollah Schah, Turdu Bai und Kutschuk vor Tscherdons Yak		195
Umbetten des kranken Aldat		197
Tscherdon und Schagdur mit ihrer Beute	(Separatbild)	200
Steinhaufen mit heiligen Inschriften		205
Im Faltboot auf dem Ajag-kum-köll	(Separatbild)	209
Das Faltboot auf dem Ajag-kum-köll		211
Das nach dem Passe des Akato-tag hinaufführende Tal		215
Bahnen eines Wegs über den Paß		216
Die gefährliche Brücke		217
Der Platz, an dem wir umkehrten		218
Die Quelle am 22. Dezember		219

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Seite

Aus dem Tale von Dschong-buntsa 221
Lager mitten in der Sandwüste . . . . . (Separatbild) 223
Auf dem Wege durch die Wüste Gobi . . . . . (bunte Tafel) 228
Chodai Kullu und sein wildes Kamel 232
Der erste Turm der untergegangenen Stadt . . . . . (Separatbild) 233
Schnitzereien in Pappelholz 235
Aussicht von dem Lehmturme nach Südwesten 236
Signalfeuer am sechzehnhundertjährigen Turme von Lôu-lan (bunte Tafel) 236
Die Nivellierungskarawane 239
Sandsturm in der Wüste . . . . . (Separatbild) 243
Ein Ausläufer des wandernden Sees 249
An schilfbedeckten Ufern . . . . . (bunte Tafel) 252
Mein Hirsch im Garten 255
Sirkin und Tschernoff mit den beiden jüngsten Kamelen 257
Schereb Lama auf „Gelbohr" mit „Tiger" an der Leine 261
In unserem Gehöfte in Tscharchlik vor der Abreise . . . (Separatbild) 262
Ankauf von Schafen bei den Hirten von Unkurluk 267
Die Karawane am Ufer des Ajag-kum-köll 269
Ein schlimmer Lagerplatz 275
Erlegter tibetischer Bär . . . . . (Separatbild) 278
Sirkin mit meinem alten Reisekameraden von 1896 287
Steinpyramide als Wegzeichen 291
Die beiden Eisbänder im Tal 299
Kosak Schagdur, der Verfasser und der Lama Schereb als mongolische Pilger . . . . . (Separatbild) 301
Wir drei „Pilger" beim Aufbruch aus dem Hauptquartier 305
Lager der drei Pilger 307
Nächtlicher Überfall . . . . . (Separatbild) 310
Auf dem Wege nach Lhasa in strömendem Regen . . . . (Separatbild) 317
Zelte tibetischer Nomaden 319
Eine Gruppe Tibeter 327
Der Lama im Gespräche mit Tibetern 329
Zwei tibetische Hirtenknaben 331
Tibetische Kavallerie, zum Angriff bereit . . . . . (Separatbild) 333
Tibetischer Soldat 333
Tibetische Kavallerie 338
Tibetische Infanterie 339
Zelte tibetischer Häuptlinge 341
„Einen Schritt weiter — und es kostet euch den Kopf!" . (Separatbild) 344
Gefrorenes Wild 355
Von Sirkin erlegter Kökkmek 357
Der Lama als Gehilfe beim Photographieren der Hirten . . (Separatbild) 358
Tibetische Hirten in unserem Lager im Gespräche mit Schereb Lama . . . 359
Älterer Tibeter 361
„und jagten dann in wildem Laufe vor, hinter und zwischen den Zelten durch, als wollten sie uns niederreiten!" . . . . . (bunte Tafel) 363

Seite

Kulan 365
Kalpets Beerdigung 367
Tibetische Schützen . . . . . (Separatbild) 368
Die Gesandten des Dalai-Lama 369
Die Karawane am Strande des Tschargut-tso 375
Im Kampf mit Wogen und Wind auf dem Tschargut-tso . (Separatbild) 377
Tibetische Soldaten beim Spiel am Tschargut-tso 377
Unfreiwilliges Gefängnis 379
Die Anführer unserer Leibwache . . . . . (Separatbild) 383
Das Tal des Boggtsang-sangpo 385
Schagdur und Ördek fischen im Boggtsang-sangpo 387
Berglandschaft in Westtibet . . . . . (Separatbild) 389
Das Tempeldorf Noh . . . . . (Separatbild) 391
Der Lama im Streite mit dem Anführer der Tibeter 391
Lager am Tsangar-schar 393
Der gefährliche Felsenpfad 394
Beförderung des Gepäcks über das Eis des Tso-ngombo . (Separatbild) 395
Am westlichen Tso-ngombo 395
Am Panggong-tso . . . . . (Separatbild) 397
Buddhistischer Tempel auf dem Felsen von Tankse 399
Tempelhof in Tikkse 400
Gulang Hiraman auf seinem Pony . . . . . (Separatbild) 400
Aussicht vom Kloster in Tikkse 401
Unser Zug nach dem Sodschi-la 403
Leh, die Hauptstadt von Ladak . . . . . (Separatbild) 405
Tänzerin in Kargil 405
Amulett aus Lhasa 408

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Karten.

Photographische Verkleinerung ($^1/_2$) eines Blattes der Originalkarte des Tarim 75
Photographische Verkleinerung ($^1/_2$) eines Blattes der Originalaufnahmen aus dem tibetischen Hochgebirge 288
Höhenprofil der Reiseroute.
Übersichtskarte der Reisen Sven v. Hedins, 1893—97 und 1899—1902. Maßstab 1:14 000 000.

Erſtes Kapitel.

Nach Oſten!

Fern im Oſten, hinter Bergen und Tälern, Meeren und Wüſten erſtreckt ſich im Herzen des größten Kontinents der Erde ein Land, das bis auf die neueſte Zeit nur von einer geringen Zahl von Forſchungsreiſenden beſucht worden iſt. Und dennoch iſt dieſes Land in höherem Grade als die meiſten anderen Teile der Erdrinde reich an ungelöſten Rätſeln und unbeantworteten Fragen ſowohl geographiſcher wie allgemein menſchlicher Art. Noch vor vierzig Jahren mußte, wer eine Antwort auf eine Frage über das Herz von Aſien ſuchte, ſich an Marco Polo wenden, den venezianiſchen Kaufmann, der vor mehr als 600 Jahren den Kontinent durchreiſt und eine Reiſebeſchreibung hinterlaſſen hat, die trotz ihres gedrängten Inhalts für alle Zeiten ein Denkmal menſchlicher Tatkraft bildet.

Als Ende der ſiebziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine neue Blütezeit in der Geſchichte der geographiſchen Entdeckungsreiſen eintrat, konnte Aſiens Inneres ſich der Aufmerkſamkeit Europas nicht länger entziehen, und der große ruſſiſche Reiſende Prſchewalſkij war der erſte, der es in unſerer Zeit ernſtlich wagte, ein Ende des Schleiers zu lüften, der hinter den Meeren und Wüſten ſoviele Geheimniſſe verhüllte. Adolf Nordenſkiölds Reiſen in erſter Linie und dann die Prſchewalſkijs hatten mich gefeſſelt, als ich noch ein Schuljunge war, der davon träumte, dereinſt in die Fußſtapfen dieſer Männer und Marco Polos treten zu können. Jetzt ſind es bald zwanzig Jahre

her, ſeit ich meine erſte Wanderung durch Perſien antrat und unter den Dattelpalmen von Basra und Bagdad raſtete. Neun von den Wintern, in denen ſich ſeitdem die Erde mit Schnee bedeckt hatte, habe ich auf aſiatiſchem Boden zugebracht, und während jener Zeit habe ich neun Sommer unſerer glücklichen nordiſchen Heimat mit ihren hellen Nächten und ihren duftenden Fliederblüten eingebüßt.

In ſeinen geographiſchen Grundzügen iſt Aſien jetzt ziemlich gut bekannt, aber hinſichtlich der Einzelheiten bleibt noch ungeheuer viel zu tun, und es wird noch lange dauern, bis der Schleier vom Angeſichte des Erdteils gänzlich gelüftet iſt. Unwiderſtehliche Sehnſucht hatte mich ſtets dorthin getrieben. Wer verſtünde es nicht, welche Freude es iſt, geographiſche Entdeckungen zu machen und dadurch das menſchliche Wiſſen zu erweitern!

Wie mächtig ergreifend iſt die endloſe Wüſte, die den Sterblichen mit ihren Rieſenwellen von Sand umſchließt! Man bedenke das ſeltſame, beinahe überirdiſche Gefühl des Stolzes, 5000 Meter über allem Elende der Erde der erſte ſein zu dürfen, der Tibets höchſte Gebirge erblickt und weiß, daß ihr ewiger Schnee noch nie von Menſchenaugen geſchaut worden, ſondern nur vom Sonnenſchein geliebkoſt und in ungezählten Nächten vom Lichte des Mondes und der Sterne mit Silberglanz übergoſſen worden iſt. Wer verſtünde es nicht, daß man ſpäter, heimgekehrt zur Stadt mit ihrem Gewühle, zur Dampfmaſchine, zu den Zeitungen und dem Telephon, beim Gedanken an das freie, friſche Leben im Sattel und im Zelte, an den ſtillen Zug der Kamele unterm Klange der Glocken, jene tauſend Bilder wie in einem Traume vor ſich ſchweben ſieht, daß ſie einem erſcheinen wie eine Erinnerung aus jener Zeit, in der man Coopers Romane, Robinſon Cruſoe oder Jules Verne verſchlang. Und dann ſehnt man ſich fort von Europas Proſa zu Aſiens Poeſie, fort von lumpiger Kleinlichkeit, verächtlichem Eigennutz, engherziger Zänkerei, die auf die Menſchen Beſchlag legen, wenn dieſe ſich in die Angelegenheiten anderer miſchen, und die ihnen keinen Augenblick Zeit laſſen zu ſuchen, ſich ſelbſt zu erkennen und auf ſich ſelbſt zu ſchauen. Man ſehnt ſich fort nach der

Stille der Wüſte, in die große Einſamkeit, wo man, ohne von Eindrücken der Proſa des Alltags geſtört zu werden, frei über das Leben nachdenken und ſich ſelbſt kennen lernen kann — und das kann eine erſtrebenswerte Bekanntſchaft ſein.

Doch man glaube darum nicht, daß der Pilger in allen Gegenden, die er durchwandert, der erſte iſt. Denn hat er Glück — und das hatte jener Pilger, deſſen Schickſale in dieſem Buche geſchildert werden —, ſo kann es ſich ereignen, daß er die Spuren einer ſeit Jahrtauſenden verſchwundenen Kultur und Spuren von Volksſtämmen entdeckt, deren Geſchicke uns unbekannt geweſen und die einem Wüſtennebel gleich von der Erde fortgefegt worden ſind. Man glaube ja nicht, daß all der reiche Lohn, den man erntet, während eines berauſchenden Tanzes auf Roſen eingeſammelt wird. Nein, der Wanderer muß viele ſchwere, ermüdende Schritte zurücklegen, ehe er das Ziel ſeines Sehnens erreicht, und oft genug iſt es recht einſam und düſter in ſeinem raucherfüllten Zelte, wenn er nach den Mühen des Tages bei der Feuersglut ausruht.

Mit dieſem kleinen Buche habe ich mich beſonders an die Knaben und Jünglinge wenden wollen, die in einigen Jahrzehnten auf ihren breiten, redlichen Schultern das Geſchick des Vaterlandes einen großen Schritt weiter, der Ehre und dem Ruhme entgegen, tragen ſollen. Und da ich euch Leſer von Angeſicht zu Angeſicht vor mir habe, will ich euch daran erinnern, daß das Erbe, das euch erwartet, groß und herrlich iſt und daß es auf euch ſelbſt und auf euren eigenen Fleiß ankommt, ob ihr dereinſt der Ehre würdig ſein werdet, ſchwediſche Männer zu heißen. „In dumpfen Gaſſen wachſen keine Lorbern", — in Licht und Freiheit muß die Pflanze gepflegt werden und wachſen, die ſich einſt auf eigenem Boden ſtark und groß erheben ſoll.

Ich lade meine Leſer jetzt ein, an meinen Abenteuern teilzunehmen, und verſpreche, nicht mit Zahlen und ſchwierigen Namen zu ermüden.

Wir wollen zuſammen den trüben Wogen des Tarim bis an ſein fernes Grab in der Wüſte folgen, wir werden auf Kamelen durch die

Wüste Gobi schaukeln und nach Wasser suchen. Wir werden uns auf müden Pferden einen Weg über Tibets schneebedeckte Bergketten und zwischen den glänzenden Gletschern hindurch suchen. Und dann, wenn uns das Leben in öden, unbewohnten Gegenden gar zu einförmig geworden ist, werden wir kühn und unbedacht, aber ohne Furcht versuchen, in Verkleidung die strenge Bewachungslinie der Tibeter zu durchbrechen, um uns, wenn möglich, einen Weg nach dem Lande der „Heiligen Bücher" zu erzwingen. Aber die Kälte, die Unwirtlichkeit der Menschen und der Elemente werden schließlich in uns Sehnsucht nach wärmeren Gegenden erwecken. Indien wird uns mit offenen Armen empfangen, und nach unvergeßlicher Ruhezeit an den Ufern des Ganges werden wir nach Europa, in die Prosa des Alltagslebens zurückkehren.

Schön und freundlich strahlte der Johannistag des Jahres 1899, als ich auf lange von meinem Heim Abschied nahm, um über die Ostsee nach Finnland und Petersburg zu fahren. Wer je den heimatlichen Herd und seine Lieben verlassen hat, um jahrelang keine Aussicht auf Nachricht von ihnen zu haben, ja ohne zu wissen, ob er sie jemals wiedersehen wird, der kann leicht begreifen, mit welchen Gefühlen ich den Meinigen noch einmal tief ins Auge sah, um darin einen Schimmer von Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen zu suchen. Ja, der Johannistag war hell und freundlich, aber meine Gedanken waren viel zu trübe, um sich in Tränen aussprechen zu können. In den 1001 Nächten gedachte ich dieses letzten Anblickes von Stockholm und ich sah meine Angehörigen noch auf dem Kai stehen, unruhig über mein Schicksal und darüber nachgrübelnd, ob ich wohl wiederkehren werde.

Jetzt ertönt die Dampfpfeife, und nun kreuze ich in schwindelnder Fahrt das heilige Rußland über Moskau und über den majestätischen Don, dessen trübe Wassermassen sich nach dem Schwarzen Meere wälzen. Wie Sternschnuppen verschwindet ein Dorf nach dem anderen — ebensoviele Brennpunkte für Freude und Leid, Verirrungen, Hoff-

nungen, Glück und Elend. Die zwiebelförmigen Kuppeln der Kirchen werden größer, sie ziehen vorbei, werden wieder kleiner und versinken unter dem Horizont, während der Schnellzug auf den blanken Schienen vorwärtsstürmt. Jetzt lassen wir Wladikawkas hinter uns, die kleine Stadt, in deren staubigen Straßen ich 1885 als neugebackener Student umhergestreift war. Die Nacht ist mild und dunkel, während wir nach dem größten Binnensee der Erde, dem Kaspischen Meere, hinabrollen. Das Schnauben des Dampfrosses unterbricht die stille Ruhe der Steppe; ab und zu stört auch das schrille Lied einer Grille das Schweigen. Gewaltige Blitze zucken grell über dem Kamme des Kaukasus — man könnte glauben, daß diese Bergkette eine Welt von Vulkanen enthalte, die noch nicht erloschen seien.

In Petrowsk, wo eine Doppelmole den Hafen wie eine Riesenkrebsschere einschließt, besteigen wir einen eleganten Raddampfer, der uns über das salzige klare Meer trägt und uns nach Krasnowodsk, dem Ausgangspunkte der Transkaspischen Eisenbahn, bringt. Die blaugrünen Wellen des Kaspischen Meeres sind tückisch und falsch. Oft erhebt sich ein Sturm aus Asiens Wüsten oder von den Bergen des Kaukasus bei eben noch klarem, ruhigem Himmel und peitscht die Wellen zu beängstigender Höhe auf. Kürzlich ging ein Dampfer von der einen Küste ab, erreichte aber die andere nie, und über seinen letzten Kampf mit Wind und Wellen weiß man nichts Bestimmtes; der Dampfer war und blieb spurlos verschwunden.

Vielleicht glaubt der Leser, daß man das Gefühl des Wohlbehagens verspüre, wenn man nach einer glücklichen, aber anstrengenden Fahrt über das Meer seinen Fuß auf Asiens Küste setzt und bei Krasnowodsk, den „roten Wassern", an Land geht? Nein, durchaus nicht; diese Stadt ist ungefähr das Gegenteil eines irdischen Paradieses. Man denke sich ein kleines Nest mit weißen, einstöckigen Häusern und platten Dächern, ein paar ärmliche Kirchen, umgürtet von einem Ringe unfruchtbarer, verwitterter Berge und gelber Sanddünen. Kein Baum, kein Grashalm ist zu sehen, ja nicht einmal ein Tropfen süßen Wassers! Dieses wird in großen Holzfässern mit der Bahn aus dem

Innern des Landes hierher gebracht. Es käme einer Verbannung gleich, an dieſem traurigen Orte, der in glühender Sonnenhitze briet, leben zu müſſen.

General Kuropatkin, der ruſſiſche Kriegsminiſter, der jetzt im äußerſten Oſten gegen Japan kämpft und auf den die Blicke der weißen und der gelben Raſſe gerichtet ſind, war ſo freundlich geweſen, telegraphiſch den Befehl nach Kraſnowodsk zu ſenden, daß mir für die Reiſe nach Andiſchan, der Endſtation der Bahnlinie, ein ganzer Eiſenbahnwagen zur Verfügung geſtellt werden ſolle. Auf dieſe Weiſe fuhr es ſich luſtig, wie man ſich denken kann. Keine Menſchenſeele durfte in mein rollendes Heim hineingucken; ein Schaffner verſah mich mit kaltem Waſſer für die Duſche — ein herrliches Ding in dieſer Hitze, die bis auf $41\frac{1}{2}$° C. im Schatten ſtieg. Mein Salon war mit Diwanen, Stühlen und Schreibtiſch ausgeſtattet; mein Wagen war der letzte im Zuge, um ſofort abgekuppelt zu werden, wenn es mir einfiele, in einer Stadt einen Zug überſchlagen zu wollen. Unter dem Schutzdache der hinteren Plattform konnte ich ſitzen und dabei meinen Gedanken nachhängen und meine Blicke dem Zuge folgen laſſen. Ich muſterte die Landſchaft, die ſich vor mir allmählich aufrollte und hinter mir in der Ferne verſchwand, wo die Schienen in einem Punkte zuſammen zu laufen ſchienen. Immer weiter ſauſen wir nach Oſten. Die Luft zittert über den glühendheißen Dünen, und glühendheiß iſt auch der Luftzug, den man verſpürt, wenn man zum Wagen hinausſchaut; es iſt, als ſtecke man den Kopf in einen Backofen. Keine Oaſen zeigen ſich beim Vorbeifahren, kein Blumenduft erreicht uns, wir hören keine Quellen rauſchen, nur bei den Stationen ſieht man eine ſpärliche Vegetation, die aber in der Sonnenglut vertrocknet iſt.

Donnernd rollt der Zug mit aller Vorſicht über die gewaltige Pfahlbrücke des Amu-darja, die bald darauf durch eine eiſerne erſetzt wurde. Man möchte ſich in dieſe trüben, aber friſchen Wellen ſtürzen, die von ſo hoher Herkunft ſind, ſtammen ſie doch vom „Dache der Welt", von Pamir, das ich im Jahre 1894 kennen gelernt hatte. Sie ſind aus blauſchimmernden Gletſchern entſprungen und bringen der

Wüste mit ihrer erstickenden Hitze einen letzten Rest der Frische ihrer ursprünglichen Heimat.

Mit unbeschreiblicher Sehnsucht sieht man die Sonne den Horizont hinabsinken, und mit einem Seufzer der Erleichterung fängt der Blick ihr letztes Gold auf, das noch einen Augenblick auf einem Dünenkamme blinkt. Die Dämmerung ist kurz; bald schließen die nächtlichen Schatten die Wüste in ihre Arme, und es wird sehr dunkel. Die Temperatur fällt nur um einige Grade, aber man glaubt doch eine angenehme Kühle zu empfinden. Ich erwache wie aus einer Betäubung; ich schließe meinen Wagen und gehe durch den Zug nach dem Speisewagen, um ein spätes Mittagsessen zu verzehren. Nachdem ich wieder in meinen Salon zurückgekehrt bin, ziehe ich mich splitterfasennackt aus, lege mich auf einen Diwan und lese Dumas' „Drei Musketiere", nicht um mich auf kommende Abenteuer und auf Räuberleben vorzubereiten, sondern weil dieses Buch mir gerade in die Hand fiel.

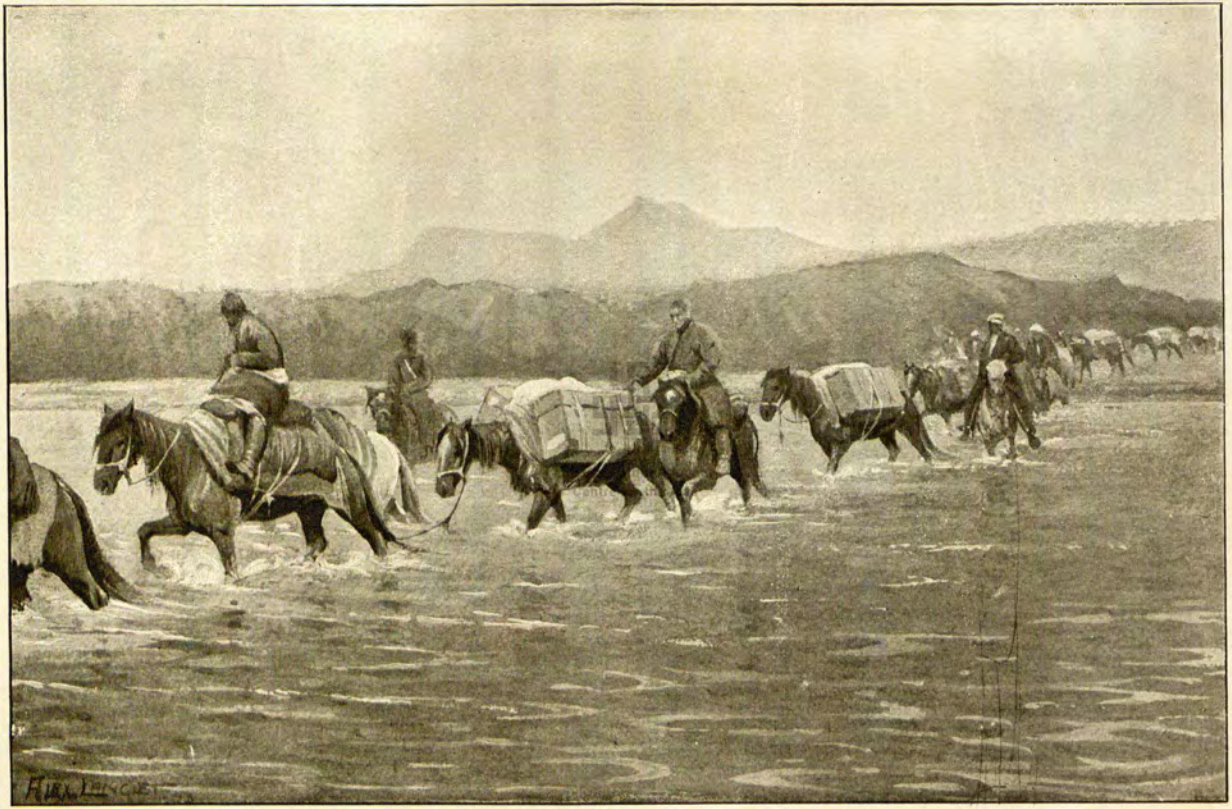
Endlich sind wir in Samarkand und damit auf dem Boden weltgeschichtlicher Erinnerungen. Während wir kurze Zeit den Anblick seiner herrlichen Moscheen aus der Zeit Timurs genießen können, zwischen denen ich vor vierzehn Jahren ein paar Wochen mit dem Zeichenstifte in der Hand zubrachte, möchte ich nur einige Worte sagen, die den Leser überzeugen werden, daß Samarkand wirklich die Königin der Städte Zentralasiens ist.

Der örtlichen Uberlieferung zufolge wurde die Stadt von dem Helden Afrasiab gegründet, im Lichte der Geschichte taucht sie aber zuerst unter dem Namen Marakanda (Strabo XI : II) als die Hauptstadt von Sogdiana auf, als Alexander der Große dieses Land eroberte. Nachdem Alexander einen Teil des Heeres zur Bewachung des Landes in Baktra zurückgelassen hatte, brach er (nach Arrianus, IV : 1 b) über den Oxus nach Sogdiana auf. Seine Streitmacht teilte er in fünf Haufen ein: „an die Spitze des fünften stellte er sich selbst und rückte damit durch das Land nach Marakanda". Alexanders Ruhm lebt in der zentralasiatischen Tradition noch heute unauslöschlich

fort, und viele Häuptlinge an den Ufern des Amu-darja behaupten, ihre Ahnen bis auf ſeinen mächtigen Thron zurückführen zu können. Ein kleiner See in der Nähe von Samarkand trägt ſeit 2200 Jahren ſeinen Namen: Iskender-kul. Wie ſeltſam iſt es doch, daß ein Menſch, der ſchon Jahrtauſende tot iſt, ſeinen Namen mit ſolcher Schärfe in das Bewußtſein aller Zeiten hat einprägen können. Nur die Religionsſtifter, die alle aus Aſien ſtammen, können es an Berühmtheit mit Alexander aufnehmen.

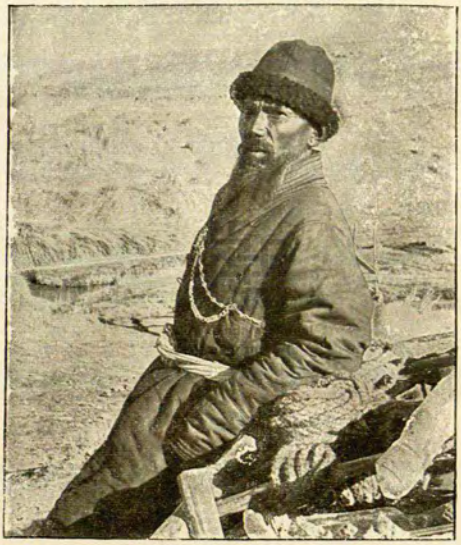
Im Jahre 711 wurde Samarkand von den Arabern erobert und 1219 von Dſchingis-Chan geplündert. Doch eine neue Blütezeit begann für die Stadt unter Tamerlan oder Timur dem Lahmen, der in ſeinen Memoiren ſchrieb: „Es iſt die Pflicht eines ſiegreichen Königs, jedes Reich, deſſen Bewohner von ſeinen Herrſchern bedrückt werden, unter ſeine Herrſchaft zu bringen; und deshalb befreite ich Choraſſan und ſäuberte die Königreiche Fars, Irak und Schaum“ und der nach der Vernichtung des Kriegsheeres des türkiſchen Sultans Bajazet I. dieſen in einen eiſernen Käfig geſperrt haben ſoll, um ihn überall, wohin er zog, wie ein gefangenes Raubtier zu zeigen. Timur war im Begriffe, China zu erobern, als er am 17. Februar 1405 im Alter von 69 Jahren vom Tode hingerafft wurde, ein ungeheures Reich und einen unſterblichen Namen hinterlaſſend. Mit Moſchus und Roſenwaſſer balſamiert und in Leinen gewickelt, wurde die Leiche des Welteroberers in einen Sarg von Ebenholz gelegt und unter einer Nephritplatte in dem Gewölbe der Grabmoſchee beigeſetzt, die er ſelbſt hatte bauen laſſen und deren herrliche grüne Kuppel wir jetzt von der Eiſenbahnſtation Samarkand aus ſehen. Unter den Koranſprüchen und den königlichen Titeln und Heldentaten lieſt man in Alabaſterrelief: „Wenn ich noch lebte, würden die Menſchen zittern.“

Nach all der Wüſtenhitze iſt es eine wahre Erquickung, ſich des friſchen, üppigen Grüns um Samarkand herum erfreuen zu können. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts ſchrieb der perſiſche Dichter Saadi an ſeine Geliebte: „Wenn das Mädchen in Schiras mein Herz in



Durch die Furt des Kisil-su.

seiner Hand hielte, würde ich ihm für das Muttermal auf seiner Wange Samarkand und Buchara schenken.“ Er wollte damit sagen, daß diese beiden Städte das Schönste seien, was man seiner Braut überhaupt verehren könne. Doch das Läuten der Bahnhofsglocke weckt uns aus unseren Träumen, und die keuchende Lokomotive führt uns wieder zu der farblosen Prosa der Gegenwart zurück. Eingebettet in seine dichten Gärten, deren Grün mit den Fayenceflieſen der Kuppeln an



Mein alter Reisegefährte Islam Bai.

Schärfe und Reinheit wetteifert, umgeben von seiner Atmosphäre von großen, stolzen Erinnerungen, verschwindet auch Samarkand im Westen.

Wir sind in Andischan angelangt, dem Endpunkte der zentralasiatischen Eisenbahn. So weit kann man mit Hilfe des Dampfes kommen, und erst nachdem wir diese am weitesten im Osten liegende Station hinter uns gelassen haben, merken wir mit aller Deutlichkeit, wie die Entfernung zwischen uns und der sogenannten zivilisierten Welt wächst.

Hochgewachſen und prächtig, ſicher und ruhig, im blauen Ehrenkleide, auf der Bruſt die goldene Medaille, die ihm König Oskar verliehen hatte, ſtand mein alter, treuer Diener Islam Bai auf dem Bahnſteig und erwartete mich. Unſere gegenſeitige Freude über das Wiederſehen ſprach ſich in einem kräftigen Händedrucke aus, und wir hatten nachher viel zu beſprechen. Nicht lange dauerte es, ſo klang mein Türkiſch, das zwei Jahre geſchlummert hatte, wieder ebenſo fließend wie früher. Armer Islam Bai! In dieſem frohen Augenblick ahnte ich noch nicht, wie unglücklich dein Schickſal ſich geſtalten würde, bevor wir uns für immer trennten!

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Zweites Kapitel.

Über Gebirge und durch Wüsten nach dem Flusse Jarkent-darja.

Die Entfernung zwischen Osch, der östlichsten Stadt der russischen Provinz Ferghana, und Kaschgar, der westlichsten Stadt Chinas, beträgt 450 Kilometer. Ein bequemer, malerischer Weg führt dorthin über den Paß Tongburun des bis zu 7000 Meter ansteigenden Alai-Gebirges, und in zwei Wochen kann man mit Leichtigkeit über das Gebirge reiten. Nach der Wüstenhitze hat man von der frischen Luft doppelten Genuß.

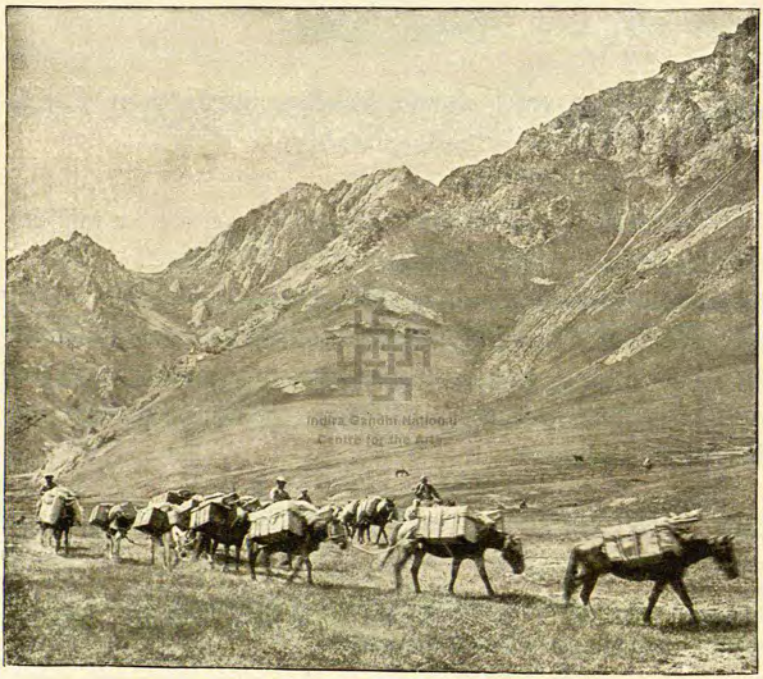
Indira Gandhi National Centre for the Arts

Ich hatte 7 Leute und 26 Pferde; Islam Bai war der „Karawan-baschi" oder Führer unseres Zuges. Zwei nette, lebhafte junge Hunde aus Osch begleiteten uns; der eine hieß „Dowlet", der „Glückliche", der andere, ein asiatischer Wilder von Mischrasse, hörte auf den Namen „Jolldasch", der „Reisekamerad". Sie wohnten in meinem Zelte, verzehrten ihre Mahlzeiten in meiner Gesellschaft und waren meine erklärten Günstlinge, und als ich sie verlor, betrauerte ich sie wie menschliche Wesen. Jolldasch hielt $2^1/_2$ Jahre bei mir aus und spielte in unseren Quartieren eine Hauptrolle.

Bei der kleinen russischen Festung Irkeschtam passieren wir die Grenze zwischen Rußland und China und reiten dann in den herrlichen Wald von Pappeln, Weiden und Buschholz hinein, der sich an den Ufern des Flusses von Kagara-tschalldi zwischen senkrechten Felswänden erhebt. In dieser lieblichen Oase müssen wir beim Rauschen

frischsprudelnden Wassers einen Tag rasten; es ist so schön und kühl im Walde während der Tagesstunden, und die Nacht ist so ernst und feierlich, besonders wenn, wie jetzt, große Kamelkarawanen mit Baumwolle von Kaschgar vorbeiziehen.

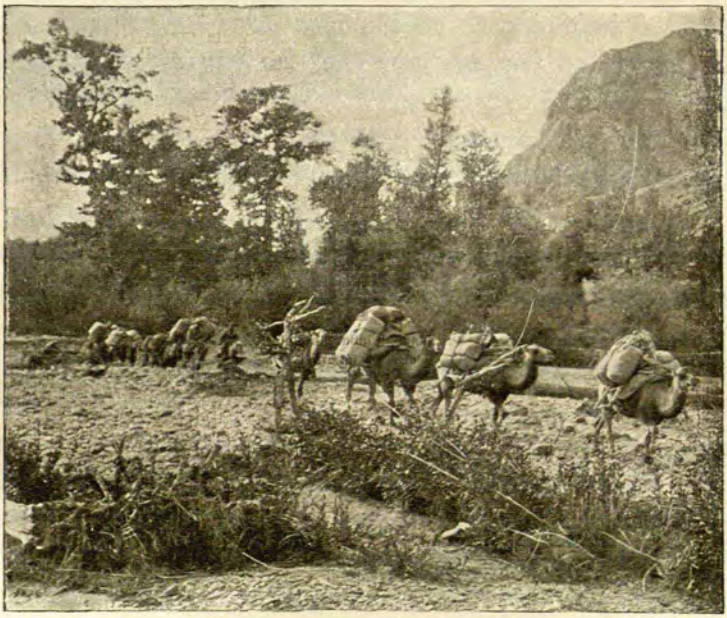
Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen lauscht man im Liegen dem dumpfen Klange der leitenden Glocken in der Ferne; der Klang wird



Auf dem Wege nach Kaschgar.

immer heller, er klingt ernst und feierlich und markiert den majestätisch ruhigen Gang der Kamele. Schaut man in die Nacht hinaus, so sieht man mächtige schwarze Schatten gespensterhaft vorbeischweben; ihre weichen Tritte rufen keinen Laut hervor, aber die Glocken läuten mit durchdringenden Tönen, und von den Felswänden antwortet das Echo mit demselben Klange. Man kriecht in seine Lagerstatt zurück und hört das Läuten langsam zwischen den Bergen ersterben. Wer sollte es nicht

verstehen, wie es möglich ist, daß dieser einfache Glockenklang mit hypnotischer Kraft auf meine Gehörnerven einzuwirken und die Erinnerung daran meine Gedanken in eine helle, fröhliche Richtung zu lenken vermag? Zwanzig Jahre sind es schon her, seit ich diesen Klang zum ersten Male hörte, und seitdem ist er, wie ein leiser Ton klingend, durch mein Leben gegangen. Beim Klange der Glocken bin ich damals aus Bagdad nach Kurdistan hinaufgeritten, als die Araber für



Meine erste Kamelkarawane.

meine Ungeduld zu langsam zogen und ich ihnen einfach durchbrannte, um von Aga-Mohammed Hassan gastfrei aufgenommen zu werden und unbegrenzten Kredit zu erhalten, weil ich ein Landsmann Karls XII. war. Beim Klange der Glocken bin ich durch Chorassan und Turkestan gezogen und habe die Wüste Takla-makan durchreist; dort läuteten sie uns zu Grabe, denn die ganze Karawane, außer mir und zweien meiner Leute, kam vor Durst um. Und beim Klange der Glocken zog ich auch durch das Land der Mongolen und durch Nordchina.

Die Veranlaſſungen zu Freud und Leid, die während einer langen Reiſe abwechſelten, ſind mir ſtets mit derſelben klangvollen Muſik begleitet worden. Träume ich jetzt gelegentlich in meinem ſtillen Heim von der Wüſte und erwache plötzlich, ſo horche ich unwillkürlich nach dem dazugehörigen Glockenklange. Wird in einer Kirche zur Beerdigung geläutet, ſo denke ich an den Aufbruch nach der Wüſte, und wenn dieſelben Glocken die Gemeinde zum Gottesdienſte rufen, kehren mir meine Erinnerungen an die Sonntagsruhe der Wüſte und an die göttliche Feierlichkeit unter den tibetiſchen Gebirgsdomen zurück. Und ich weiß ja, daß man einſt mich ſelbſt bei Glockengeläute forttragen wird, entweder beim Klange der Glocken einer Kirche oder beim Klange der Glocken einer Karawane. In jedem Falle iſt es eine Siegeshymne, die mir unendlich teuer iſt. —

Jetzt ſind wir am Ufer des Fluſſes Kiſil-ſu, „das rote Waſſer", in deſſen Bett ſich ungeheure Waſſermaſſen dahinwälzen, trübe und dick wie Hagebuttenſuppe. Nachdem einige von den Leuten vergebens verſucht hatten, eine Furt zu finden, iſt Kader an der Reihe, ſein Glück zu probieren. Entſchloſſen ſtemmt er ſeinem zottigen kleinen Kirgiſenpferde die Abſätze in die Seite und reitet gerade in das dumpf und ſchwer rauſchende Waſſer hinein. Das Pferd ſinkt immer tiefer; jetzt reicht ihm das Waſſer bis an den Sattelknopf. Im Augenblick verſchwinden Roß und Reiter in den trüben Wellen; nur ihre Köpfe ſind noch über der Oberfläche des Fluſſes zu ſehen. Kader hat die Arme um den Hals des Pferdes geſchlungen; mit ſchwindelnder Schnelligkeit werden beide von der Strömung fortgeriſſen, und ſie ſcheinen ſich bei der erſten Biegung wie ein Kreiſel zu drehen. Vermutlich wurde Kader auf irgendeine Weiſe der Situation Herr, denn nach einer guten Weile erſchien er wieder, naß und begoſſen wie eine getaufte Maus, das Pferd am Zügel führend. So ſeltſam es klingen mag, kamen wir doch ziemlich trockenen Fußes über den Fluß, als wir bald darauf eine leidliche Furt gefunden hatten. —

Die Karawane, mit der ich am 5. September 1899 Kaſchgar verließ, zählte 15 prächtige Kamele, 1 Dutzend Pferde und eine ganze

Schar von Dienern. Von den Pferden entrann keines lebend den Schickſalen, die unſerer warteten, von den Kamelen nur zwei; treu, würdig und ruhig gingen ſie vom erſten Tage an ſicheren Schrittes dem Tode entgegen, und wieder läuteten die Karawanenglocken.

Von den Mohammedanern unter meinen Dienern muß ich einige vorſtellen. Turdu Bai und Faisullah, zwei Weißbärte aus Ruſſiſch-Turkeſtan, waren während der ganzen Zeit, die ſie bei mir in Dienſt ſtanden, über jedes Lob erhaben; Nias Hadſchi dagegen erwies ſich als ein vollendeter Schuft, obgleich er die Wallfahrt zum Grabe des Propheten gemacht hatte.

Mit ein paar Worten will ich noch erzählen, wie es kam, daß die beiden weſtſibiriſchen Koſaken Sirkin und Tſchernoff an dieſer Reiſe teilnahmen. Gelegentlich einer Audienz beim Zaren Nikolaus im April 1899 hatte der Kaiſer mir geſagt, daß er mir eine Koſakeneskorte mit auf die Reiſe zu geben wünſche, „um mich mit aller Sicherheit und allem Schutze, der in menſchlicher Macht ſtehe, zu umgeben". Als ich mir erlaubte, mein Bedenken zu äußern, weil ich nur an mohammedaniſche Diener gewöhnt ſei und noch keine Erfahrung im Befehlen über Koſaken hätte, weil ich auch Unannehmlichkeiten haben könnte, wenn ich mich der indiſchen Grenze mit Koſaken näherte, erwiderte der Kaiſer lächelnd, ich würde es nie bereuen, wenn ich ſeinem Rate folgte; „denn", ſagte er, „auf der Reiſe, die ich ſelbſt durch Indien, Japan und Sibirien gemacht habe, begleiteten mich Koſaken, und ich weiß aus Erfahrung, wie brauchbar ſie ſind". Ich dankte dem Zaren für dieſe große Güte. Am ſelben Tage feierte die Gardekavallerie das Feſt ihres Schutzpatrons, und der Kaiſer mit allen Großfürſten nahm daran teil. Bald darauf erhielt ich einen Brief von General Kuropatkin mit der Aufforderung, ihn wenn möglich ſofort zu beſuchen. Beim Feſte hatte ihm der Kaiſer befohlen, die Frage über meine Koſakeneskorte zu regeln. Obwohl der Kaiſer zehn Koſaken vorgeſchlagen hatte, glaubte ich, daß zwei genügen würden, und bat den General, daß dieſe am 14. Dezember in der Gegend des Sees Lopnor zu mir ſtoßen möchten. Sie ſollten in jedem Falle von dem

transbaikaliſchen Koſakenheere abkommandiert werden und nach dem ausdrücklichen Wunſche des Kaiſers ſollten es Burjaten und Anhänger des lamaiſtiſchen Glaubens ſein, „denn von ſolchen haben Sie in Tibet Nutzen", erklärte er mir.

Als ich Kaſchgar verlaſſen und mich nach ein paar Tagen von meiner Karawane trennen ſollte, um auf einem anderen, ungewöhnlichen Wege das Gebiet des Lop-nor aufzuſuchen, dachte ich, daß es jetzt gerade recht paſſend wäre, wenn ich die Koſaken zur Bedeckung der Karawane, die den allergrößten Teil meines Gepäckes und 300 Kilogramm reines chineſiſches Silber beförderte, zur Verfügung haben könnte. Ich vereinbarte daher mit dem ruſſiſchen Generalkonſul Petrowſkij, daß zwei Koſaken aus ſeiner Eskorte mich bis zu dem Tage, an welchem wir die burjatiſchen Koſaken treffen würden, begleiten ſollten.

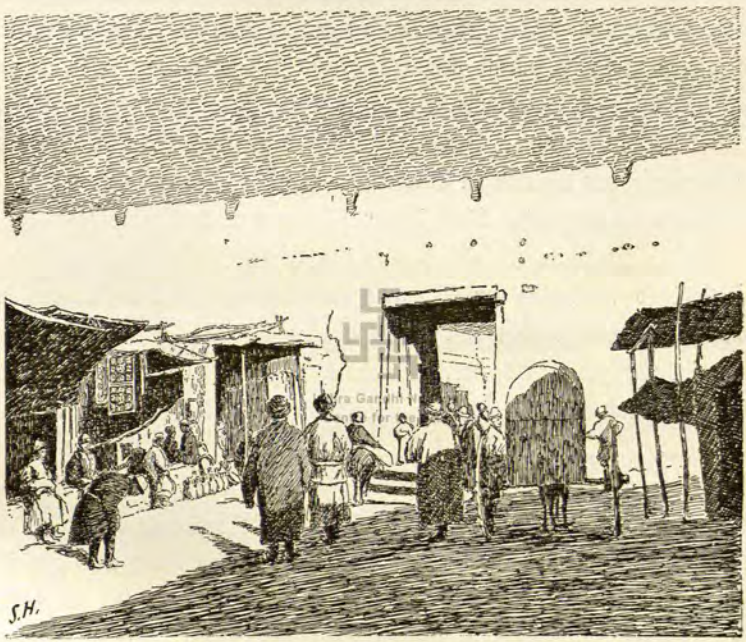
Es war ein großes Glück für mich, dieſe vortrefflichen Männer in meinem Gefolge zu haben; ſelten oder nie bin ich von ſolcher Treue und ſolchem Gehorſam umgeben geweſen wie in den Jahren, als ſie in meinen Dienſten ſtanden. Gleich ihren burjatiſchen Kameraden, die ſich uns ſpäter anſchloſſen, übertrafen die beiden orthodoxen Ruſſen hinſichtlich ihrer militäriſchen Disziplin, ihres Mutes und ihrer Tüchtigkeit meine kühnſten Wünſche. Nächſt dem göttlichen Schutze, der mich während meiner Wanderjahre nie verlaſſen hat, verdankte ich es den Koſaken, daß alles ſo glücklich ablief und daß ich auch in gefährlichen Lagen das Gefühl der Sicherheit und Ruhe hatte. Täglich ſegnete ich den Kaiſer, denn er war es ja, der auf den Gedanken verfallen war, mir die Eskorte zu geben, und er war der einzige, der ſie mir geben konnte. Und obendrein ſollte ſie mir auch nicht einen Pfennig koſten, ſo hatte ihr oberſter Kriegsherr befohlen. Die Koſaken ſollten ihren Sold nach der Heimkehr erheben und hatten eigene Pferde und Sättel, dazu jeder eines der neuen Repetiergewehre der ruſſiſchen Armee nebſt ausreichender Munition. —

Der Tag war heiß und ſchwül, als unſere ſchwerbeladene Reihe ſich durch das Tor der Stadtmauer von Kaſchgar ſchlängelte.

Aufbruch der ersten Karawane aus Kaschgar.

Von links nach rechts: die beiden Kosaken Tschernoff und Sirkin, der junge Kader, der Verfasser und Islam Bai.

Dicke, schwarzblaue Regenwolken segeln vom Gebirge her, heftige Windstöße fegen den feinen Staub in Kometenschweifen den Weg entlang, dann bricht das Wetter mit wahnsinniger Wut los. Zuckende Blitze kreuzen in Zickzacklinien von blendendem, bläulichem Feuer den dunkeln Himmel, mit betäubendem Gepolter kracht der Donner, und der Platzregen fällt hageldicht auf die Erde, um in wenigen Minuten



Stadttor in Kaschgar.

den ganzen Weg und die Umgebung in eine große Lehmsuppe zu verwandeln. Pferde und Reiter, Kamele und Lasten sind patschnaß; es rinnt und tropft von allen Ecken und Kanten, es quatscht in unseren nassen Stiefeln und klatscht in unserer Kleidung, wenn man nur den Arm krümmt. Der Weg wird glatt und schlüpfrig, die Kamele mit ihren flachen, weichen Fußschwielen gleiten und glitschen. Großen Wirrwarr, Geschrei und Gerenne gibt es, wenn bald dieses, bald jenes der gewaltigen Tiere so stark ausgeglitten ist, daß alle vier

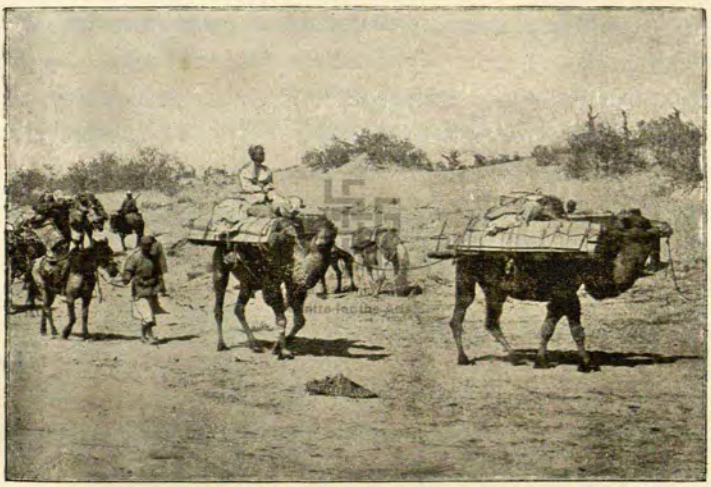
Beine nach einer Seite liegen und das Tier mit seiner schweren Last auf die Erde aufschlägt, daß der Schmutz nur so herum spritzt. Ist das Kamel endlich wieder auf die Beine gebracht, so hat es auf der einen Seite einen gelben Extrapanzer, den der Regen kaum abwaschen kann, bevor das Tier wieder einen Purzelbaum schießt.

Der Donner rollt über die Ebene aus den Kanonen einer Riesenartillerie. Es war, als wollte der Himmel uns bei unserem Aufbruch tausend unbekannten Gefahren entgegen mit donnernden Kanonenschüssen salutieren und uns daran erinnern, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, oder vielmehr unter Weiden und Pappeln in Osturkestan. „Ein guter Anfang", dachte ich; zum Glück waren die photographischen Platten in Blechbüchsen luftdicht verlötet und alle Instrumente gut verpackt. Das übrige Gepäck war weniger empfindlich.

Vielleicht sollte ich etwas über den Inhalt meiner Kisten sagen, die jetzt so nachlässig im Schmutze schlenkerten und vom Regen so durchnäßt wurden. In den Kisten waren Notizbücher und Zeichenmaterial für gut drei Jahre, Kleidungsstücke und Filzdecken, ein Bett, ein Boot aus Segeltuch, Konserven und Küchengeschirr, Werkzeuge aller Art, Proviant an Mehl, Gemüse, Brot und Reis für die ganze Karawane, eine Menge Chalate, Zeugstoffe, Mützen und verschiedene Kleinigkeiten, die zu Geschenken für Eingeborene bestimmt waren. Die photographische Ausrüstung nahm allein ein Kamel ganz und gar in Anspruch; ich nahm so viel Pfeifentabak mit, daß er nicht nur für mich, sondern auch für die Kosaken auf der ganzen Reise ausreichte, dagegen durfte in der Karawane kein Tropfen Wein oder Schnaps gefunden werden. Sich von Alkohol abhängig zu machen, ist unter allen Umständen ein Fluch, auf einer an und für sich schon anstrengenden Reise aber geradezu verwerflich. Die Leute, die sich dessen enthalten, sind in der Welt der Zivilisation sowohl wie außerhalb derselben die tüchtigsten, gar nicht davon zu reden, daß diejenigen, welche an Leib und Seele Sklaven dieses Schandzeuges werden, erbärmliche Wichte sind. In unserer Karawane gab es keinen, dem das Entbehren der Spirituosen hart fiel, und nie hörte ich die Kosaken auch nur das

leiſeſte Verlangen danach ausſprechen. In meiner Karawane herrſchten die Zucht und Disziplin, die abſolut notwendig ſind, wenn ein großes Unternehmen gelingen ſoll.

Im übrigen kann ſich der Leſer wohl denken, daß, wer lange Jahre von der äußeren Welt abgeſchnitten und ganz auf ſich ſelbſt angewieſen iſt, eine Menge Dinge mitnehmen muß, beſonders alles jenes, deſſen man wahrſcheinlich bedürfen wird. Ich kann nicht alles aufzählen; man denke nur an Dinge, wie Stricke, Eimer, Spaten,



In der Wüſte auf dem Wege nach Lailik.

Beile und Spieße, und all die Werkzeuge und Geräte, die zum Wiederherſtellen zerbrochener Gegenſtände nötig ſind. Die Zelte, die Schlafdecken aller Leute, die Jagdflinten und ihre Munition ſtellen ebenfalls ein anſehnliches Gewicht dar. Vor allem darf man die Arzneien nicht vergeſſen; ich benutzte ſie für mich ſelbſt nie, aber die Mohammedaner haben zu ihnen blindes Vertrauen, und wenn jemand in der Karawane ſterben ſollte, dürfen die anderen wenigſtens nicht glauben, daß nicht alles geſchehen iſt, um ihn zu retten.

Meine Bibliothek war nicht groß, ich würde ja doch nur ſelten Zeit zum Leſen haben; ſie beſtand aus einigen wiſſenſchaftlichen Werken

über Phyſik und Geographie und einigen über den Buddhismus, ein paar Romanen, der Frithjofsſage, Runebergs „Fähnrich Stål", den Schwediſchen Bildern und der Schwediſchen Geſchichte; wie früher ſtets war auch die Bibel darunter und das Geſangbuch, das mich auf allen meinen Reiſen begleitet hat und jetzt ſehr zerleſen iſt.

Die chineſiſchen Papierlaternen waren in den Baſargäßchen ſchon angezündet, als wir in der Näſſe an der nördlichen Stadtmauer von Jangi-ſchahr, der Neuſtadt von Kaſchgar, vorbeizogen, um bald darauf in einem Karawanſerei an der Landſtraße einzukehren.

Nach einigen weiteren Tagemärſchen hatten wir die Wüſte zwiſchen Kaſchgar und dem Jarkent-darja durchquert und ſchlugen am linken Flußufer bei dem Dörfchen Lailik ein Standlager auf.

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Drittes Kapitel.

Zweitauſend Kilometer auf einer Fähre.

Auf den Hochebenen des nordweſtlichen Tibet und des öſtlichen Pamir ſammelt ſich von Gletſchern und ſchmelzenden Schneefeldern, von Quellen und Regengüſſen all das Waſſer an, das nachher vereinigt in einem prachtvollen Durchbruchstale den großen Fluß bildet, der in verſchiedenen Teilen ſeines Oberlaufes Seraffchan, Raßkem und Jarkent-darja heißt. Durch ſeine Nebenflüſſe verſtärkt, wird er groß genug, die ganze oſtturkeſtaniſche Wüſte, eine Strecke von 1500 Kilometern, zu durchziehen und ſich in den See Kara-koſchun zu ergießen.

Hört nun meinen Reiſeplan! Warum, ſo dachte ich, ſoll ich den Weg durch die Wüſte einſchlagen oder den längs der Wüſte, die ich ſchon ſo gut kenne? Warum ſoll nicht dieſer Fluß, der ſeine Waſſerkraft Jahrtauſende lang nutzlos verſchwendet hat, jetzt endlich einmal Nutzen bringen und in meinen Dienſt treten? Seine lehmigen Waſſermaſſen ſtrömen doch gerade nach Oſten; warum ſollten ſie mich nicht auf ihrem Rücken tragen können, da auch ich nach derſelben Seite will? Wohl hatte die vorſichtige Klugheit, die nicht meine Eigenſchaft iſt, mir geſagt: „Du biſt verrückt; begreifſt du nicht, daß die Waſſerfälle dein Fahrzeug umkippen werden, daß du unaufhörlich auf Sandbänken feſtſitzen mußt und daß du, wenn dir irgendein Hindernis den Weg verſperrt, in dieſem unbekannten Lande, wo es weder Menſchen noch Pferde gibt, rettungslos verloren biſt?“ Und ich hatte geantwortet: „Alles das iſt wahr, alles kann vorkommen,

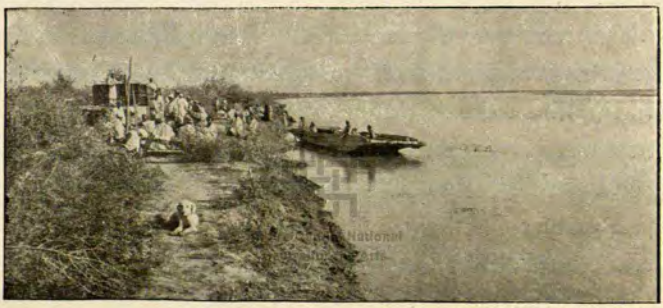
doch die Abenteuer und die Gefahren ſind gerade die Würze, deren ich bedarf, um mich wirklich wohl zu befinden, und trotz deiner guten Ratſchläge, liebe alte Klugheit, werde ich die 2000 Kilometer, die mich noch trennen von dem Punkte, an welchem der Fluß in ſeinem Kampfe mit der Sandwüſte unterliegt, mit der Strömung hinabtreiben."

Das gab ein Leben in Lailik wie nie zuvor, als unſere große Karawane am linken Flußufer lagerte! Die Bevölkerung der ganzen Gegend mußte natürlich herbeiſtrömen und ſich die ſeltſamen Fremdlinge anſehen, von deren Tun und Laſſen man nur ſehr dunkle Begriffe hatte. Schon am erſten Morgen gab ich Befehl, daß eine große, prächtige Fähre angeſchafft werde, von der Art, wie ſie in der Nähe der Stadt Jarkent zur Beförderung der Karawanen und Waren über den Fluß benutzt wird, — ſonſt würden die Häuptlinge der Gegend es mit meinem Freunde, dem Dao Tai, dem chineſiſchen Gouverneur in Kaſchgar, zu tun haben.

In Erwartung deſſen probierte ich mit Sirkin die kleine Segeltuchjolle. Sie ſchwamm leicht und angenehm auf den tanzenden Waſſerringeln des Fluſſes und glitt lautlos mit der Strömung abwärts. Man wird das Opfer einer eigentümlichen Geſichtstäuſchung. Die Jolle bleibt ja im Verhältnis zu der grautrüben Waſſermaſſe abſolut bewegungslos, aber der Buſchwald an den Ufern eilt ſchnell an uns vorüber. Alles um uns her iſt ſo ſtill und ſtumm, und dennoch geht es mit raſcher Fahrt vorwärts. Es gab mir einen herrlichen Vorgeſchmack von der bevorſtehenden Reiſe. Ein Eiſenbahnwagen, ein Dampfer oder eine Yacht könnten nie ein relativ ſo regungsloſes Beförderungsmittel abgeben, nur die Gondel eines Ballons, der durch die Lüfte ſchwebt, ließe ſich mit dem ſchnellen und doch ſo ruhigen Gleiten unſerer Jolle vergleichen.

Doch die Entfernung wächſt, und wir denken gar nicht daran, daß wir mit dem Boote wieder zurück müſſen. Wir landen, Sirkin eilt in den Wald und kommt mit einem Pferde wieder. Er ſteigt auf und bugſiert das Boot an einem Seile in einem Seitenarme nach dem Lager zurück. Das Waſſer wird immer tiefer, es reicht ihm bis zur

Mitte, ihm ſchwindelt, als das Pferd auf einmal den Grund unter den Füßen verliert und von der Strömung ergriffen wird, er ſpringt ab und ſucht ſchwimmend das Boot zu erreichen, verſchwindet aber unter der Waſſerfläche! Ich fühlte, wie ich erblaßte und wie es mich ganz kalt überlief. Soll mein prächtiger Koſak gerade jetzt, da alles ſo ſchön und vielverſprechend iſt, ertrinken, wird er vom Strudel hinabgezogen werden, um in dieſem mächtigen Fluſſe zu verſchwinden, ſoll ein Menſchenleben vergeblich vor meinen Augen vernichtet werden? Nein, Gott ſei Dank, nach ein paar Sekunden taucht er wieder auf und nähert ſich dem Boote, ich halte ihm das Ruder hin, er iſt gerettet!



Die Werft.

Als wir ſchließlich das Lager erreichten, herrſchte dort Leben und Bewegung. Die Fähre lag bereit und wurde nach dem rechten Flußufer geſchoben wo eine Werft angelegt werden ſollte. Es war jedoch leichter geſagt als getan, dieſes ſchwere Ungetüm auf das ziemlich ſtarke Ufer hinaufzuziehen. Doch gelang es ſchließlich etwa hundert Leuten, ſie mit Hilfe von Bretterſchienen hinaufzuſchleppen. Dabei ſangen ſie, um ihre Kräfte anzufeuern, und Hakim Bek, der Häuptling, ſtand mitten auf der Fähre, nicht um ſie leichter zu machen, ſondern um mit ſeiner hohen Gegenwart zu imponieren; er hielt eine lange Gerte in der Hand und klaſchte, ſchlug und kommandierte wie ein Zirkusdirektor.

Ehe man es ſich verſah, war die Einrichtung der Fähre in vollem Gang. Ich wollte ſie nach meinem eigenen Kopfe eingerichtet haben,

bequem und praktiſch, ein gemütliches Heim während der langen Monate, die ſie mir als Wohnung dienen ſollte. Schreiner zimmerten tagelang und ſangen im Takte mit dem Knirſchen der Säge in den Planken. Funken ſtoben von den eiſernen Krampen, die in einer improviſierten kleinen Schmiede zwiſchen den Büſchen zurecht gehämmert wurden. Kleine Karawanen kamen mit Planken, und notwendigem Bauholz. Unzählig waren die Leute, die ſich nur einſtellten, um unſer ſtolzes Drachenſchiff genauer in Augenſchein zu nehmen, und unausgeſetzt löſten ſie einander im Laufe des Tages ab. Sie brachten gewöhnlich Obſt, Brot, Reis, Eier und Schafe mit als Geſchenke, erhielten aber ſtets dafür Bezahlung. Schließlich wurde mir ihre Freigebigkeit zu teuer und als wir auf dieſe Weiſe Proviant für längere Zeit erhalten hatten, mußte ich feierlich erklären, daß wir mit größter Dankbarkeit keine weiteren Gaben annähmen.

Jetzt will der Leſer wohl hören, wie die Fähre ausſah, als ſie fertig gebaut war? Vorn war ein Deck gelegt, auf dem mein Zelt aufgeſchlagen wurde; in der Mitte erhob ſich eine würfelförmige Kajüte von dünnen Latten, mit doppelten ſchwarzen Filzdecken belegt. Auf dem Achterdeck wurde ein großer Teil des Proviants aufgeſtapelt; hier hatten meine eingeborenen Diener ihren ſtändigen Aufenthalt. Während der langen Tagereiſen flußabwärts ſaßen diejenigen, welche nicht von Navigationsarbeiten in Anſpruch genommen waren, um einen kleinen gemauerten Herd herum, auf dem ſie ihr Frühſtück bereiteten; als im Spätherbſte und Winter die Kälte fühlbar wurde, loderte auf dem Herde ein gewaltiges Holzfeuer.

Die ſchwarze Kajüte war mein Laboratorium, wo photographiſche Platten entwickelt wurden. Längs der Wände liefen Bretter und Borde, die mit einer ganzen Batterie von Büchſen, Flaſchen und anderen Dingen beſetzt waren. Auf dem Fußboden ſtanden mehrere Holzwannen mit Waſſer und auf dem Dache eine große Kufe, von der das Waſſer mit einem Schlauche in einen Samowar, wie die ruſſiſchen Teekeſſel heißen, hinabgeleitet wurde, worin ich die Platten wuſch. In die Wände der Kajüte wurden drei Fenſter mit Glasſcheiben

eingesetzt, für den Fall, daß die Kälte mich im Herbste aus dem Zelte dorthin treiben würde.

Ganz vorn im Zelte standen zwei Koffer aufeinander, die mir als Schreibtisch dienten, und das Futteral des photographischen Apparats war mein Stuhl. Hier saß ich wie festgenagelt während der ganzen langen Fahrt und zeichnete eine Karte von dem gewaltigen Flusse, seinen Ufern und Inseln, seinen Wäldern und Bergen von Flugsand. Das Deck, auf dem das Zelt stand, war mit einem prachtvollen Teppich aus Chotan belegt; im übrigen bestand die Einrichtung aus meinem bequemen Feldbette und ein paar Kisten mit wichtigen Instrumenten.

Eine kleine Fähre, die in Lailik gebaut wurde, sollte unseren gröberen Proviant, wie Mehlsäcke und Brot, Gemüse und Obst, Schafe und Hühner, befördern. Idyllisch wie ein Landgut, tanzte diese kleine Fähre den Tarim hinunter, und ihre Passagiere gewöhnten sich bald daran, die Ufer vorbeieilen zu sehen. Die Hühner versorgten mich mit Eiern zum Frühstück, der Hahn weckte mich zur Tagesarbeit und zeigte dabei eine so überlegene Sicherheit, als sei er Oberadmiral der ganzen Flottille.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Bevor wir Lailik verließen, wurden alle Vornehmeren aus den Nachbardörfern und unsere Arbeiter zu einem großen Gastmahle geladen, bei dem es Schaffleisch, dampfenden Reispudding und brühheißen Tee im Überfluß gab. Bei Eintritt der Dunkelheit wurden chinesische Papierlaternen zwischen den Zelten aufgehängt, und ein aus Trommeln und Saiteninstrumenten bestehendes Orchester erklang eintönig und wehmütig durch die klare, stille Abendluft. Für mich war diese anundfürsich sympathische Musik mit traurigen Erinnerungen verknüpft. Dieselben Leute, die jetzt mit Lust und Liebe auf ihre Trommeln schlugen, hatten vor vier Jahren auf dieselbe Weise meinen Aufbruch zu dem unheimlichen Wüstenzuge gefeiert. Wie so ganz anders als damals waren die Geschicke, denen wir jetzt entgegengingen! Wir brauchten wenigstens nicht vor Durst zu sterben, Tag und Nacht würde das Rauschen des Wassers unsere Worte und Gedanken begleiten. Unsere

IGNCA. LIB. 86-3159 Deptt of Arts GER

Lungen würden ſich nicht mit Flugſand und Staub füllen, ſondern reine Luft atmen, die durch die Wälder an den Ufern des Tarim filtriert war.

In dem matten Scheine der Laternen traten jetzt Tänzerinnen zum Ringeltanze an und drehten ihren Leib mit ruckweiſen, wenig graziöſen Bewegungen. Sie trugen lange weiße Hemden, und dicke ſchwarze Flechten hingen ihnen den Rücken herab. Lautlos ſchwebten ſie wie Elfen langſam, feierlich, aber leicht zwiſchen den Laternen umher; ſie boten ein Bild des Lebens, das, ehe wir es ahnen, an uns vorbeigetanzt iſt. Bald glichen ſie dunkeln Schatten, bald weißen Geſpenſtern mit ſchwingenden, ausgeſtreckten Armen. Die Muſik, der Geſang, der Tanz, — es waren vergängliche, aber dennoch ewig junge Vergnügungen. Über uns aber wölbte ſich der gewaltige Himmelsdom mit ſeinen funkelnden Sternen; nicht ein Windhauch zog flüſternd durch das Buſchholz.

Ob ſie hübſch waren? Ja freilich, Tänzerinnen ſind immer hübſch. So glaubte ich wenigſtens, als der matte Lichtſchein auf ihre Züge fiel. Am Tage darauf ſollten ſie auch auf ein paar Platten verewigt werden, und ich bat ſie höflich, ſich einzufinden. Doch da lüftete die Sonne unerbittlich und grauſam den Schleier, der ſie in der Dämmerung verſchönernd umwoben hatte, — es waren alte Hexen, die nie anders als bei Mondſchein tanzen ſollten!

Am 17. September war der große Tag der Abreiſe, der Tag, an dem ich eine Fahrt antrat, die ich nie vergeſſen werde, eine Fahrt, ſo idylliſch und bequem, ſo reich an frohen Erinnerungen und wichtigen Erfahrungen, eine Fahrt, die alle jene überzeugen ſollte, die nie hatten glauben wollen, daß man die Wüſten des innerſten Aſien zu Waſſer durchqueren könne. Ich trat dieſe Fahrt jedoch nicht ohne ein gewiſſes Beben an, denn von nun an würde ich drei Monate lang von der Karawane, dem größten Teile des Gepäckes, beinahe allem Silber, meinen Dienern und den beiden prächtigen Koſaken getrennt und abgeſchnitten ſein. Ich hatte nur Islam Bai bei mir und einen Jungen namens Kader, der des Schreibens kundig war und deshalb mein türkiſcher Sekretär wurde.

Doch wird es uns je gelingen, unser schweres Fahrzeug 2000 Kilometer flußabwärts nach dem verabredeten Zusammenkunftsorte zu lotsen? Werden wir überall durchkommen oder auf halbem Wege jämmerlich festsitzen und dann gezwungen sein, die Fähre zu verlassen und zu Fuß menschliche Wohnungen aufzusuchen? Gab es nicht vielleicht auf dieser langen Strecke irgendwo Stromschnellen und Wasserfälle, wo wir Schiffbruch leiden und all unsere Habe verlieren konnten? Und werden nicht der Eintritt des Winters und das Eis uns

Tänzerinnen und Musikanten beim Abschiedsfest in Lailik.

ein unerschütterliches „Halt" zurufen, ehe wir unser Ziel erreicht haben?

Alles dieses waren Fragen, die nur die Zukunft beantworten konnte und die uns daher in ständiger Spannung hielten. Einstweilen schien die Spätsommersonne noch warm und freundlich, das Flußwasser war warm und verlockte uns oft zu einem Sprunge direkt von der Reling der Fähre in den Fluß, noch standen die Wälder grün und lachend auf beiden Seiten unserer breiten, blanken Wasserstraße.

Ich erteilte den Karawanenleuten und ihrem Führer Nias Hadschi, einem alten Manne, der zum Grabe des Propheten gepilgert war,

meine letzten Befehle; ich sagte ihnen und den eskortierenden Kosaken Lebewohl, und als der Klang der Kamelglocken in den jungen Wäldern verhallt ist, besteigen auch wir unser stolzes Drachenschiff, das an einer Sandbank lag und an seinen Vertäuungen zerrte.

Der Tag war schon weit vorgeschritten, als alle Knoten gelöst waren und die Fähre auf dem beweglichen Rücken der schweren Wassermasse von der Strömung ergriffen wurde und mit guter Geschwindigkeit den majestätischen Fluß hinunterglitt.

Wie es jetzt an Bord aussah? Auf dem Vorderdecke vor meinem Schreibtische steht Palta, ein hochgewachsener, sehniger Türke, der in seinen starken Händen eine 6 Meter lange Stange hält, um uns abzustoßen, wenn uns die Strömung gar zu schnell gegen das unterwaschene Ufer treibt. An jeder Ecke des Achterteils steht ebenfalls ein Mann mit einer Stange. Die Besatzung ist vollzählig, wenn ich noch Kasim nenne, der allein auf der Proviantfähre residiert und beauftragt ist, oft die Tiefe zu messen, um uns rechtzeitig vor seichten Stellen warnen zu können. Die Passagiere bilden Islam und Kader, die plaudernd auf dem Achterdeck sitzen. Doch nein, sie sitzen noch nicht, sie stehen und schauen flußabwärts, voll Verwunderung über diese seltsame Art zu reisen; erst nach einigen Tagen, als sie sich daran gewöhnt hatten, beruhigten sie sich darüber. Wir dürfen auch nicht vergessen, in die Passagierliste die Namen Jolldasch und Dowlet einzutragen, meine lieben Hunde, die mir im Zelte treu Gesellschaft leisten, wenn es nicht gar zu heiß ist, denn dann liegen sie unter dem Vorderdeck, wo eine kühle, feuchte Kellerluft herrscht.

Auf dem Schreibtische liegen Kompasse, Diopter, Uhr, Fernglas, Zirkel und Federn in beschaulicher Unordnung um ein großes Stück weißen Papieres herum — die erste Karte des Flusses, auf der sich in dem Maße, wie wir weiter treiben, eine Krümmung nach der anderen entwickelt. Und hier sitze ich, lauernd wie eine Spinne in ihrem Netze, damit kein Gegenstand an den Ufern und keine Sandbank im Flusse meiner Aufmerksamkeit entgehe.

Wir waren noch nicht weit gelangt, als Gruppen von Landleuten

und Frauen, mit Melonen, Brot, Eiern und anderen guten Dingen beladen, die Ufer beſetzten, aber wir haben übergenug Proviant und laſſen uns nicht aufhalten. Eine tiefe Stromfurche von einigen Metern Breite trennt uns von ihnen, und mit langen Geſichtern ſtehen ſie da als die Fähre ſchnell an ihnen vorübergleitet. Aller Brandſchatzung ſollten wir jedoch nicht entgehen, denn bei der nächſten Biegung kamen uns ebenfalls eine Menge Leute mit Eßwaren entgegen. Vergebens

Lager am Strand.

ſuchten wir ihrer zweideutigen Freigebigkeit auszuweichen und die Fähre in tiefes Waſſer hinauszuſchieben; bevor wir uns deſſen verſahen, waren ſie in den Fluß gewatet, hatten die Fähre erreicht und geentert und legten nun ihre Gaben auf Deck vor meinem Schreibtiſche nieder. Nachdem ſie bezahlt worden waren, plätſcherten ſie denſelben Weg zurück, unter Lachen und Scherzen über ihre gelungene Liſt.

Noch ein paar Flußbiegungen verſchwinden hinter uns; jetzt aber nähert ſich die Sonne dem Horizonte, und es wird Zeit, ans Lagern

zu denken. Nie war mir dieſe Prozedur ſo einfach erſchienen wie jetzt. Der Leſer wird ſpäter hören, wie läſtig und beſchwerlich das Lagerſchlagen iſt, wenn man zu Lande mit einer großen Karawane reiſt, alle Laſten losmachen und ordnen muß, die Zelte aufſchlagen und „möblieren" ſoll und ſein Abendeſſen zu kochen hat. Jetzt hingegen brauchte ich nur, wenn eine paſſende Landungsſtelle in Sicht war, „Halt" zu rufen. Palta ſtemmte ſeine Stange auf den Grund und ſeine Ferſen gegen das Vorderdeck und zwang mit ſeiner ganzen Kraft die Fähre mit dem Achter einen Bogen nach dem Ufer zu beſchreiben; mit einem Taue in der Hand ſpringt einer der anderen aufs Land, und im Nu liegt das Fahrzeug an einem Baumſtumpfe feſtgemacht; dann wird es mit noch zwei Sicherheitsleinen vertäut, damit es über Nacht nicht ins Treiben gerät.

Nun herrſcht in unſerem kleinen Staate Leben und Bewegung. Kiſten, Proviant und Küchengeſchirr werden an Land gebracht; mit Spaten und Beilen wird ein offener kleiner Platz im Geſträuche ausgerodet, wo die Leute ihre Schlafdecken im Kreiſe um das Feuer ausbreiten, das bald hell und munter auflodert. Die kupfernen Kannen werden mit Waſſer für den Tee gefüllt und in die Glut geſchoben, und über das Feuer wird ein eiſerner Dreifuß für den offenen Keſſel geſtellt. Inzwiſchen wird das erſte Schaf geſchlachtet; die Beine werden ihm mit einem Strickende zuſammengebunden und während der Schlächter es mit der linken Hand an der Naſe feſthält, ſticht er ihm den kalten, ſcharfen Stahl in die Kehle; das Leben entflieht mit dem warmen Blutſtrome und wenn die Todeszuckungen aufgehört haben, wird das Opfer abgehäutet. Es geſchieht auf die Weiſe, daß man an der inneren Seite des einen Hinterbeines ein Loch in die Haut ſchneidet; in dieſes Loch bläſt der Mann ſo viel Luft hinein, wie ſeine Lungen hergeben. Das Schaf ſchwillt auf und liegt ſchließlich dick und rund wie ein Ball da; wenn man dann zum Meſſer greift, löſt ſich das Fell mit größter Leichtigkeit von den Bindegewebehäuten ab. Darauf wird der Schafleib zerſtückelt und einige der beſten Stücke in ſchmale Streifen und Würfel zerſchnitten, um als wichtigſtes Ingredienz in den

landesüblichen Asch oder Reispudding getan zu werden, welches Gericht fast drei Jahre lang meine tägliche Nahrung bilden sollte und dem deshalb die Ehre einer kurzgefaßten Beschreibung zuteil werden soll.

Nachdem der Kessel reingescheuert und auf den Dreifuß über das Feuer gestellt worden ist, legt man einige Fettstücke von dem soeben geschlachteten Schafe hinein, und wenn diese nach gewaltigem Brodeln geschmolzen sind, gehen die Fleischstücke denselben Weg; ihnen folgen die Gemüse, vorzugsweise Zwiebeln, Möhren und weiße Rüben, die alle fein gehackt sein müssen. Unterdessen wäscht der Koch den Reis in einem Holztroge und schüttet ihn dann in den Kessel, der zum Schlusse bis an den Rand mit Wasser gefüllt wird. Das Gericht wird hierauf mit einem Deckel zugedeckt, um das Hineinfallen von Staub und anderen Dingen zu verhindern. Erst wenn alles Wasser verkocht ist und die Reiskörner genügend aufgequollen sind, ist der Pudding fertig und dann schmeckt er, wie ich versichern kann, delikat; er war das einzige Gericht, dessen ich nie überdrüssig wurde.

Eine gewaltige Portion wird zwischen Koffer und Kompasse auf meinen Schreibtisch gesetzt; Brot, Tee, Milch und Eier, Birnen und Melonen vervollständigen das Menü. Dowlet und Jolldasch leisten mir Gesellschaft; mit gespannter Aufmerksamkeit und bittenden Blicken beobachten sie, den Kopf auf die Seite gelegt, wie ich tapfer in den Asch einhaue. Wenn der Appetit befriedigt ist und ich meine Abendzigarre anzünde, kommt die Reihe an sie; einige schöne Fleisch- und Knochenstücke werden gebracht, die ich meinen beiden Reisekameraden höchst eigenhändig ins Maul werfe.

Droben auf dem waldigen Ufer am Feuer herrscht merkwürdige Stille; es kommt daher, weil die Muselmänner im Kreise um ihre gemeinschaftliche Schüssel sitzen und sich den Pudding mit den Händen einlöffeln. Sie beginnen die Mahlzeit mit einem „Bißmillah rahman errahim" (Im Namen Gottes, des Barmherzigen, Erbarmenden), und wenn sie mit dem Essen fertig sind, streichen sie mit den Händen über den Bart oder, falls sie keinen haben, über das Kinn und rufen miteinander: „Allahu ekbär" (Gott ist groß!).

Nicht lange dauert es, bis ſie den Tag beſchließen; ſie legen ſich beinahe ſplitternackt auf ihre Filzdecken um das flackernde Feuer. Die ſonnverbrannten, kupferbraunen Kerle erinnern in dem roten Feuerſcheine an Indianer, die nach dem Streifzuge des Tages ausruhen. Sie ſchnarchen ſchon lange wie Sägemühlen, wenn ich noch an meinem Schreibtiſche die Erlebniſſe des Tages in mein Buch eintrage. Die Zeltwand ſteht offen, und die dunkle, erhabene Nacht kann in meine einſame, ſchwimmende Wohnung hineinſchauen. Das tiefe, heilige Schweigen wird nur dadurch unterbrochen, daß ſich gelegentlich an einer von der Strömung unterwaſchenen Uferterraſſe ein Sandrutſch ereignet. Die Mücken, die bei Sonnenuntergang ihre blutdürſtigen Bacchanale getanzt haben, ſind zur Ruhe gegangen. Der Mond gießt ſein ſilbernes Licht über den breiten Fluß aus, der wie eine nordiſche Straße gähnt. Ich konnte mich von dieſem großartigen Bilde nicht losreißen; ſtundenlang blieb ich ſitzen und freute mich an dem friedlichen, ſchönen Ufer der herrlichen Nacht. Ein Friedensengel ſchien in dieſem Augenblick über der Erde zu ſchweben. Aus weiter Ferne durchdringt Hundegebell die Stille, meine beiden vierbeinigen Gefährten knurren verdrießlich, und losgeriſſen aus dem Netze von Zukunftsgedanken, in das ich mich in meinem eigenen Kopfe verwickelt hatte, eile ich, das Zelt zu ſchließen, und krieche ins Bett. Das Behagen der Ruhe wird verſtärkt durch das Bewußtſein, daß ich hier an Bord für Skorpione und anderes zudringliches Ungeziefer unerreichbar bin.

Idyllische Fahrt auf dem Tarim.

Viertes Kapitel.

Der verzauberte Wald.

Es dauerte nicht lange, bis ſich offenbarte, daß die Zeit des Sommers vorbei war. Daheim war der Flieder ſchon längſt verblüht, jetzt folgte auch die üppige Vegetation an den Ufern des Tarim ſeinem Beiſpiele. Als wir am 20. September bei Sonnenuntergang erwachten, ſah der Himmel unheildrohend aus. Die Nacht war kühl geweſen, und die Luft war voll der Vorboten des Herbſtes, welche die Blätter gelb färbten. Wie ein Schleier lag es über der Landſchaft, und durch den dichten, feinen Staub, den ein Oſtſturm aufjagte, zeichneten ſich die Tamarisken und Schilfdickichte ſelbſt auf den nächſten Ufern nur ſchwach ab. Der Sturm war für die Fortſetzung der Fahrt zu heftig; wir blieben am Ufer liegen und warteten geduldig. Als wir endlich weiterfahren konnten, plätſcherten die Wogen melodiſch gegen den Vorſteven der Fähre, wo Palta mit ſeiner Stange ſaß und eine ſchwermütige Ballade von den Abenteuern eines Königs und ſeiner Ritter ſang. Islam Bai ließ ſich gewöhnlich, wenn ihm der Tag zu lang wurde, in der Jolle an Land rudern, um dann den Wald zu durchſtreifen; oft kam er dann mit wilden Enten und Faſanen zurück. Da er den ewig ſchlängelnden Windungen des Fluſſes nicht zu folgen brauchte, hatte er gewöhnlich einen Vorſprung vor uns; manchmal ſahen wir ihn, wie er auf einem Vorſprunge ſaß und uns erwartete, und wenn die Fähre in ſeine Nähe gelangte, wurde die Jolle an Land gerudert, um ihn abzuholen.

Jetzt im Herbſte zogen Tag und Nacht Maſſen von Wildgänſen über uns hin, um ſich über Jarkent ſüdwärts nach ihren warmen Winterquartieren in Indien zu begeben. Sie hielten ſich in einer Höhe von etwa 200 Metern und erfüllten die Luft mit ängſtlichem Geſchrei. Doch als ſie über Nacht zu raſten beabſichtigten, ſenkten ſie ſich allmählich, bis ſie beinahe die Kronen der Pappeln zu ſtreifen ſchienen, um bald darauf zwiſchen den Bäumen zu verſchwinden. Dieſe bewundernswerten, eilfertigen Pilger finden ihre luftigen Wege ebenſo ſicher, wie die Schmelzbäche der Gletſcher ſich nach den Endſeen des Tarim hinfinden. Einen ſtattlichen Anblick gewähren ſie, wenn ſie in militäriſch geordneter Phalanx mit unermüdlichen Schwingen über die Erde hinjagen. Im Oktober waren ihre Züge ſo häufig, daß wir ihnen gar keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenkten.

Wir erreichten jetzt den Teil des Fluſſes, der unter dem Namen Kötteklik-darja bekannt iſt und vor dem man uns wegen eines 10 Meter hohen Waſſerfalles Angſt gemacht hatte. Je näher wir dieſem kritiſchen Punkte kamen, deſto mehr ſchrumpften die angegebenen Maße des Waſſerfalles zuſammen, und als wir ihm ganz nahe waren, ſollte ſeine Fallhöhe kaum einen Meter betragen. Aber die Stromgeſchwindigkeit nahm zu, und die Fähre wurde von ihm in eine enge, unregelmäßige, mit Anſammlungen von geſtrandetem Treibholze angefüllte Paſſage hineingepreßt. Es kam oft vor, daß das Vorderteil der Fähre auf einen geſunkenen Pappelſtamm aufrannte und von der Strömung zu einer ganzen Drehung gezwungen wurde. Man fühlt einen ſchwachen Ruck, und im Nu iſt die ganze Szenerie verändert; man wird beinahe ſchwindlig von dieſem Ringeltanze. Alle Männer ſpringen in den Fluß und ſchieben das Fahrzeug los, und dann geht es wieder zwiſchen den Treibholzinſeln weiter. Mit bangem Herzen fragt man ſich, ob wir noch werden ſtoppen können, ehe wir kopfüber in den Waſſerfall hineinfahren.

Da ertönt ein fernes Brauſen, das immer ſtärker wird! Bevor wir uns deſſen verſehen, ſind wir am erſten Waſſerfall angelangt, in welchem das Waſſer mit beängſtigendem Getöſe hinabwirbelte. Von

Stoppen war keine Rede. Ich ſtelle mich auf das Vorderdeck und überblicke die Situation. Wenn kein tückiſcher Strudel unter der Schwelle des Waſſerfalles kocht, wird alles gut gehen. „Laßt die Fähre gerade auf den Fall losgehen", rufe ich, und die Fähre wird mit den Stangen gerade in die Strömung geſchoben und ſauſend gleitet ſie über die kochenden Waſſermaſſen.

Kaum hatten wir dieſe „gefährliche" Stelle paſſiert, als ſich etwa zwanzig Leute zu Pferd und zu Fuß am Ufer zeigten. Es waren Landleute, die von einigen benachbarten Höfen geſchickt waren, um uns über die Fälle zu helfen. Sie waren mehr über den Anblick unſeres ſchwimmenden Ungetüms als darüber erſtaunt, daß es ohne Unglück über den Fall gegangen war. Die Leute kamen uns jedoch gut zuſtatten, denn eine Strecke weiter abwärts, wo der Fluß ſich ausdehnte und außerordentlich ſeicht wurde, ſaßen wir rettungslos in dem blauen Tone feſt. Ich und alle Männer liefen lange barfuß im Waſſer umher, um nach einer halbwegs brauchbaren Rinne im Fluſſe zu ſuchen — wir brauchten zum Flottwerden ja nur 23 Zentimeter Waſſertiefe!

Indira Gandhi National Centre for the Arts

„Sieh da," dachte ich, „ſoll unſere ſtolze Flußfahrt hier ſchon enden? Nein, es darf nicht ſein, wir müſſen weiter!" Alles Gepäck, Sack und Pack, wurde an Land gebracht. Mit vereinten Kräften ſchoben wir die Fähre wie einen Schlitten über den blauen Ton, aber nur mit dem Erfolg, daß ſie immer tiefer in den Ton hinein geriet. Schließlich ſtand ſie wie feſtgegipſt. Nun war guter Rat teuer! Wieder liefen wir in dem glatten Ton umher; waren wir doch nur einige 20 Meter vom tiefen Waſſer entfernt. Wie einen Mühlſtein drehten wir die Fähre ein paarmal, der Ton wurde aufgeweicht, endlich, nach verzweifelten Anſtrengungen, hatten wir unſer Fahrzeug wieder flott.

Noch eine kurze Fahrt führte uns nach dem unterſten Waſſerfalle, der eine bedeutendere Höhe hatte als die vorhergehenden. Hier mußten wir natürlich unfehlbar kentern, und es wurde allgemein dafür geſtimmt, das ganze Gepäck an Land zu bringen. Es geſchah, und

die Mohammedaner bedankten ſich dafür, den ſicheren Schiffbruch mitzumachen. Ich ſelbſt konnte auf dieſe großartige Rutſchpartie natürlich nicht verzichten. Mittelſt eines am Achter befeſtigten Taues wurde die Fähre von einigen Leuten, die im Waſſer wateten, hübſch langſam nach der Schwelle des Falles hingezogen. Ich ſtand auf dem Vorderdeck und hatte die kochenden, tobenden Waſſermaſſen vor mir. „Los!“ rief ich, und wie ein Aal glitt das Fahrzeug über die Schwelle; — plätſchernd ſchlug der Vorſteven auf der Waſſerfläche unterhalb des Falles auf; ebenſo leicht folgte ihm das Achter. Und damit war die Sache überſtanden.

Karaul-dung iſt ein einſamer Hügel am Ufer. Von ſeinem Gipfel hat man eine weite Ausſicht über das graue, geringelte Band des Fluſſes, der ſich in die ſtillen Tarimwälder hineinbohrt. Im Südoſten liegt es wie ein gelber Schein über dem Grün; mit dem Fernrohr erkennt man gewaltige gelbe Wogen — es iſt der Flugſand des Wüſtenmeeres, der unheimlichen, mörderiſchen Wüſte Takla-makan.

Indira Gandhi National

Unterhalb dieſes Punktes ſieht der Fluß wie ein ſchmaler Kanalarm aus und iſt manchmal kaum 6 Meter breit. Wir haben aber auch ſchon das meiſte Waſſer abgegeben, das nach Norden geleitet worden iſt, um die Felder von Maral-baſchi zu bewäſſern. Hier heißt es alſo mit den Stangen aufpaſſen, denn die Strömung iſt ſtark, und die Fähre ſtößt gegen die Ufer, wenn man nicht achtgibt. Einmal rannten wir mit ſolcher Wucht auf dem niedrigen Uferwalle auf, daß die Fähre beinahe umgeſchlagen wäre, da ihr Achter den Druck der ganzen Strömung auszuhalten hatte.

Doch der Fluß wird wieder breiter. In einer Krümmung mit heftiger Strömung wird die Fähre dicht an das rechte Ufer getrieben. Hier ſtand im Flußbett ſelbſt eine abſterbende Pappel, die dem rauſchenden Spiele des Waſſers um ihren Stamm lauſchte. Sie wurde zu ſpät entdeckt, und die Leute konnten das Fahrzeug nicht mehr rechtzeitig an ihr vorbeiſteuern; knirſchend ſchrammte es längs des Stammes hin, der ſeine dicken Zweige wie raubgierige Arme über die Fähre

ausſtreckte und tat, was er konnte, um das Zelt vom Decke herabzufegen; er mußte ſich jedoch mit einem Fetzen begnügen, und es gelang mir noch im letzten Augenblicke, meine koſtbaren Inſtrumente, die auf dem Dache der ſchwarzen Kajüte lagen, zu retten.

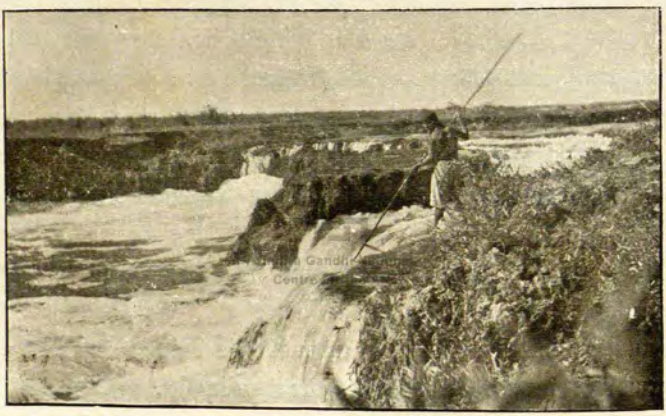
Ende September erreichten wir eine Gegend, wo ſich der Fluß wieder majeſtätiſch ausnimmt, nachdem er Zufluß von Norden empfangen hat. Doch die Strömung iſt langſam, die Oberfläche wird nur von ringelnden Wirbeln getrübt, und die Veteranen des Waldes ſpiegeln ihre gelbgewordenen Kronen darin. Welch großartige, herrliche Landſchaft! Kein Hauch rührt ſich, die ganze Natur iſt in Sonntagsſtimmung; Orgeltöne, die man nicht hört, aber ahnt, vibrieren zwiſchen den Ufern zum Lobe des Ewigen. Hier kniſtern nicht dürre Zweige unter den Schritten eines einſamen Wanderers, hier gibt es keine Spur von menſchlichen Weſen oder ihren Wohnungen. Hie und da gähnt in dem ſonſt undurchdringlichen Dickicht dieſes Unterholzes die Mündung eines Tunnels — es iſt einer der Korridore, die nur die Wildſchweine finden und in die nie ein Sonnenſtrahl fällt. Die Sonne glühte heiß, und ſehnſüchtig ſpähte man vorwärts nach tiefen Krümmungen, wo die Fähre manchmal wie durch einen Park unter Laubgewölben in erfriſchendem Schatten dahinglitt.

So fahren wir Stunde auf Stunde durch den ſchlafenden Wald auf dem dunkeln Spiegel des Fluſſes vorwärts. Es war eine märchenhafte Fahrt; man konnte glauben, von unſichtbaren Waldnixen und Elfen in einem Triumphwagen gezogen zu werden, auf einer Straße von glänzendem Kriſtall durch verzauberte Wälder, wo nur das Schweigen mit allmächtigem Zepter herrſchte. Unwillkürlich läßt man ſich durch die zauberhafte Stimmung beeinfluſſen. Ich ſitze ganz ſtill und erwarte jeden Augenblick, eine Jagdnymphe oder Waldfrau werde die Laubvorhänge beiſeite ziehen, unſerm proſaiſchen Zuge eine graziöſe Verbeugung machen und mit hellem Lachen im Dickicht verſchwinden. Doch ſie läßt auf ſich warten, und nicht einmal die Flöte eines Hirten erſchallt aus den dämmerigen Sälen des Waldes. Man wagt kaum zu reden, um den Zauber nicht zu brechen. Auf meine Leute

wirkt er einſchläfernd, ſie ſchlafen abwechſelnd bei ihren Stangen. Unaufhaltſam treibt inzwiſchen die Fähre weiter flußabwärts.

Sobald die Sonne ſinkt und das Grün der Ufer immer dunkler wird, beginnen die Mücken, wie gewöhnlich, ihren Tanz mit Souper, und das Souper bin ich, denn ſie ſcheinen mein Blut dem der Mohammedaner entſchieden vorzuziehen.

Beim Gebirgsſtocke Maſar-tag bietet die Landſchaft ein wenig Abwechſlung; hier erhebt ſich der Berg des heiligen Ali in unebenen Abſätzen, während der Fluß ſeinen Fuß beſpült. Gleich weſtlich vom



Kaſim beim Fiſchfang.

Berge kommt aus einem kleinen See ein tief eingeſchnittener Kanalarm, der einen kreideweiß ſchäumenden Waſſerfall bildet. Unterhalb des Falles gibt es prachtvolle Fiſche, Asmane, in großer Menge. Unſer Kaſim zeigte hier ſeine Kunſt. Schon in Lailik hatte er ſich mit einer langen, geſchmeidigen Rute verſehen, an deren Ende ein abwärts gerichteter Haken feſtgebunden iſt; hat der Haken ſein Ziel getroffen, ſo löſt er ſich, iſt aber etwas höher oben noch an einer ſtarken Schnur befeſtigt. Sein Fanggerät in der Hand, durchbohrte Kaſim, am Rande des Waſſers in der Haltung eines Speerwerfers ſtehend, mit ſcharfen Augen die kochenden Waſſerwirbel, an deren Bewegungen er erriet, wo ein Fiſch ſeine elaſtiſchen Schläge ſchlug.

Dann warf er den Speer, daß er durch das Waſſer pfiff; man konnte die Rute vibrieren ſehen. Es klatſchte und ſpritzte im Schaume, und im nächſten Augenblick zog Kaſim einen gewaltigen Asman an Land, der am Ende der Rute zappelnd hing, als ſei er plötzlich dorthin gezaubert worden. Kaſim machte ſeine Sache ſo gut, daß wir für mehrere Tage Fiſche hatten.

Am 4. Oktober zeigten ſich zwei iſolierte Berge über dem Horizonte, der Tſchokka-tag und der Tuſluk-tag, die ich von meiner Wüſtenreiſe im Jahre 1895 her kannte; zwiſchen ihnen liegen die beiden Seen Sorun-köll und Tſchöll-köll, die ich einer gründlichen Unterſuchung wert hielt. Vom Lager am Flußufer wurde daher unſer kleines Zeugboot nach dem Norduſer des Sorun-köll gebracht und ſegelfertig gemacht. Islam Bai durfte mitkommen; er ſaß vorn, wo er die Tiefenlotungen und Geſchwindigkeitsmeſſungen ausführte. Ich ſelbſt hatte für vieles zu ſorgen, für Segel, Steuerruder, Kompaß, Uhr und die Karte, gar nicht zu reden von Notizbuch, Thermometer, Fernglas, — Pfeife und Tabaksbeutel. Es ging aber vortrefflich; der Wind war gleichmäßig und hielt die gleiche Richtung ein; ich konnte das Segel feſtmachen und mir zwiſchen den Peilungen in ſchönſter Ruhe meine Pfeife ſtopfen. Der See lag offen und herrlich vor uns, und an den Ufern nickte das Schilf. Eine Schar von ſchneeweißen Schwänen erhob ſich dann und wann vor uns, um mit lautem Geplätſcher wieder auf das Waſſer niederzuſchlagen.

Kaſim mit ſeinem Fang.

In herrlicher Fahrt glitt die Jolle mit ſtraffem Segel leicht und anmutig über das kriſtallklare, jetzt aber vom Winde aufgeregte Waſſer. Nach vierſtündiger Fahrt erreichten wir das Ende des Sorun-köll. Durch einen ſchmalen Kanalarm iſt der See mit dem ſüdlich davon

liegenden Tschöll-köll oder „Wüstensee" verbunden, ein bezeichnender Name, denn um seine roten Ufer türmen sich die Dünen wie wahre Bergketten auf. Der Kanalarm wird von außerordentlich dichten, hohen Schilffeldern eingefaßt, deren gelbe Blütenrispen einander mitten über dem dunkeln Wasserspiegel einen brüderlichen Händedruck geben. Ganze Strecken weit gleicht der Kanal infolgedessen einem Tunnel, in dessen Innerem gemütliche Dämmerung herrscht.

Ein günstiger, frischer Wind jagte uns gerade in die Öffnung dieses nur 2—3 Meter breiten Tunnels hinein. Wie ein Schwan sauste das Boot durch den malerischen Wasserkorridor; die Schilfstengel beugten sich entweder vor unserem Segelbaume oder mußten pfeifend am Vorsteven zerknicken. Schließlich erweitert sich der Kanal ein wenig; hier hielten sich Hunderte von wilden Enten auf. Sie müssen geahnt haben, daß Islam vergessen hat, die Flinte mitzunehmen, oder sie hielten vielleicht unser Fahrzeug für eine ungewöhnlich große, friedliche Wildente; genug, sie hatten es durchaus nicht eilig, und erst, als wir unmittelbar bei ihnen waren, flogen sie so geschwind auf, daß das Wasser zischte und schäumte, schlugen aber bald wieder nieder, tauchten, schwammen, schnatterten weiter und amüsierten sich köstlich.

Vor uns wird es hell, der Horizont im Süden ist unendlich fern und so gleichmäßig, wie mit einem Lineal gezogen; unser gefülltes Segel schiebt die letzten Schilfgardinen beiseite, und aus ihrem Gefängnisse befreit, schaukelt die Jolle auf der blauglänzenden Flut des Tschöll-köll.

Wir rasteten am Ufer und verzehrten unser einfaches, aus Brot und kaltem Wildgansbraten bestehendes Frühstück, das uns ausgezeichnet schmeckte. Palta und ein Hirt waren am Ufer entlang gegangen und erwarteten uns hier.

Jetzt kam mir eine tolle Idee. Lange genug hatte ich gesegelt und mir in der letzten Zeit wenig Bewegung gemacht; ein gründlicher Spaziergang tat mir not. Nun, im Osten erhob sich der zerklüftete Kamm des Tschokka-tag wie der Rücken eines kolossalen Schweines. Ich mußte diese Bergkette um jeden Preis besteigen, um meine Karte

von 1895 zu vervollständigen. Der Hirt murmelte allerdings etwas von der Entfernung, die bedeutend größer sein sollte, als sie aussah; wir würden das Lager, wo die Fähre lag und sich nach dem Weiterfahren sehnte, nicht vor dem nächsten Morgen erreichen können. Doch ich hatte meinen Entschluß schon gefaßt, und dann helfen keine Vorstellungen mehr. Ich kann tüchtig ausschreiten, wenn es sein muß. Das Lager mußten wir vor dem Hereinbrechen der Nacht erreichen, sonst wären meine Chronometer stehen geblieben, was sehr schlimm gewesen wäre.

Es war über 3 Uhr nachmittags, und das Tagesgestirn schwebte wie ein glänzender Ballon über den Spitzen des Tschokka-tag. Islam mußte für das Boot sorgen; mit den beiden anderen Leuten ging ich schnell auf eine niedrige Paßschwelle im Kamme der Bergkette los. In gerader Linie steuerten wir dorthin. Stunde auf Stunde verging, bevor unsere Schritte auf den Schuttabhängen der ersten Bergterrasse widerhallten. Der Wind hatte sich gelegt und vollständiger Stille Platz gemacht. In elastischen, langen Sprüngen liefen ein paar Rehe flüchtig und leicht bergauf; sie schienen kaum den Boden zu berühren. Unsere Schatten waren schon bedenklich lang, als wir die letzten Halden nach der Paßschwelle hinaufstiegen. Hier hatten wir einige Minuten Rast verdient.

Seltsam, traurig, aber doch teuer waren für mich die Erinnerungen, die hier mit einer Klarheit auf mich einstürmten, als hätte ich erst gestern jenen so verzweifelten, so hartnäckigen Kampf mit dem Tode gekämpft. Das Südufer dieses Sees, der in philosophischer Ruhe träumend zwischen seinen Bergen lag, hatte mich am 23. April 1895 mit einer prächtigen, starken Karawane dem unheimlichsten Untergange und den entsetzlichsten Qualen, die je ein Asienreisender erlebt hat, entgegenziehen gesehen.

Beleuchtet von dem grellen, farbenreichen Lichte der untergehenden Sonne badeten sich jetzt die hohen Dünenkämme in Purpur und Rot, einem riesenhaften Lavastrom vergleichbar. Sie erhoben sich wie Grabhügel über meinen toten Gefährten und meinen treuen, geduldigen

Kamelen, deren Glocken auf ewig verſtummt waren. Dieſer alles erſtickende Sand war es, der ſie alle umgebracht hatte, nachdem unſer Waſſervorrat ſchon längſt verſiegt war, und unter den Dünen ſchlummerten ſie in ihrem langen, ſchweren Todesſchlafe. Fünf Jahre waren ſeitdem verfloſſen, und längſt hatte der Wanderzug der raſtloſen Dünen ihre Leichen verſchlungen. Sie waren verſchwunden wie Schiffe, die auf offenem Meere untergehen und in unbekannte Tiefen verſinken. Ich glaubte, Grabgeſänge aus dem Innern der Wüſte erſchallen zu hören, und als die Dämmerung ihre Sargdecke über dieſen Schauplatz trauriger Erinnerungen breitete, war es mir, als müßten zwiſchen den Sandhügeln geſpenſtiſche Geſtalten umherhuſchen und Rache zu nehmen ſuchen an mir, der unfreiwillig ihre Leiden und Qualen verſchuldet. Ich ſah ihn ſo deutlich vor mir, den alten, redlichen Karawanenführer Mohammed Schah, wie er ſterbend nach Waſſer rief und wie er in dem Augenblicke, als ich ihn für immer verließ, den Kopf in den glühenden, erſtickenden Sand bohrte, als wollte er ſich an ihm, dieſem verräteriſchen, tückiſchen Getränke, ſatt trinken. Wenn ſich ihm wenigſtens nach dem Tode die Träume des Lebens verwirklicht haben; wenn er unter den Palmen von Biheſcht, dem Paradieſe der Mohammedaner, ſeine ausgedörrte Kehle mit ſaftigen Waſſermelonen und ſchwellenden Aprikoſen hat erfriſchen und laben können!

Und ich, der ich all dieſes Elend verurſacht hatte, war friſch und geſund und erinnerte mich dieſer Tage als einer flüchtigen Epiſode meines Lebens. Jeder wird, glaube ich, begreifen, daß meine Gedanken ſehr ernſt waren. Es gibt im Leben Rätſel, die nie gelöſt werden. Ich begriff wohl, daß mich die unendliche Gnade des Himmels gerettet hatte; aber warum hatten die anderen ſterben müſſen, ſie, die an jener wahnſinnigen Wanderung unſchuldig waren?

Doch die Sonne ſinkt immer tiefer, die koſtbare Zeit entflieht, und wir dürfen nicht länger träumen. Jetzt galt es, die andere Seite der Bergkette hinabzuſteigen, die ungeheuer ſteil abfiel und aus lauter Felsvorſprüngen beſtand. Hinunter mußten wir auf irgendeine Art, und es war ein Wunder, daß es glücklich ablief. Wir glitten und

rutschten rauhe Felswände hinunter, wir ließen uns ohne Vorsicht in der Dämmerung in Schluchten hinab zum Schaden unserer Beinkleider und unserer Haut, die beide gehörig zerschunden wurden. Ich hatte den Vorteil, als letzter zu rutschen, so daß ich von den Blöcken, die die anderen mit ihren Füßen ins Rollen brachten, wenigstens nicht direkt totgeschlagen werden konnte. Aber als wir die weniger steilen Abhänge am Fuße des Berges endlich erreichten, waren die Schädel meiner Kameraden immer noch in ziemlich guter Verfassung. Nun begann eine endlose Wanderung in der Richtung nach dem Lager am Fluße. Die Nacht hatte die Landschaft schon in ihren dunkeln Schatten gehüllt. Ich hatte Islam Bai befohlen, abends in der Nähe der Nordspitze der Bergkette ein Feuer im Walde anzuzünden. Stunde auf Stunde verging, und vergeblich spähten wir nach einem freundlich einladenden Feuerscheine aus. Solcher forcierter Fußwanderungen ungewohnt, mußte ich alle 2000 Schritt ein paar Minuten ausruhen; ich zählte die Schritte, um danach die Entfernung berechnen zu können, und ich sehnte mich nach dem zweitausendsten, damit ich mich eine Weile auf dem nachtschwarzen Sande, aus dem die Hitze des Tages schon verflogen war, ausstrecken konnte. Ich war todmüde; ich lag auf dem Rücken und bewunderte die unermüdlichen Sterne.

Endlich zeigte sich in der Ferne der schwache Widerschein eines Feuers. Hat der Leser es je versucht, in dunkler Nacht einem Feuerscheine entgegenzugehen? Er reizt im höchstem Grade und macht den Wanderer an die Nähe des Zieles glauben. Stunde auf Stunde geht man, aber das Feuer scheint immer gleichweit entfernt zu bleiben. Schließlich fängt man an, daran zu zweifeln, daß es wirklich ein Feuerschein ist; es muß ein Elmsfeuer sein, das beständig vor uns zurückweicht. Doch nein! Jetzt lassen wir einen kleinen Hügel hinter uns, und nun zeigen sich der Kern des Feuers und seine hellen, lodernden Flammen. Wir rufen, erhalten aber keine Antwort, wir beschleunigen unsere Schritte und setzen uns dann wieder eine Weile und betrachten mit Freude das Licht. Ach, wenn wir doch erst dort wären! Schließlich erreichen wir die Grenze, bis zu der die äußersten

Schwingungen der Schallwellen reichen, und nun bleiben unsere Rufe nicht länger unbeantwortet!

Als die Unseren hörten, daß wir im Anzuge waren, sorgten sie für eine festliche Illumination. Sie hatten in einem Teile des Waldes gerastet, der aus toten, verdorrten Bäumen bestand; diese wurden jetzt der Raub hungriger Flammen. Schon von fern hörten wir es in dem trockenen Holze knistern und sprühen, und nach einer Weile marschieren wir sozusagen in eine brennende Stadt ein, deren blendender Brand der nächtlichen Finsternis Trotz bietet. Rotglühende Stämme beugen sich schon auf allen Seiten zum Falle, und unerträgliche Hitze umgibt uns. Und dann kehren wir, von zuverlässigen Fackelträgern geführt, in später Nacht zur Fähre zurück, sehr angegriffen von dieser anstrengenden Wanderung. Es war der erste Tag im innersten Asien voll wirklicher Strapazen; aber nur ein bißchen Geduld, es werden ihrer schon mehr werden!

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Fünftes Kapitel.

Durch unbekanntes Land.

Zu lange hatten wir uns am Masar-tag aufgehalten. Der Herbſt hatte einen tüchtigen Vorſprung erhalten, und in den Wäldern herrſchte jetzt die gelbe und die rote Farbe vor. Die langſame Strömung ſtellte unſere Geduld unbarmherzig auf die Probe, und der Fluß machte bisweilen Krümmungen, bei denen nur $^1/_{16}$ zu einem vollſtändig geſchloſſenen Kreiſe fehlte. Einmal mußten wir, um 180 Meter weiter zu kommen, 1440 Meter zurücklegen; nicht ſelten kam es vor, daß wir gegen Mittag wieder an einen Waldhügel gelangten, den wir am Morgen hinter uns zurückgelaſſen hatten und der uns dann nur das zweifelhafte Vergnügen gewährte, ſich von der anderen Seite beſchauen zu laſſen.

In der Waldgegend More traf mich ein großer Verluſt. Dowlet war mein Lieblingshund und meine beſte Geſellſchaft. Eilig ſprang er an Land, lief bellend durch die Büſche, als ſuche er etwas, begann zu taumeln und kam mir ganz ſonderbar vor. Er wurde am Lagerfeuer aufs beſte gepflegt, aber alle meine Bemühungen waren umſonſt, und vergebens ſtreichelte ich ihm die ſamtweichen Ohren und die Stirn, um ihn dazu zu bringen, daß er bei uns bliebe; ich blieb nachts ſo lange bei ihm ſitzen, bis der letzte Lebensfunke aus ihm entflohen war. Und dann kam es mir ſo ſeltſam öde und leer vor, und die bevorſtehenden Wanderjahre erſchienen mir gar ſchwer. Er wurde am Ufer begraben, und an Bord herrſchte während der ganzen folgenden

Tage selbst unter den Mohammedanern eine gedrückte Stimmung wie nach einem wirklichen Begräbnisse.

Die friedliche Gegend schien recht wildreich zu sein. Gelegentlich sah man scheue Antilopen oder Rehe am Ufer. Jolldasch macht bei solchen Gelegenheiten seiner Unzufriedenheit Luft. Vor der Fähre schwamm ein Reh quer über den Fluß, und Islam und Mollah, unser neugefundener Führer, lagen mit ihren Flinten auf dem Vorderdeck in Anschlag. Doch mit einem Sprunge war das Tier auf dem Uferwalle und verschwand im Unterholze. Weiter unten überraschten wir eine Herde von Wildschweinen, die sich behaglich im Uferschlamme wälzten. Sie richteten sich auf, betrachteten uns einen Augenblick und setzten dann wie ein sausender Wirbelwind in das Schilfdickicht hinein. Eine Wildente, die uns von ihrem Sitzplatze mit unverschämt großer Kaltblütigkeit beobachtete, spielte noch am selben Abend eine Rolle auf der Speisekarte und schmeckte vorzüglich.

Wir mußten Zeit sparen und trieben deshalb auch noch nach Sonnenuntergang flußabwärts weiter. Um meine Leute aufzuheitern, packte ich unser großes Symphonion aus und ließ Islam Musik machen. Sie hörten andächtig zu, und Kasim hielt sich mit der kleinen Fähre möglichst in unserer Nähe. Klar und wehmütig erklang die Cavalleria rusticana zwischen den Ufern, Carmen hallte festlich im Walde wieder, und die schwedische Nationalhymne fand jetzt zum erstenmal an diesem Flusse einen Resonanzboden. Und als schließlich ein elektrisierender Parademarsch durch die Luft schmetterte, war es, als sei die Fähre im Siegeszug langsam und feierlich an ihr Ziel gelangt und werde von der Regimentsmusik mit Fanfaren begrüßt. Der Abend war friedlich und still, die Luft erfüllt von Waldesduft und Wiesen- und Schilffelderdämpfen. Das großartige Schweigen der Einöde, das unter den Bogen eines Tempels nicht tiefer hätte sein können, wurde nur gelegentlich durch das Schnattern einer Wildente, das Rascheln eines Fuchses im Schilfe und durch unsere Spieluhr unterbrochen, deren Tönen die Bewohner des Waldes sicherlich

geſpannt lauſchten. Unterdeſſen führte uns die Strömung immer tiefer in dieſes unbekannte Land hinein.

Am 11. Oktober lag frühmorgens ein feuchter Nebel über dem ſpiegelblanken Waſſer des Jarkent-barja. Ein ſchwaches Dunkel nur ließ den Waldrand des gegenüberliegenden Ufers ahnen. Was kümmerte uns der Nebel, wir konnten uns ja nicht verirren, der Fluß brachte uns auf ſeinem ſicheren Rücken vorwärts. Wenn wir mit allzu ſtarker Geſchwindigkeit gegen eine Uferterraſſe trieben, ſo ſtanden Palta und ſeine Kameraden mit ihren Stangen bereit. Kaſim, der beſtändig die kleine Fähre führte, zeichnet ſich als ſcharfe und doch matte Silhouette in dem noch wie Spinnengewebe zwiſchen den Ufern hängenden Nebel ab. Nun aber geht die Sonne auf und ſtreut ihr Morgengold über den Fluß, der Nebel verſchwindet, und ein neuer Tag erwartet uns, hell und klar, aber kalt nach der erſten Froſtnacht des Herbſtes.

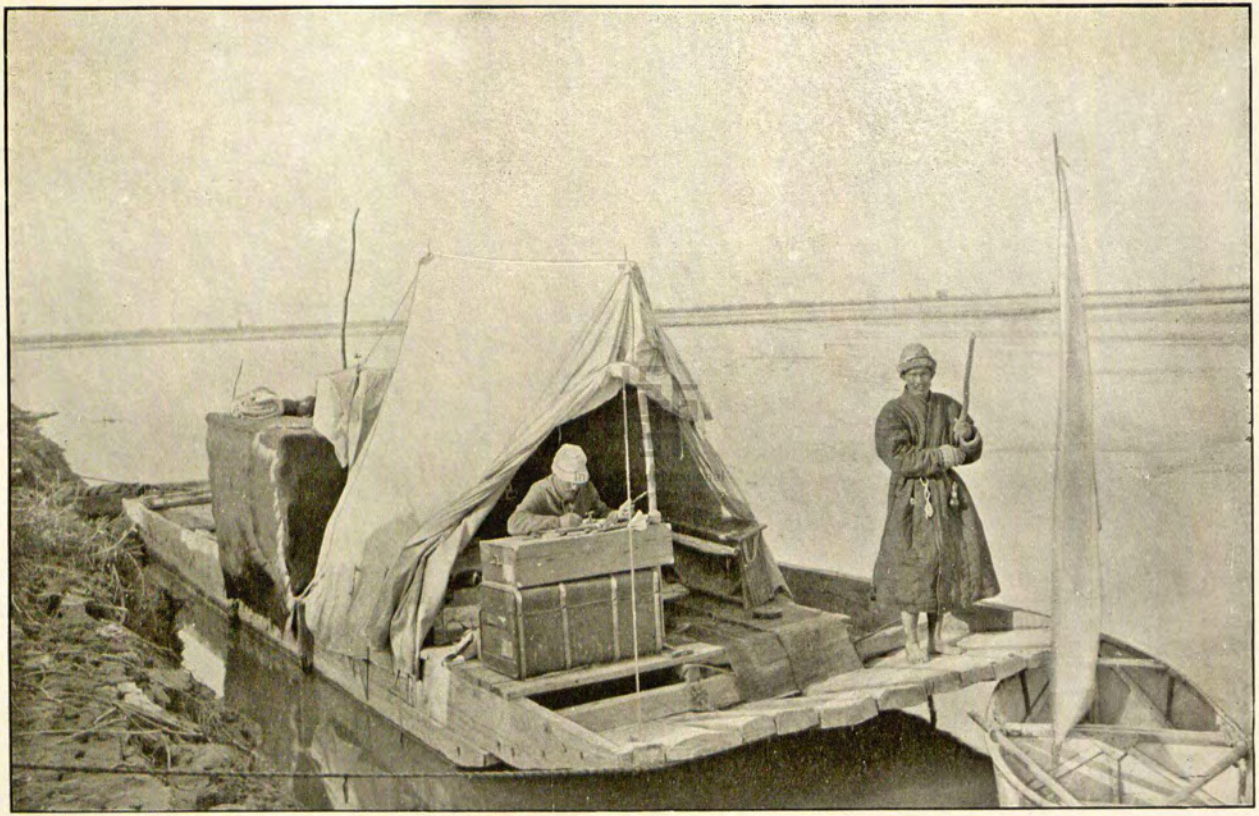
Ein paar Tage ſpäter war der Wald überall gelb, und einmal ſah der Fluß recht eigentümlich aus, als nach friſchem Winde ſein Spiegel ganz mit welken Blättern überſät war. Die Waſſerſtraße glich jetzt einer breiten Parkallee im Herbſte.

Im Zelteingange ſaß ich gewöhnlich im Schatten, und je kälter es wurde, deſto mehr begann ich mich nach der Sonne zu ſehnen. Um mich ordentlich in ihren wärmenden Strahlen baden zu können, pflegte ich mehrere Stunden in der Jolle, die mit Filzmatten und Kiſſen ausgeſtattet wurde, zuzubringen. Hier hatte ich es herrlich, die Pfeife im Munde und mein ganzes Zeichengerät auf dem Schoße. Ich hielt mich eine gute Stunde vor der Fähre, um von abſoluter Stille umgeben zu ſein. Und mein „Lehnſtuhl" ſchwamm ſo ſchön eine Flußwindung nach der andern hinab, und nur ab und zu brauchte ich zum Ruder zu greifen, um nicht mit einem Ufer in Kolliſion zu geraten.

Am 17. Oktober bemerkten wir endlich die Nähe von Menſchen, indem wir eine ziemliche Strecke vor uns Rauchwolken und Flammenzungen zwiſchen Bäumen am Ufer ſahen. Nun würde ich wohl ſichere Kunde von dem Lande zu beiden Seiten des Fluſſes erhalten, dachte

ich. Mollah erklärte, das Feuer rühre von Hirten her, die dadurch Tiger und Wölfe von ihren Herden abhielten. Als wir näher gekommen waren, sahen wir auch eine große Herde, ein paar Hunde und einige Hirten. Aber glaubt der Leser etwa, daß sie mit sich reden ließen? Ein Gardeleutnant hätte stolz sein können, wenn seine Soldaten so blitzschnell kehrt machten wie diese halbwilden Waldmenschen. Sobald sie die Fähre mit ihrem gespensterhaften Zelte und ihrer rabenschwarzen Kajüte erblickten, rissen sie aus, daß der Staub unter ihren Schaffellsandalen emporwirbelte, und sie liefen, was das Zeug hielt, ihre Herden ihrem Schicksale überlassend. Wie wir auch riefen und sie durch ausgeschickte Späher suchen ließen, sie waren und blieben wie fortgeblasen. Was sollten diese einfachen Naturmenschen übrigens auch denken, als sie unser Ungetüm von Fähre, lautlos wie ein Panther, unter dem Ufer heranschleichen sahen! Natürlich mußten sie sie für einen bösen Wüstengeist halten, der ihre friedlichen Waldverstecke aufgespürt hatte.

Während der beiden folgenden Tage tat uns der Wind großen Abbruch. Ein ordentlicher Wüstensturm fuhr über das Land und jagte seinen Staub über den Flußgürtel. Die Sonnenscheibe zeichnete sich nur im Zenit wie ein schwach sichtbarer, gelbroter Schild ab. Überall flogen dürre, raschelnde Blätter umher, und in einigen Krümmungen hatten sie sich zu wirklichen Sargassoseen angehäuft. In Biegungen mit Gegenströmung ging es unendlich langsam, wenn uns aber der Wind begleitete, sauste die Fähre so schnell an den Ufern vorbei, daß das Wasser um den Vorsteven schäumte. Am Abend des 19. Oktober herrschte wieder Ruhe, und wir fuhren bis tief in die kalte Nacht hinein weiter. Die Leute vor mir zeichneten sich als scharfe Silhouetten gegen das glitzernde Geflimmer des Mondstreifens auf der Wasserfläche ab. Die Uferwälder glichen schwarzen Kohlezeichnungen, nur hie und da schlüpfte ein Mondstrahl in das Dickicht hinein. Ein paar Stöße des Grundes der Fähre gegen Sandbänke waren nicht angenehm für diejenigen, die ins Wasser springen und das Schiff wieder flott schieben mußten. Sie konnten sich jedoch



Am Arbeitstisch an Bord der Fähre.

ſpäter im Nachtlager, wo vier gewaltige Pappelſtämme über dem Feuer ſprühten und pufften, genügend erwärmen.

Hasrett-i-Achtam Reſi Allahu Anchu iſt der Name eines Heiligen, der nicht weit vom Ufer begraben lag. Eine einfache Moſchee, aus Pfählen und Reiſig erbaut, und eine Anzahl Stangen, die mit Wimpeln und Antilopenſchädeln behängt waren, zierten die heilige Stätte. Wir beſuchten dieſes friedliche Grab, und unſer guter Mollah hielt dort einen andachtsvollen, feierlichen Gottesdienſt. „La illaha il allah" (Es gibt keinen Gott außer Gott) verkündete ſeine tiefe Stimme mit Uberzeugung, und die Worte verhallten in der Ferne zwiſchen den Pappeln.

Während unſerer Abweſenheit war Kader Schiffswächter. Als wir zurückkehrten, bat er, ſich allein nach dem Heiligtume begeben zu dürfen. Es dauerte jedoch nicht lange, ſo kam er angelaufen, als wären zwanzig Wölfe hinter ihm her. Der junge Held geſtand offen und ehrlich ein, daß ihm der einſame, unheimliche Ort ſolche Furcht eingeflößt habe, daß ihm alle Luſt vergangen ſei, in die Moſchee einzutreten und den Heiligen mit ſeinem Beſuche zu beehren. Als das Reiſig unter ſeinen Füßen knackte, glaubte er, als Opfer eines Attentates auserſehen zu ſein; jeder Strauch verwandelte ſich ihm in einen Räuber, jeder Zweig in einen auf ſeine mutige Bruſt gerichteten Flintenlauf, und er glaubte, lebende Weſen mit den Lappen der Grabſtangen winken zu ſehen.

Der 22. Oktober brachte etwas Abwechſlung in unſer einförmiges, aber herrliches Leben auf dem Fluſſe. Zwiſchen den Uferbüſchen tauchte ein Reiter auf. Aber kaum hatte er uns erblickt, ſo warf er ſein Pferd herum und verſchwand. Augenſcheinlich war er ein Kundſchafter, denn nach einer Weile kam eine ganze Schar von Reitern angeſprengt; ſie ſaßen ab, breiteten Teppiche auf dem Ufer aus und legten Weintrauben, Melonen und Brot darauf Es war ein Häuptling aus dem Dorfe Awwat, der uns auf dieſe liebenswürdige Weiſe bewillkommnete. Er wurde an Bord eingeladen, und dann ging es weiter, während die ganze Kavalkade am Ufer mit uns ritt.

Kurz darauf zeigte ſich eine neue Schar von Reitern in bunten, grellfarbigen Chalaten, und noch einmal mußten wir Halt machen und uns ihre Bewillkommnungsgeſchenke gefallen laſſen. Es waren die in Awwat anſäſſigen weſtturkeſtaniſchen Kaufleute und ihr vornehmſter „Bai“; letzterer wurde an Bord eingeladen, und Islam mußte am Herdfeuer auf dem Achterdecke die Honneurs machen und Tee vorſetzen.

Noch waren wir nicht viel weiter gelangt, als wir eine dritte Reiterſchar auf einer Landſpitze unſere Ankunft erwarten ſahen. Jetzt war es der Bek von Awwat, der uns in höchſt eigener Perſon an den unter ſeinem Zepter ſtehenden Ufern willkommen heißen wollte. So vergrößerte ſich die Zahl derer, die uns ihre Aufwartung zu machen gedachten, in einem fort; bald hier, bald da ſah man neue Reiter zwiſchen den Bäumen, und in dem eben noch ſo ſtillen Walde ertönte jetzt muntere, laute Unterhaltung. Laut und eifrig wurde über den Zweck meiner ſeltſamen Reiſe verhandelt und diskutiert, und vor allem war die Fähre ein Gegenſtand der lebhafteſten Aufmerkſamkeit. Die Reihen wurden immer dichter, man konnte ſich belagert glauben, — lag etwa die Abſicht vor, uns in eine Falle zu locken, uns von allen Seiten zu umzingeln, uns zu plündern und umzubringen? Nein, bewahre, durchaus nicht, es waren lauter friedliche Landleute, und überdies hatten wir ja ihre Häuptlinge als Geiſeln an Bord.

Im roten Lichte der untergehenden Sonne ſah dieſer Zug recht eigentümlich aus. Auf dem Achterdeck ſervierte Islam den Tee den Beken, die in ihren ſtolzen Feſtgewändern um das Feuer hockten und recht feierliche, ängſtliche Geſichter machten, obwohl die Strömung ſehr gelinde war. Ich ſelbſt ſaß wie gewöhnlich feſtgenagelt an meinem Schreibtiſch, da keine Zeremonien der Welt mich dazu gebracht hätten, in meiner Flußkarte eine Lücke entſtehen zu laſſen. Und an den Ufern wirbelte der Staub auf unter der Reiterſchar, und die Pferdehufe dröhnten dumpf auf dem Boden. Nie hatten die trüben Wellen des Jarkent-darja je ähnliches geſehen. Auf feurigen Roſſen ſaßen acht Falkner, zwei von ihnen trugen Königsadler, die anderen

Jagdfalken; die wilden Augen deckte die Kappe die Krallen gruben ſich feſt in den dicken Lederhandſchuh der Träger. Dieſe entzückenden, bewundernswerten, aber doch unheimlichen Raubvögel dürfen bei keiner feſtlichen Gelegenheit fehlen. Später am Tage zeigten ſie mir ihre Kunſt; die Beute, vier Haſen und ein Reh, wurde Islam Bai als meinem Koche übergeben. Wenn man einmal geſehen hat, wie der Falke den Haſen, die Taube oder den Faſan zurichtet, ſo hat man genug davon; man bewundert aber die Präziſion, Schnelligkeit und Kraft, welche dieſe elaſtiſch geſpannten und doch ſo zarten Flügel entwickeln, und iſt erſtaunt darüber. Wie ein Schraubſtock bohren ſich die ſpitzen, ſcharfen Krallen in den Rücken oder die Bruſt des Opfers ein; mit einigen nachläſſig ſchlenkernden Kopfbewegungen und kräftigem Zurückwerfen des Kopfes rupft der Falke der Beute die Federn oder die Haare aus, aber nur an einer kleinen Stelle; unmittelbar an beiden Seiten dieſes Flecks packt er mit den Krallen von neuem feſt, und dann beginnt der Schmaus an dem noch lange lebenden Tiere.

Falkner mit Jagdadler.

Am 27. Oktober legten wir unſere letzte Tagereiſe auf dem Jarkent-darja zurück; am Abend ſollten wir, wie uns unſer Lotſe verſprochen hatte, die Mündung des Akſu-darja erreichen. Erſt unterhalb dieſes Punktes trägt der vereinigte Fluß den Namen Tarim. Verzweifelt langſam trieben wir die letzte Strecke, aber wir mußten bis zum Abend hinkommen. „Alle Stangen eingeſtemmt!“, und die Leute ſchoben und ſchrien und ſangen im Takt, und ſo glitten wir

über den blanken Waſſerſpiegel. Dabei blieb Alims Stange im Bodenſchlamme ſtecken, was ihn nicht im geringſten ſtörte; er entkleidete ſich, ſchwamm zur Stange hin, machte ſie los und holte dann mit ihr ſchwimmend die Fähre wieder ein. Das Waſſer hatte jetzt eine Temperatur von + 9° C.; mein Sehnen nach Flußbädern hatte ganz aufgehört. Die Luft war an dieſem Tage jedoch richtig ſommerlich warm; ich ſaß in Hemdärmeln an meinem Schreibtiſche und ließ freudig meine Blicke ſich verlieren in dieſen einförmigen, aber doch immer feſſelnden, intereſſanten Szenerien, dieſen großartigen, in der Minute mehrmals wechſelnden Perſpektiven, die der Fluß zwiſchen ſeinen gelben Waldkuliſſen dem Auge darbot. Berauſcht von dieſen Bildern, den Duft von Aprikoſen, Trauben und Birnen, die ſtets auf einer Schüſſel in die Zeltöffnung geſtellt wurden, einatmend und vom beſtändigen Plätſchern der Stangen im Waſſer beinahe zu Träumen eingeſchläfert, ſehnte ich mich gar nicht nach dem Zuſammentreffen mit dem großen Fluſſe.

Und dennoch, als wir endlich die letzte Krümmung hinter uns hatten und den Tarim vor uns ſahen, erweckte dieſer Anblick ein behagliches Gefühl, — nun würde es wenigſtens vorwärtsgehen, jetzt würden wir Waſſer genug haben, um uns durch den Herbſt in die Ferne zu tragen. Es war mir, als ſei der Vorhang zu einem neuen Akte unſeres Märchenſpieles aufgegangen. Die Waldkuliſſen rückten beiſeite, die Hintergrunddekoration war unendlich fern, und die kochenden, ziſchenden Waſſermaſſen des Akſu-darja bildeten die Bühne.

Mit Mühe und Not gelang es uns, die Fähre gerade in dem Augenblicke zu ſtoppen, als ſie anfing, willig dem tückiſchen Stromſog nachzugeben, der ſie nach dem Strudel des Zuſammenfluſſes hinzog. Wir mußten einen Tag an der Mündung raſten und das Fahrwaſſer unterſuchen. Tief und ernſt ſtimmten die Mohammedaner am Tage darauf ihr „Bißmillah“ (In Gottes Namen) an und ſtanden breitbeinig auf ihren Poſten; alle Muskeln waren geſpannt, und die Stangen hatten ſie mit ſo feſtem Griffe gepackt, daß die Handknöchel wie weiße Elfenbeinkugeln ausſahen. Ich hatte meine Kompaßpeilung nach einer

ziemlich entfernten Landſpitze abgeleſen und dann meine Inſtrumente eingepackt, falls in dem Strudel zu heftiger Wellenſchlag ſein ſollte. Nur ein einziger Stoß war nötig, dann glitt die Fähre wie auf geölten Schienen mit ſauſender Fahrt in den Strudel hinein. In einer Sekunde beſchrieb ſie einen Kreis, war aber, als ſie die zweite Drehung begann, ſchon über den kritiſchen Punkt hinaus. Es wurde einem ganz ſchwindlig bei dieſem wilden Tanze. Der ganze Horizont, die Ufer und die dunkeln, teils nahen, teils entfernten Waldlinien ſchienen an Ringen befeſtigt, die jetzt mit verzweifelter Schnelligkeit um die Augen des Zuſchauers zu rotieren begannen. Aber dank Paltas Geiſtesgegenwart und ſeinen ſehnigen Armen hörte das Drehen bald wieder auf, und mit gleichmäßiger, guter Geſchwindigkeit glitt die Fähre den koloſſalen Fluß hinab.

Abends am Lagerplatze, bei dem das Anlegen ſchwerer als gewöhnlich war, blieben wir nicht allein. Eine Schar Wildgänſe ſchlug laut plätſchernd auf das Waſſer nieder. Als wir im Morgengrauen weiterfuhren, waren ſie ſchon wieder aufgebrochen. Ein einſamer Pilger war, ermattet von den Strapazen des Tages, zurückgeblieben. Doch auch er ſchwang ſich auf, um in der freundlichen Morgenſonne durch die Luft der unſichtbaren Spur ſeiner Kameraden zu folgen.

Sechſtes Kapitel.

In ſchwindelnder Fahrt den groſſen, einſamen Tarim hinab.

Als wir am 30. Oktober auch an der Mündung des Chotandarja vorbeitrieben, hatten wir endlich alle großen Nebenflüſſe des Tarim hinter uns. Die Mündung des letztgenannten Nebenfluſſes war jetzt trocken, aber daß ſein Bett doch Waſſer — fließendes und ſtehendes — enthält, kann ich bezeugen, der ich am 5. Mai 1895 an ſeinem Ufer von dem qualvollen Tode des Verdurſtens errettet worden bin.

Am Tage darauf waren wir noch nicht weit gekommen, als ſich ein wütender Oſtſturm erhob. Der Fluß war ganz gerade, breit und offen, und ungehindert peitſchte der Wind das Waſſer zu ſchaumgekrönten Wellen auf, die ſo heftig an den Vorſteven der Fähre ſchlugen, daß der ganze Rumpf bebte. Über beiden Ufern ſchwebte hellgrauer Nebel aus feinem Staube, der den Wald verhüllte. Das Zelt drohte fortgeweht zu werden; lange Zeit lag die Fähre ſtampfend ſtill, obwohl die Strömung unter uns weitertrieb.

Doch jetzt wurde es uns gar zu toll; wie Donner rollte der Sturm ſchonungslos über die Erde; lieber im Walde liegen und beſſeres Wetter abwarten. Drinnen zwiſchen den Bäumen herrſchte mitten am Tage Dämmerung. Ein gewaltiges Feuer wurde angezündet; es war herrlich, ſich in der Kälte wärmen zu können! Ich wollte die Gelegenheit wahrnehmen und mir gründlich den Genuß

eines erfriſchenden Sportes bereiten, was mir nicht zu verdenken war, nachdem ich wochenlang ſtill geſeſſen und auf die feinen Zahlen der Karte geſtarrt hatte. Die Jolle wurde getakelt: ein Bambusmaſt wurde aufgerichtet, Wanten, Segel und Ruder zum Steuern angebracht. Keiner durfte mitkommen; ſie wurden ſchon beinahe ſeekrank, als ſie ſahen, wie ich fortſauſte, einer fliegenden Wildente ähnlich, die die Waſſerfläche nur zu ſtreifen ſchien. Der Maſt knackte beängſtigend, aber was hätte es geſchadet, wenn er gebrochen wäre, ſtand doch der Wald voll ſchlanker, junger Bäume. Ich wollte jetzt nur vorwärts eilen und, alles vergeſſend, von dem jagenden Sturme durch die wilde, großartige Einſamkeit getragen werden.

So ſegelte ich flußauf gegen die gehemmte Strömung; die grauen, trüben Wellen ziſchten und kochten um das gebrechliche Zeugboot, das gelbe Buſchholz leuchtete nur ſelten durch den Ufernebel hervor; gerade vor mir gähnte ein unendliches Chaos. Ich hatte außerordentlich ſtarken Wind im Rücken, und das Segel war ſo aufgeblaſen wie ein Ballon, der Maſt glich einem Bogen. Ich lehnte mich bequem an die Reling und ließ die Dinge ihren Gang gehen.

Welch ein Toben, Sauſen und Pfeifen auf allen Seiten, und doch welch erhabener eindringlicher Friede! Nur die Elemente waren in Aufruhr und feierten in ausgelaſſenem Lauf ihren Herbſtkarneval mit gelben Kränzen, die den Tarim hinuntertanzten. Hier hörte man keinen anderen Laut als das wilde Spiel des Waſſers und der Winde. Wenn das Krachen vertrockneter Zweige an mein Ohr ſchlug, war es der Wind, der ſie brach; die Schritte des flüchtigen Hirſches würden vom Heulen des Sturmes übertönt worden ſein. Wenn aber dieſes Kniſtern und Krachen lauter als ſonſt klang, konnte ich mir ſagen, daß ich mich ganz in der Nähe eines Ufers befand und daß es klug wäre, weiter ins Strombett hineinzuſteuern. Vielleicht wurde meine wilde Jagd von irgendeinem ſchleichenden Tiger beobachtet, der in den dämmrigen Verſtecken der Tamariſken vergeblich auf mehr Vögel dieſer fremden Art lauerte. Was ſind alle Schauſpiele der Welt mit ſolch einem Tage verglichen! Mitten in einem

verheerenden Sturme allein mit seinem eigenen Gewissen zu sein, gehört zu den ergreifendsten und erhabensten Festen, die man erleben kann.

Schließlich dachte ich, daß ich mich nun weit genug entfernt hätte; ich landete, schleppte das Boot geschützt vor dem Winde aufs Ufer, zog das Segel ein, zündete ein kleines Feuer an, kochte mir Tee und verzehrte in der Einsamkeit mein einfaches Frühstück. Dann trieb ich mit der Strömung wieder nach der Fähre zurück, wo die schwarze Kajüte verdunkelt und die zuletzt aufgenommenen Photographien entwickelt wurden.

Endlich hatte der Sturm ausgetobt, und wir konnten weiterfahren. Bei einer Hütte am Ufer stand ein Mann mit weitaufgerissenem Munde; als er uns aber erblickte, nahm er sofort Reißaus. Mit schwindelnder Fahrt ging es durch den Kara-tograk, den „schwarzen Wald". Der Fluß ist hier seicht, und das Wasser rauscht in schäumenden Fällen über die Schnellen. Wir wurden gerade nach einer vorspringenden Landspitze förmlich hingezogen, und eine Katastrophe erschien unvermeidlich. Doch im rechten Augenblick nahm sich die Strömung selbst unser an, so daß nur die linke Seite der Fähre das Dickicht streifte und einige Tamariskenzweige mitnahm; es ging wie geschmiert — es war eine feine Umschiffung und dabei ein Vergnügen, die Ufer vorübereilen zu sehen.

Von dem schwarzen Walde erstreckte sich der Fluß unendlich weit ganz gerade nach Nordnordosten; die gelben Schilfgürtel der Ufer verwischten sich in weiter Ferne, und am Horizont schien die Wasserfläche direkt in den Himmel überzugehen. Es hatte den Anschein, als beabsichtige unsere freundliche Pulsader, sich von der Erde loszulösen und in den grenzenlosen Weltenraum hinauszufließen. Gerade als wir, nichts Böses ahnend, an einer stark überhängenden, unterwaschenen Uferterrasse vorbeitrieben, rutschte das Erdreich ab und überschüttete beim Sturze ins Wasser die rechte Seite der Fähre und die dort befindlichen Leute mit einer gründlichen kalten Dusche, wobei ein solcher Seegang verursacht wurde, daß wir ungewöhnlicherweise tüchtig schaukelten.

Eine Strecke weiter abwärts tauchte eine einſame Wanderin aus dem Schilfe auf. Sie rief uns unerſchrocken zu, ſie wolle uns zehn Stück Eier ſchenken. Die Fähre wurde ſo nahe an das Ufer hinangeſteuert, daß das Achter das Schilffeld ſtreifte; Islam nahm das Bündel mit den Eiern in Empfang und händigte der unbekannten Dame einige Geldſtücke ein. Wer war ſie? Sie glich dem Winde; wir wußten weder, woher ſie kam, noch wohin ſie ging.

Der Herbſt fing an, kalt zu werden. Das Feuer auf dem Achterdeck wurde ſorgfältiger unterhalten als bisher, und die Seeleute ſaßen dort abwechſelnd, um ſich zu wärmen. Kader las ihnen die Abenteuer der mohammedaniſchen Miſſionare in Oſtturkeſtan vor, und Islam Bai pflegte ſich mit Brotbacken zu amüſieren.

Plötzlich kam es anders, die Strömung wurde bedeutend ſchneller, jeder Stangenmann ſtand breitbeinig an ſeiner Ecke. Die gewaltige Waſſermaſſe ſchob ſich von einer Flußbiegung in die andere; hier hieß es aufpaſſen und ſtets rechtzeitig abſtoßen. Einmal nützte jedoch unſere Wachſamkeit nichts, die Fähre rannte mit voller Fahrt gegen ein ſenkrechtes Ufer und erhielt einen gewaltigen Stoß; es geſchah aber weiter kein Unglück, ein paar Purzelbäume an Bord und eine Schürze voll Erde auf das Vorderdeck waren alles.

Der Fluß wird immer wilder; er drängt ſich zwiſchen 5 Meter hohen, ganz öden und unfruchtbaren Ufern in einen engen, ſchmalen Korridor zuſammen; die Lage wird immer ſpannender, man iſt jeden Augenblick auf eine Kataſtrophe gefaßt. Unſer Schiff treibt mit ſchwindelnder Geſchwindigkeit durch dieſen unheimlich rollenden Hohlweg; wir hatten das Gefühl, von einem ſaugenden Strudel rettungslos dem unvermeidlichen Untergange entgegengeführt zu werden, aber man konnte nichts dabei tun, als hübſch weiterzutreiben und die Stöße rechtzeitig zu parieren.

Kaſim trieb wie gewöhnlich an der Spitze. Auf einmal hörte man ihn mit verzweifelter Stimme rufen: „Halt, halt!“ In dem nur 20 Meter breiten Fluſſe war ein Pappelſtamm auf Grund geraten, und um ihn herum hatten ſich Maſſen von Spänen und

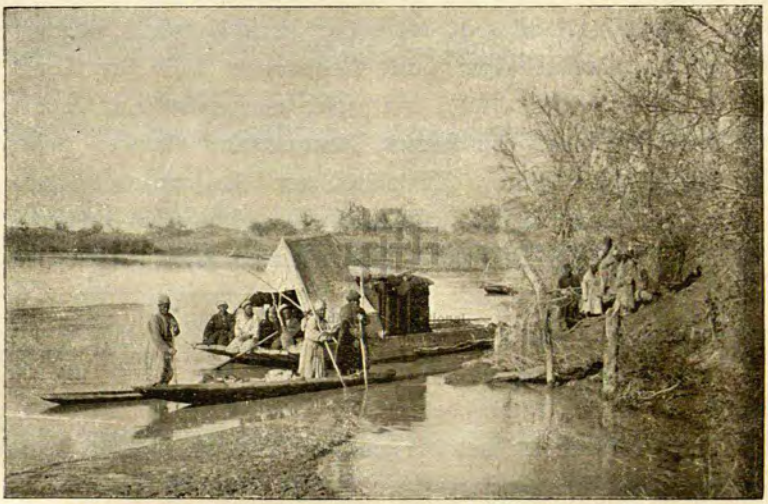
Treibholz angesammelt, um mitten im Fahrwasser eine unangenehme kleine Insel zu bilden, um die herum das Wasser weiß schäumte und kochte. Der tollste Wirrwarr entstand, alle riefen und schrien; man versuchte, die Fähre zu hemmen, aber die Stangen reichten nicht bis auf den Grund, und nach einigen Sekunden waren wir dicht vor der Insel, wo wir alle Aussicht hatten, umzuschlagen. Im letzten Augenblick aber rettete Kasim die Situation; es gelang ihm, mit einer Leine nackt an Land zu schwimmen und unter großer Anstrengung die Fähre festzuhalten. So glitten wir denn glücklich an dieser Falle vorbei, um nachher mit derselben wilden Geschwindigkeit von 101 Meter in der Minute weiterzustürmen. Abends am Lagerplatze trafen wir Hirten und konnten Schafe kaufen. Ein Heiliger hatte hier seinen „Masar" (Grabhügel); hier knieten die Mohammedaner nieder, um diesem unbekannten Ehrenmanne aufrichtig zu danken, da sie es seiner Güte zuschrieben, daß wir mit Sack und Pack unverletzt und trockenen Fußes so weit gelangt waren.

Woher kamen wohl die unzähligen Wildgänse, die immerfort, tagaus, tagein nach Westen flogen und selbst nachts ihr heiseres Geschrei hoch über den Pappelkronen ertönen ließen? Vielleicht aus Sibirien, der Dsungarei oder aus Kuldscha? Ich wurde nicht müde, diesen aus kleinen schwarzen Punkten zusammengesetzten edeln Pfeilspitzen und Drachen mit den Blicken zu folgen. Stets sieht man einen Führer an der Spitze, ohne Bedenken über die Richtung fliegt er gerade drauf los. Die beiden Flügel folgen ihm treu; die schwarzgetüpfelten Reihen wogen leicht auf und nieder, je nach den Bewegungen des Führers, wie zwei im Winde flatternde Wimpel. Wie wunderbar ist doch das Leben dieser Vögel eingerichtet! Sie kreuzen Asien jährlich zweimal, zwischen Sibirien und Indien. Und ich habe 39 Jahre gebraucht, um viermal durch den großen Kontinent zu reisen! Doch als ich es das erste Mal tat, war ich schon 27 Jahre alt, also älter als die meisten Wildgänse, und habe daher nicht mit Aussicht auf Erfolg mit ihnen um den Rekord kämpfen können.

Auf einer Schlammhalbinsel, um die der Fluß beinahe einen

vollſtändigen Kreis beſchrieb, ſaßen zwölf dunkelbraune Geier, ſtruppige, plumpe, rieſenhafte Vögel. Sie hatten ſich an einem toten Schimmel, deſſen leere Augenhöhlen ins Waſſer ſtarrten, vollgefreſſen. Um uns kümmerten ſie ſich wenig; ſie betrachteten uns ganz ruhig und drehten nur den Kopf wie Sonnenblumen in dem Maße, wie die Fähre ihre Runde um die Landzunge beſchrieb.

Am 6. November trieben wir an der Hirtenanſiedlung Boſtan vorbei, deren Bewohner uns Gemüſe und einen großen, weißen Hahn



Frühſtücksraſt.

ſchenkten. Kaum war dieſer neue Paſſagier an Bord losgelaſſen worden, ſo ſchoß er wie ein Pfeil auf unſern alten Hahn los und ſtieß ihn auf die empörendſte Weiſe ins Waſſer, wo der Arme flatterte, plätſcherte und erbärmlich ſchrie, bis er ſchließlich wieder herausgezogen wurde. Sie mußten nachher je auf einer Fähre hauſen und waren, ſo lange Waſſer zwiſchen ihnen lag, die beſten Freunde; krähte der eine, ſo antwortete unfehlbar der andere in ländlicher Eintracht und Harmonie. Hähne ſind luſtige Geſchöpfe; nur junge Kamele können es an Anlage für Humor mit ihnen aufnehmen.

Wir näherten uns jetzt bewohnteren Gegenden; immer häufiger wurden die Schilfhütten, und hie und da lag ein Kahn, ein ausgehöhlter Pappelstamm, am Ufer. Ein solcher wurde von meinen Leuten ganz einfach annektiert, und Kasim führte in dem unsicheren, schwankenden Fahrzeug zum grenzenlosen Entzücken der anderen eine köstliche Wasserpantomime auf. Nachher wurde das gestohlene Gut anständig bezahlt, denn ich halte es für absolut verwerflich, auf Reisen Kähne zu stehlen, was meine Leute jedoch gar nicht einsehen konnten; sie huldigten der Ansicht, daß Strandgut Gemeingut sei.

Bei dem Dorfe Teres, das ich früher schon besucht hatte und wo ich jetzt zu beiderseitiger Freude meinen alten 73jährigen Freund Chalil Bai wiedersah, wurden wir festlich mit ganzen Ladungen von Geschenken empfangen, mit Birnen, Granatäpfeln, Gemüse, Hasen, Fasanen, Schafen, Hühnern, Eiern und, dem besten von allem, Milch in mehreren großen Schüsseln. Eine solche Verstärkung des Proviants war jetzt sehr nötig; unser Kamel konnten wir mit so viel beladen, wie wir wollten, es knurrte nicht, was bei den Karawanenkamelen leicht vorkommen kann.

Als wir am 10. November frühmorgens aufbrachen, lag ein feuchter Nebel über dem Lande und dem Flusse; die Nacht war außergewöhnlich kalt gewesen, und die Fähre und die schwarze Kajüte waren kreideweiß bereift. Nachdem sich aber eine frische südwestliche Brise erhoben hatte, wurde die Luft wieder klar, und wir segelten förmlich den großen Fluß hinab. Die Flottille zählte jetzt vier bemannte Fahrzeuge, an der Spitze trieb ein Führer im Kahne. Ein liebenswürdiger Bek in Teres hatte mir einen neuen Hund geschenkt, der den Namen „Dowlet" erbte. Es war ein rotbraunes, kurzbeiniges junges Hündchen, dick und fett, das vom ersten Augenblicke an ein wütendes Regiment an Bord führte; binnen kurzer Zeit war er der auserkorene Günstling aller zweibeinigen Passagiere, mit Ausnahme der Hähne. Das Eis begann jetzt allmählich seine dünnen klaren Spiegelscheiben über geschütztere Teile des Flusses zu legen. Mitte November waren sie stark genug, um das Gewicht der Hunde zu tragen.

Diese pflegten oft am Ufer hinter der Fähre dreinzulaufen; wenn es ihnen auf der Fähre zu langweilig wurde, sprangen sie ab, und wenn sie von der Promenade genug hatten, schwammen sie ungeniert zurück. Kurz, sie waren ganz selbständig und bei ihren kleinen Rekognoszierungsausflügen sehr komisch anzusehen.

Das Eis erinnerte uns an den langen Weg, der noch bis nach dem Vereinigungspunkte zurückzulegen war. Wir mußten uns sputen, wenn wir nicht vorher einfrieren wollten. Was wäre dann aus uns geworden! Sollten wir zu Fuß durch diese unendlichen, stillen Wälder traben und unser Hab und Gut im Stiche lassen müssen? Nein, jetzt wurde es die Regel, täglich zwölf Stunden zu fahren. Wenn ich an dem frühen, kalten Morgen in die Kleider geschlüpft bin, eile ich nach dem Lagerfeuer der Leute, um aufzutauen und meinen dampfenden Tee zu trinken. Ein freundliches „Salam aleikum" (Friede sei mit euch) schallt mir von allen Seiten entgegen. Nach einigen Minuten befehle ich „Los!", dann treibt die Fähre weiter auf ihrem langen Wege den Tarim hinab. Der Gesang der Schiffer erschallt stimmungsvoll zwischen den Wäldern und erstirbt erst gegen Abend; alle sehnen sich dann nach dem schönen Lagerfeuer. Doch um Zeit zu sparen, fahren wir noch lange nach Sonnenuntergang weiter. Keine Feuer sind auf diesen einsamen Strecken sichtbar, nur der Reflex des Mondes folgt geschäftig dem Gekräusel auf der Oberfläche des Flusses, und von dem Achterdecksfeuer fällt ein matter Schein auf das Schilf am Uferrande. Einer unserer Cicerone war beauftragt, sich mit seinem Kahne etwa 100 Meter vor der Fähre zu halten. In dem Kahne hing an einer schrägen Stange eine große chinesische Papierlaterne, in dieser brannte eine helle Öllampe. Der Kahn sah wie eine venezianische Gondel aus, und der Lichtschein zitterte im Wasser; hieran konnte man im Dunkeln sehen, nach welcher Seite sich der Fluß wandte.

Die Eingeborenen dieser Gegend waren unglaublich scheu und unzugänglich. Manchmal standen sie regungslos wie Bildsäulen und starrten uns an, aber nur, um spurlos zu verschwinden, sobald wir

uns näherten. In einem Gehöfte hofften wir sicher, irgendeinen Menschen anzutreffen, denn der Kessel kochte über dem Feuer, Schafe weideten um das Haus herum, und die Hunde machten entsetzlichen Lärm. Das Dickicht in der Nachbarschaft wurde durchsucht, und schließlich erwischten wir einen Knaben. Aber der arme Junge war so verängstigt, daß er sich nicht bewegen ließ, den Mund aufzutun, geschweige denn, uns Bescheid zu geben; er schaute nur zitternd zu Boden. Durch eine energisch ausgeführte Treibjagd gelang es uns jedoch, am folgenden Tage einen Hirten einzufangen, der an Bord gebracht und so lange in leichter Haft gehalten wurde, bis seine geographischen Kenntnisse erschöpft waren.

Wieviele phantastische Sagen und Märchen werden wohl infolge unserer Reise entstanden sein. Denn was sollten diese einfachen Hirten denken, wenn sie die Fähre wie ein gewaltiges Wassermungeheuer heranschleichen sahen, Fühlhörnern gleich die Stangen nach allen Seiten ausstreckend? Besinnungslos liefen sie davon und laufen vielleicht noch, wie von Waldgeistern erschreckt.

In dem Walde von Dung-Kotan besuchten wir einen reichen Jäger und Hirten, der viele Tiger erlegt hatte, um die Felle an die Chinesen zu verkaufen. Er erzählte uns, wie dieses Tier getötet wird. Es muß mit List geschehen, denn mit den einfachen Vorderladegewehren, die man hierzulande benutzt, wäre es nicht ratsam, sich diesem wildesten und gefährlichsten aller Wald- und Dickichtbewohner zu nähern.

Wenn der Tiger ein Pferd, eine Kuh oder ein Schaf geraubt hat, schleppt er seine Beute in das Schilf hinein, frißt sich satt und läßt den Rest vorläufig liegen. Wenn er wieder seiner Wege geht, folgt er beinahe stets einem ausgetretenen Hirtenpfade. An der Spur sieht man, welche Richtung er eingeschlagen hat und von woher man ihn erwarten kann, und die Reste der Beute verraten, daß er wiederzukommen gedenkt, wenn er hungrig wird. Auf diesen Pfad wird das Eisen oder die Falle gestellt und gut mit Zweigen, Reisig und Laub verdeckt; unter ihr gräbt man eine einen halben Meter tiefe Grube.

Der Tiger tritt, wenn er Pech hat, in die Rundung des Eisens und fängt sich darin. Die Falle ist von Eisen und so schwer, daß der Gefangene sie mitschleppen muß, wenn er sich zurückzieht. Sie loszuwerden, ist dagegen unmöglich, denn sie ist mit scharfen Widerhaken versehen und schnappt ungeheuer fest zu. Die Spur ist sehr leicht zu verfolgen, aber der Jäger läßt den Tiger mindestens eine Woche mit dem Eisen herumlaufen, ehe er sich an ihn heranwagt. Der Tiger, der so der Fähigkeit beraubt ist, sich frei zu bewegen, kann sich keine Nahrung mehr verschaffen, er verhungert beinahe und schwindet dahin, während seine Tatze einschrumpft. Endlich wagen sich die Männer ihm mit geladenen Flinten zu nähern; sie schießen oft vom Sattel aus, um weniger leicht erreichbar zu sein, wenn der Tiger mit dem Reste seiner Kraft versuchen sollte, sich auf sie zu stürzen.

Weiter flußabwärts kommt der Tiger häufiger vor; er greift beinahe nie einen Menschen an und zeigt sich selten bei Tage, sondern streicht nachts wie ein Geist auf den Hirtenpfaden umher.

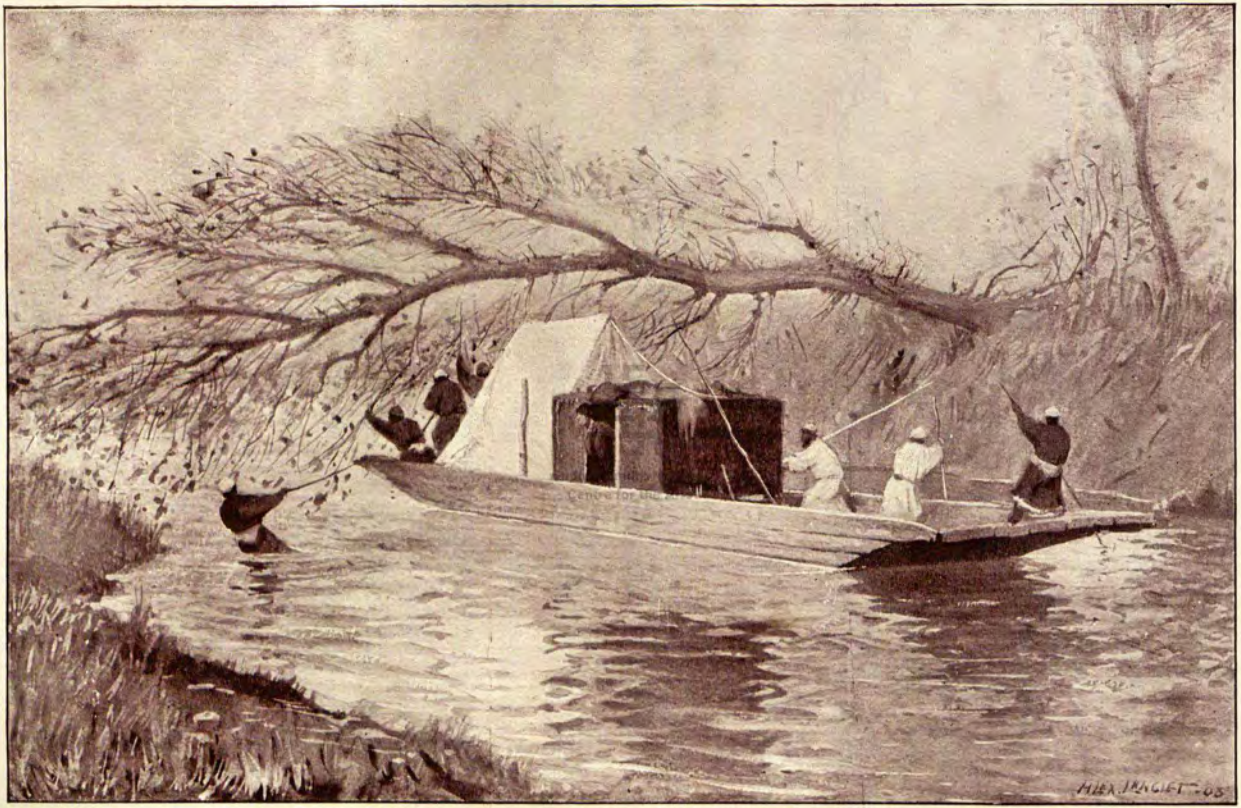
Indira Gandhi National Centre for the Arts

Siebentes Kapitel.

Wir frieren ein.

Der Sonnenuntergang rief in der herbſtklaren Luft oft herrliche Beleuchtungen hervor. Am Abend des 19. November glänzte die ganze Steppe in intenſiv brandgelbem Lichte; weit umher ſchien das Schilf in Flammen zu ſtehen. Still und dunkel ſchlängelt ſich der Fluß durch das Dickicht, die Verſtecke des Königstigers. Es pfeift und ſtöhnt in den Eisſcheiben, die alle Lagunen bedecken. Manchmal blitzt es wie ein elektriſcher Funke in dem dunkeln Waſſer vor uns auf, wenn eine vorher unſichtbare Treibeisſcholle ſich zufällig in einem Wirbel querſtellt und eine glashelle Ecke über das Waſſer erhebt, in der ſich die Strahlen der untergehenden Sonne widerſpiegeln, brechen und nach allen Seiten zerſtreut wie in einem Prisma ſpielen. Nackt und ſchwarz ſtehen die Pappelſtämme da und ſtecken ihre knorrigen, dürren Zweige über die Wogen des lebenſpendenden Fluſſes aus.

Am nächſten Abend erreichten wir Ketſchik, einen Punkt, wo der Fluß vor einigen Jahren ſein altes Bett verlaſſen hat und ſich einen neuen Lauf quer durch die wilde, öde Sandwüſte geſucht hat. Da dieſer Teil des Fluſſes für gefährlich galt, hatten ſich hier einige eingeborene Beke und Kahnführer verſammelt, um uns Hilfe zu leiſten. Das Gerücht von unſerer Waſſerreiſe hatte ſich in Innerafien weit umher verbreitet. Doch die Eingeborenen wußten nie, woher wir kamen, noch, wo unſere Fahrt enden ſollte, ſie fanden nur, daß ich ein außerordentlich ſonderbarer Menſch ſein müſſe. Mehr als zwei



Drohender Schiffbruch.

Jahre ſpäter fragten mich in Ladak einige indiſche Kaufleute, ob ich nicht von einem Weißen gehört hätte, der monatelang einen großen Fluß im Norden hinabgeſegelt ſei; ſie erklärten, auf dem Indus ſei eine ſolche Fahrt unmöglich.

Der 21. November war unſer erſter Tag in dem neuen Flußbette, das höchſt unregelmäßig war, da die Waſſermaſſe ſich unaufhörlich um kleine Eilande teilt, auf die wir ſicherlich aufgerannt wären, wenn nicht ein ganzes Geſchwader von Kähnen uns durchgelotſt und das Fahrwaſſer mit Rudern unterſucht hätte. Hier und dort ſtehen abſterbende Pappeln mitten im Waſſer und ſtrecken uns drohend die Äſte entgegen. Der Sicherheit halber mußten wir das Zelt fortnehmen und die Inſtrumente vom Dache der ſchwarzen Kajüte entfernen. Auf beiden Seiten erheben ſich hohe Sanddünen, und der Vegetationsgürtel an den Ufern wird immer ſchmaler.

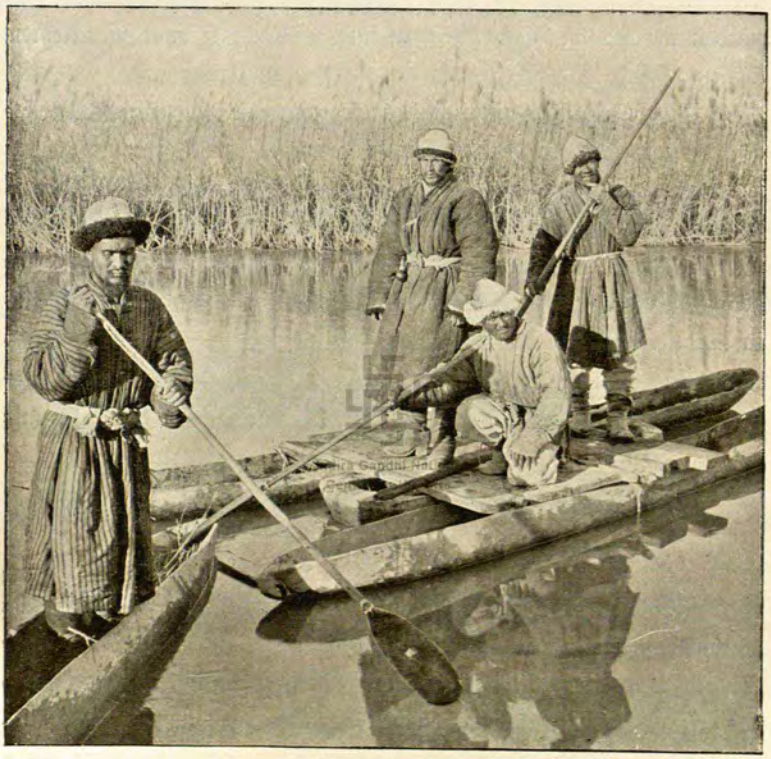
Mit ſchwindelnder Fahrt ging es über die Stromſchnellen hinweg, wir legten über 100 Meter in der Minute zurück. Gerade als wir in die eigentliche Sandwüſte hineintrieben, wurde es dunkel, und wir hielten es für das Ratſamſte, Halt zu machen. Beim erſten Morgengrauen aber ging es weiter. Fünfzehn Meter hohe, gelbe Sanddünen faſſen den Fluß ein. Auf dieſen märchenhaft öden Ufern war alles tot und kalt; keine Menſchen, keine Tiere, nicht einmal Raben und Geier, die Gäſte der Wüſte, zeigten ſich. Es iſt ſo ſtill wie auf einem Friedhofe; kein Gruß aus der Tiefe der Wüſte dringt zu uns, nur der Fluß ſingt ſein rauſchendes Lied. Doch auch dieſes ſollte bald auf den Lippen des Tarim erfrieren.

Mit einem eigentümlich behaglichen Gefühle gleitet man durch dieſes unbekannte Land dahin, das ſelbſt unſere Kahnleute noch nicht beſucht haben. Sie dienen uns jetzt mehr denn je als Aviſoboote. Sie ſenken ihre breitblättrigen Ruder ſenkrecht ins Waſſer und verſchwinden hinter der nächſten Ecke, bleiben eine Weile fort und erſcheinen dann wieder vor uns, wenn ſie eine kritiſche Stelle gefunden haben. Sie umkreiſen die Fähre wie Schaluppen eine Fregatte. An einer Stelle teilte ſich der Fluß in fünf Arme, deren Waſſer weiß

zwiſchen den Holmen von Spänen und Treibholz ſchäumte. Wir treiben mit ſauſender Fahrt gerade auf einen von ihnen los; nur knapp kommt die Fähre durch den engen Gang, an beiden Seiten ſchrammen wir mit lautem Krachen an, aber es ging doch, und mit Rufen und Schreien treibt das Geſchwader flußabwärts weiter.

Am 24. November hatten wir eine außergewöhnlich abenteuerliche Fahrt. Zufällig trieb gerade die große Fähre an der Spitze und alle kleinen Fahrzeuge hinterdrein. Die Strömung war ſchnell, aber der Fluß war auch ſchmal und regelmäßig, und hurtig ging es zwiſchen den Ufern vorwärts. Da machte der Fluß eine ſcharfe Biegung, in der man von dem hohen, ſenkrechten, terraſſenartigen Ufer, gegen das die ganze Waſſermaſſe reißend drängte, abhalten mußte. Erſt unmittelbar unterhalb der Biegung bemerkte Palta eine umgeſtürzte Pappel, die wagerecht gerade über demjenigen Teile des Fluſſes lag, wo die Strömung ſich befand. Ihre Krone reichte bis zum Waſſer, aber der Stamm lag etwa zwei Meter darüber, und wir trieben mit voller Fahrt auf dieſe tückiſche Brücke zu. Palta erhob ein gellendes Geſchrei, alle Stangen ſenkten ſich, aber die Tiefe war zu groß. Paarweiſe ergriffen die Männer die neuangefertigten Stoßruder und arbeiteten mit dem Mute der Verzweiflung; unterdeſſen näherten wir uns mit beängſtigender Schnelligkeit der unheimlichen Pappel, die wohl im nächſten Augenblicke das ganze Obergeſtell der Fähre wegfegen oder dieſe gar, wenn ſie ſchräge dagegen fuhr, zum Kentern bringen würde. Das Waſſer brodelte gerade vor uns unter der Pappel, der Schiffbruch mußte im nächſten Augenblick erfolgen und unſere ganze Habe ertränkt und in dieſem unheimlichen Strudel begraben werden. Die Leute arbeiteten mit wahnſinniger Kraft. Einige ſchnell entſchloſſene Kahnführer enterten die Fähre, ließen ihre Kähne treiben und ſtellten ſich feſt und breitbeinig auf das Vorderdeck, wo auch ich und Islam bereitſtanden, um zu verſuchen, rechtzeitig den Pappelſtamm zu packen und ſo den Stoß wenigſtens abzuſchwächen. Doch auch hier hatten wir Glück. Die Leute von Lailik ruderten wie Galeerenſklaven und zwangen in der letzten Minute die Fähre in einen

Wirbel am anderen Ufer hinein. Hier drehten wir uns einmal im Kreiſe und wären natürlich wieder nach der Pappel hingetrieben, wenn nicht Alim mit einem Tau ins eiskalte Waſſer geſprungen wäre und uns an der gefährlichen Stelle vorbeigezogen hätte.



Palta als Lotſe.

Während wir uns in dem Wirbel drehten, ſauſten Kaſim und Kader mit der Proviantfähre und der Jolle an uns vorbei, gerade auf die Pappel los. Sie hatten ſo viel Geiſtesgegenwart, der empfindlichen Jolle einen tüchtigen Stoß nach dem Wirbel hin zu geben, wo wir ſie auffingen. Aber ihre Fähre trieb gegen die Pappel und wäre um ein Haar gekentert, als Kaſim den Baumſtamm packte.

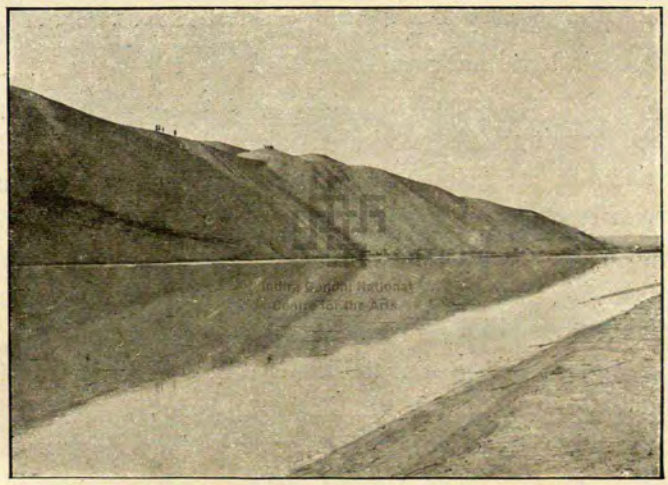
Wäre dieſes Abenteuer in dunkler Nacht paſſiert, ſo hätten wir

die Pappel gar nicht geſehen und es hätte ein großes Unglück geben können. Den Leuten von Lailik fing es an, unheimlich zu werden; einer meinte, einmal müſſe dieſer Fluß doch ein Ende nehmen, aber wir ſtürmten ja Tag für Tag nur immer weiter nach Oſten. Zweitauſend Kilometer auf einem Fluſſe! Würden wir nie Halt machen, ſo würden ſie auch nie nach Lailik in ihre friedliche Heimat zurückkehren können! Ihnen ſchwindelte vor der wachſenden Entfernung.

Wir waren noch nicht viel weiter gelangt, als gellendes Hilfegeſchrei von oberhalb des Fluſſes her ertönte, wo Kaſim und Kader nach ihrer erſten Havarie zurückgeblieben waren. Allgemeine Beſtürzung! Was war jetzt wieder geſchehen? Ich gab ſofort Befehl zum Landen und ſchickte alle Mann durch das Schilfdickicht hinauf. Es ſtellte ſich heraus, daß die beiden Männer mit der kleinen Fähre und der Jolle in eine Stromſchnelle geraten und auf einem über der Oberfläche kaum ſichtbaren Pappelſtumpfe aufgerannt waren. Die Jolle hatte den erſten Stoß erhalten, und ihr Segeltuchrumpf war vorn wie mit einem Meſſer durchſchnitten. Kader hatte ſich jedoch mit dem „Wrack" ans Land gerettet. Die Fähre dagegen hielt zwar, aber kenterte ſo gründlich, daß ihr ganzer Inhalt teils unterging — wie Laternen, Beile und Spaten, Kaſſerolle, kupferne Kannen und dergleichen —, teils vergnügt auf den Waſſerwirbeln umhertrieb, eine tragikomiſche Karawane von Eimern und Töpfen, Holzkiſten mit Mehl, Brotfladen, Rudern uſw. bildend, welche die Kähne nachher auffiſchten. Der Kapitän ſelber, Kaſim, hatte ſich an den Stumpf angeklammert und brüllte im Strudel. Auch er wurde von einem Kahne gerettet. Nach dieſer gründlichen Einweichung wurde der Abend zum Trocknen benutzt und gerettet, was ſich retten ließ. Kaſim war außerordentlich zahm und niedergeſchlagen und verhielt ſich am Abendfeuer ſo ſtill wie eine ins Waſſer gefallene Katze.

Am folgenden Tage erhielt unſer Geſchwader eine neue Verſtärkung und zählte jetzt zehn Fahrzeuge, die in feſtlicher Prozeſſion den Tarim hinabplätſcherten. Sehr imponierte die Landſchaft, die ſich bei Tokkus-kum, den „neun Dünen", vor uns aufrollte. Bis zu

60 Meter hohe Sanddünen erhoben ſich auf dem rechten Tarimufer. Regungslos und gelb ſtechen dieſe ungeheuren Berge von loſem Sande grell gegen das klare, muntere Wellenſpiel an ihrer Baſis ab. Man empfindet dieſem Spiele der Natur gegenüber ein Gefühl feierlichen Ernſtes, und als wir langſam unter dem ſteilen Abhange hinglitten, war es mir, als träte ich in eine gothiſche Kathedrale von einfacher, aber darum nicht weniger erhabener Architektur ein. Ich erklomm den Gipfel einer Düne, um unter meinen Füßen den Fluß



Toksus-kum, das Norduſer der Sandwüſte.

ſich wie ein unbedeutendes, bläuliches Band nach Oſten ſchlängeln und in der Ferne verſchwinden zu ſehen und um meine Blicke nach Süden über die unfruchtbare, unheimliche Sandwüſte hinſchweifen zu laſſen.

Gleich unterhalb dieſes Punktes wurden wir in einem kleinen Dorfe, wo zehn Familien vom Loplikſtamme in luftigen Schilfhütten wohnten, gaſtfrei aufgenommen. Ihr Bek lud uns zu erfolgreichem Fiſchfang ein. In der Mündung einer langen, ſchmalen Flußbucht wurde dicht am Eisrande ein Netz ausgeſpannt. Ein paar Kähne rudern auf den Eisrand hinauf, das Eis bricht, und am inneren Rande wird wieder ein Netz gelegt und ſo weiter, bis ſchließlich nur noch

die innere Spitze der Bucht übrig ist. Hierher haben sich die Fische zurückgezogen, als der Lärm sie erschreckte, und hier sind sie eine leicht zu fangende Beute; einer oder der andere, der nach dem Flusse zu entkommen versucht hat, ist dabei in den Maschen hängen geblieben; 26 herrliche, fette Fische wurden erbeutet.

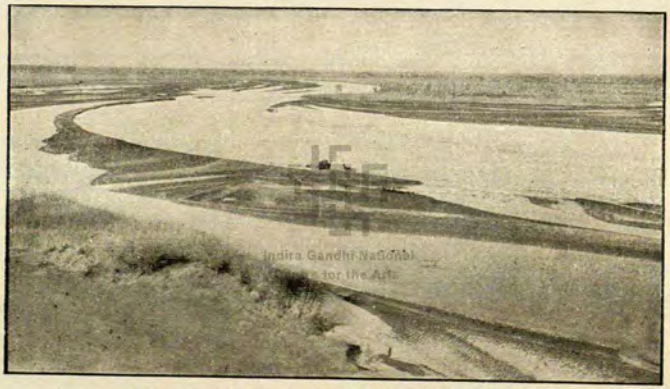
Jetzt war es klar, daß unsere Tage auf dem Flusse gezählt waren. Nachts sank die Lufttemperatur auf —16° und die des Wassers näherte sich dem Nullpunkte. Die Lopleute prophezeiten, daß es nach dem ersten Auftreten des Treibeises bis zum Zufrieren des ganzen Flusses nur noch zehn Tage dauern würde. Mit zunehmender Spannung erwarteten wir diesen verhängnisvollen Tag. Er traf auf den 28. November. Als ich morgens aus dem Zelte trat, sah ich die ganze Wasserfläche mit runden, porösen Eisschollen bedeckt, jede am Rande von einem Kranze kreideweißer Eisnadeln umgeben. Es waren die Vorboten des langen Winterschlafes, welche die Fische in die flachen Buchten und Uferlagunen treiben. Jetzt fahren auch alle Lopleute mit ihren Kähnen aus, um Vorrat an Fischen für den Winter zu sammeln.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Mit Beilen und Hacken wurden die Boote aus ihren nächtlichen Eisbanden herausgehauen. Alles ist jetzt gefroren, Kabel und Taue sind hart wie Holz. Wir zündeten vorn und hinten auf dem Schiffe ein Feuer an und froren trotzdem. So schoben wir uns in das Treibeis hinaus und folgten seinen tanzenden Schollen. Sie zu beobachten, gab uns an Bord ein neues Interesse. Sie wurden in die Strömung, wo sie immer am zahlreichsten waren, hineingezogen, sie wurden in Strudel hineingelockt, wo sie kreisten, bis es dort so voll wurde, daß einige wieder in die Strömung hinausgedrängt wurden, sie gerieten da, wo Sandbänke lagen, auf Grund und lauerten am Wasserrande und warnten uns rechtzeitig; sie schwammen, kleinen Inseln gleich, munter flußabwärts, schlugen mit scharrendem Laut aneinander, stießen gegen die Fähre, zersprangen, fügten sich wieder zusammen, trieben gegen die gefrorenen Ufer und gerieten dadurch von neuem ins Kreisen.

Am Tage darauf war das Treibeis noch dichter. Der Fluß ſah merkwürdig aus; er ſchien überfroren und mit friſchgefallenem Schnee bedeckt zu ſein. Aber dieſe weiße Maſſe war in ununterbrochener Bewegung begriffen. Stand man am Ufer und fixierte den vorbeieilenden Streifen, ſo wurde einem ganz ſchwindlig vor Augen und man glaubte ſchließlich, jener liege regungslos da und man ſchwebe ſelber flußaufwärts.

Wir hatten diesmal einen unglücklichen Lagerplatz gewählt — eine ruhige, geſchützte Bucht, die am Morgen ſo feſt zugefroren war,



Blick vom rechten Tarimufer flußaufwärts (1. Dezember).

daß man zwiſchen den Fahrzeugen des Geſchwaders bequem umherſpazieren konnte. Die Schiffe lagen wie in Lava eingeſchmolzen, und es dauerte geraume Zeit, bis wir einen Kanal nach der Strömung hin gehauen hatten. Draußen klapperten die Eisſchollen wie zerbrochenes Porzellangeſchirr. Den ganzen Tag erklang es um uns her wie das Glockenſpiel einer Kirche, und Millionen Eiskriſtalle funkelten und ſpielten im Sonnenſcheine wie Diamanten. Das beſtändige Summen und der blendende Lichtſchein haben einen betäubenden, einſchläfernden Einfluß auf unſere Sinne. Zahlloſe, ſchneeweiße Ringe, die Totenkränze des Fluſſes, verkünden, daß der Tarim bald unter ſeinem kalten Leichentuche zur Ruhe geht.

An dieſem Abend hüteten wir uns vor den ſtillen Buchten. Mitten in der ärgſten Strömung lagerten wir, und als ich abends am Schreibtiſche die Tagesnotizen ausarbeitete, ſchlug jede vorbeiziehende Eisſcholle gegen die Fähre, die bei jedem Stoße knackte und zitterte. Ich hatte einen vierzehnſtündigen Arbeitstag. Kaum angekleidet, ſtießen wir ab. Ein Kohlenbecken wurde neben den Schreibtiſch geſtellt, damit ich mir gelegentlich die Hände wärmen konnte. Während der Fahrt wurde das Frühſtück gegeſſen — gekochte Fiſche — und auch das Mittagseſſen wurde jetzt an Bord ſerviert. Geſchirr und Proviant waren ja ſtets zur Hand, das Eſſen wurde auf dem Feuerherde am Achterdeck zubereitet, Waſſermangel brauchten wir nicht zu befürchten, und die Abwaſchkufe ſtand überall, wohin man ſich wendete, mit ihrem ſüßen, auf Eis gekühlten Waſſer bereit.

Von klingendem Eiſe dicht umrahmt gleitet die Fähre mit der Strömung weiter. Anfangs waren die Hunde wütend über dieſe neue, ihnen unerklärliche Erſcheinung und bellten die unſchuldigen Eisſchollen ohne Unterſchied an, bald aber gewöhnten ſie ſich daran und lernten ſogar, ſich, von Scholle zu Scholle ſpringend, an Land zu arbeiten.

Am 2. Dezember war der Himmel mit dichten Wolken bedeckt, die wie ein Laken über der Erde ſchwebten, ohne jedoch eine Schneeflocke herzugeben. Abends aber leuchtete die Sonne wie eine Kugel von geſchmolzenem Golde unter dieſem dunkeln Thronhimmel hervor, und wieder hatten ihre Strahlen eine belebende Wirkung. Die ganze Luftſchicht ſchien Feuer gefangen zu haben wie ein brennbares Gas; die Schilffelder erglänzten purpurn, die Pappeln ſtanden mit ausgeſtreckten Händen und offenen Armen da, gleichſam den Abſchiedskuß der fortziehenden Sonne erwartend; die unterſten Partien des Firmaments leuchteten in intenſiv violetten Schattierungen. Das erhabene Bild währte nur einige Minuten, dann kam die Dämmerung und hüllte alles in ihren gedämpften, eiſengrauen Farbenton ein, und die Schilfbüſchel, die eben noch ihre langen Stengel wie eine Leibgarde zu Fuß bei feſtlicher Parade präſentiert hatten, ſtanden wieder ſo langweilig und einförmig da wie Zaunpfähle an der Landſtraße.

Nächtlicher Kampf mit dem Treibeise.

Als die Dunkelheit undurchdringlich wurde, kommandierte ich Halt. Die Kähne eilen wie Irrlichter über das Waſſer, und die Laternen ſchwanken und ſchaukeln auf ihren Stangen. Sie ſchlüpfen wie Glühwürmchen durch das Schilf. Endlich halten ſie an; ja, der Platz iſt ſchon gut, aber es fehlt dort an dürrem Holze. Um die Gegend zu erhellen und mit beſſerem Erfolge nach Brennholz abſuchen zu können, zünden die Leute das ungeheuer dichte Schilf an, das an den Ufern wuchert. Kniſternd, knallend und pfeifend wird dieſes dürre Schilf von den entfeſſelten Flammen verzehrt. Es war ein rieſenhaftes bengaliſches Feuer, und ſein wilder, gelbroter Schein fiel auf das dunkle Waſſer und beleuchtete intenſiv die Tauſende von Treibeisſchollen, die in raſtloſem Zuge dahintrieben. Sie kamen und verſchwanden wie Kränze, nicht von Immortellen, ſondern von vergänglichem Eiſe.

Welch eine Veränderung war eingetreten, ſeit wir Lailik verlaſſen hatten! Damals war es noch Sommer, und der Wald ſtand grün auf beiden Ufern des ruhigen, ſtillen Jarkent-darja. Jetzt war es bitterkalt, die gelben Blätter waren abgefallen, im Süden erhoben ſich noch immer, ſoweit das Auge reichte, ganze Gebirge von gelbem Sande, und ununterbrochenes Summen erfüllte die Luft. Die Eisbänder der Ufer näherten ſich einander, und die Teile des Fluſſes, die langſame Strömung hatten, waren ſchon mit einer glashell glänzenden Eisdecke überſpannt. Wo der Fluß gerade iſt, ſieht man das weiße Band bis weit in die Ferne glänzen — eine echte Milchſtraße. Das Summen des Treibeiſes wird nur dann und wann von dem eigentümlichen Geräuſch übertönt, das entſteht, wenn unſichtbare Kräfte neue Netze von ſpiegelblankem Eiſe über ruhige Waſſerflächen des Fluſſes ſpannen.

Bei Karaul traf ich wieder einen alten Bekannten, meinen redlichen, treuen Diener Parpi Bai, der mich 1896 begleitet hatte. Er brach in Tränen aus, als er an Bord kam und ſeine alten Reiſegefährten, mich und Islam Bai, wiederſah. Er ſah prächtig aus mit ſeinem graugeſprenkelten Barte, dem dunkelblauen Pelzrock und der

pelzverbrämten Mütze. Nun mußte er seine Schicksale seit unserer Trennung erzählen und wurde von jetzt an mit festem Lohne wieder angestellt.

Am 7. Dezember meldeten die Eingeborenen, daß es nach dem Punkte, wo der Fluß querüber zugefroren sei, nicht mehr weit sei. Infolge eines ganz besonderen Glückszufalles befand sich meine Karawane, die zu Lande gezogen war, in unserer unmittelbaren Nähe, und ich konnte die Kosaken benachrichtigen lassen, daß sie in Jangi-köll Halt machen sollten. Der 7. Dezember wurde unser letzter Tag an Bord; es war ordentlich traurig, dies zu wissen. Der Fluß strömt gerade nach Südosten; zur Linken dehnen sich unabsehbare Steppen von Gras und Schilf aus, zur Rechten türmt sich der hohe, unfruchtbare Sand auf, dessen Basis vom Flusse bespült und unterminiert wird.

Nur in der Mitte stand jetzt eine schmale Rinne offen in der man jedoch vor lauter Treibeis kein Wasser sah. Hier trieben wir mit ungemütlicher Schnelligkeit zwischen den Eisrändern hin, die klirrend wie Glas zersplitterten. Die Fähre fauchte wie eine Dorfsägemühle vorwärts; es war im höchsten Grade spannend und hübsch.

Bald erschienen einige Reiter am Ufer, es waren der Kosak Tschernoff, Faisullah und Nias Hadschi. Sie bestätigten, daß wir in einigen Stunden an der Stelle sein würden, wo der Fluß querüber zugefroren sei und wo keine menschliche Macht weiter kommen könne. Obgleich die Sonne sank, mußten wir doch noch dorthin. Erst wenn es unmöglich war, auch nur einen Fußbreit weiterzutreiben, wollten wir Halt machen. Keine Halbheit, keine Kapitulation! Nur unüberwindliche Hindernisse sollten uns Halt gebieten. Die Laternen wurden angezündet, und in den Kähnen, die uns durch die Mühle lotsten, in der das Eis zu Pulver zerquetscht wurde, brannten Fackeln auf hohen Stangen. Dann wurde es still um uns her, die Fähre hielt, das Treibeis tauchte unter die erste kompakte Eisbrücke. Am Ufer brannte ein gewaltiger Scheiterhaufen. Bis hierher und nicht weiter ging es; hier erwartete uns die Karawane. Unsere Flußreise war zu Ende! Wie im Traume konnte ich auf diese vergangenen Tage, die venezianischen Abende und das herrliche, frische Leben an Bord zurückblicken. —

Photographische Verkleinerung ($^1/_2$) eines Blattes der Originalkarte des Tarim.

Der Leſer wundert ſich vielleicht, daß ich die Geduld gehabt habe, vier Monate lang wie angenagelt auf dieſer Fähre zu ſitzen und mich ſachte und langſam den Tarim hinabtreiben zu laſſen. Doch ich verfolgte damit einen beſtimmten Zweck. Vor allen Dingen wollte ich von dieſem wenig oder gar nicht bekannten Fluſſe eine Karte aufnehmen, Tag für Tag ſein Bett, ſeine Waſſermenge und ſeine Stromgeſchwindigkeit unterſuchen und die Wälder und Sanddünen, die ſeine Ufer ſchmücken, auf meiner Karte eintragen. Ich ſaß daher wie feſtgebannt an meinem Schreibtiſche auf der Fähre und ließ die großartigen Szenerien ſich ſelbſt aufrollen. Das Reſultat war eine ſehr eingehende, wirklich hübſche Karte des Tarim, die aus einer ganzen Reihe von Blättern beſtand, von denen hier eines in halber Größe des Originals photographiſch wiedergegeben iſt. Man begreift alſo, daß ich mich nicht Vergnügens halber dieſer Arbeit unterzogen habe. Doch wie lange die Tage an Bord mir auch erſchienen, ich fand nie Zeit, dieſes Lebens überdrüſſig zu werden oder es langweilig zu finden. Kein Tag verging, ohne daß eine neue Entdeckung gemacht wurde. Wenige Flüſſe außerhalb Europas und Nordamerikas ſind jetzt ſo genau bekannt wie der große, einſame Tarim, der dort hinten in der Tiefe der Wüſte rauſcht.

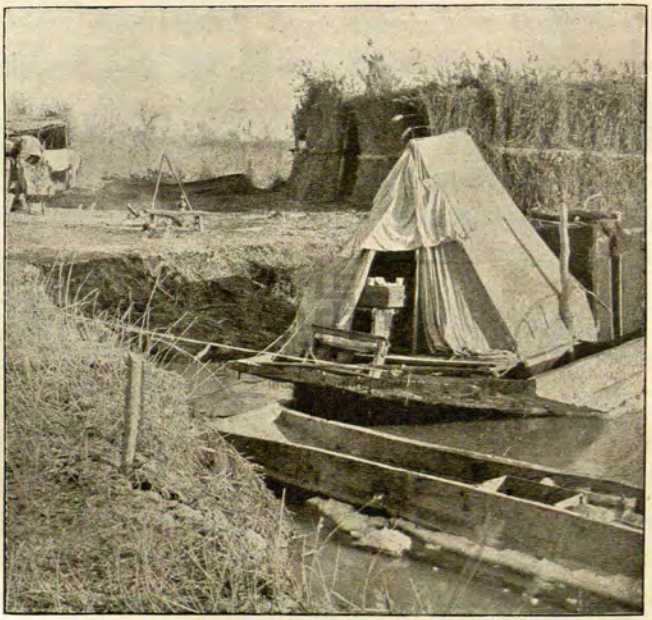
Achtes Kapitel.

Eine gefährliche Wüſtenreiſe.

Endlich konnte ich mich gründlich ausſchlafen. Wir hatten keine Eile mehr, waren wir doch in den Banden des Eiſes gefangen. Nachdem das Lager an einem kleinen natürlichen Hafen proviſoriſch eingerichtet worden war, erhielten unſere prächtigen Fährleute aus Lailik ihren Lohn, den ich verdoppelte und dem ich noch das Geld für die Rückreiſe hinzufügte. Mit Tränen in den Augen zogen ſie von uns fort. Parpi Bai wurde zum Oberaufſeher der Pferde ernannt; er machte ſich ſogleich daran, einen Stall von Schilfbündeln zu bauen. Turdu Bai und Faisullah, ruſſiſche Untertanen aus Oſtturkeſtan, wurden Kamelhüter. Kurban, ein ſechzehnjähriger, hübſcher, offener und vergnügter Burſche aus Akſu, wurde zum Laufjungen der Mohammedaner erkoren, Ördek, ein Eingeborener aus dem Loplande, den wir hier trafen, beſorgte die gröberen Arbeiten, trug Waſſer für die Küche, holte Holz aus dem nächſten Walde und ſorgte für Futter. Hierbei halfen ihm eine Menge Lopleute aus der Gegend. Islam Bai war der Anführer der Mohammedaner, die Koſaken ſtanden mir am nächſten im Range. Chalmet, der Akſakal oder Vorſtand der Kaufleute von Korla, ein alter Freund von 1896 her, beſuchte mich hier einige Tage und wurde beauftragt, Maulеſel, mongoliſche Filzzelte und kleines Silbergeld aus Korla zu beſorgen und eine Maſſe Proviant zu kaufen.

Die Karawane hatte fünf Hunde aus Kutſchar und Korla mitgebracht. Unter ihnen waren zwei hübſche, ſympathiſche Windhunde,

die „Maſchka“ und „Taigun“ genannt wurden und vom erſten Tage an meine Lieblinge waren. Sie waren hochgewachſen und hatten ſehr kurzes weißes Fell, ſo daß ſie im Winter beſtändig das Feuer aufſuchten und nachts bei mir in eigens für ſie angefertigten Filzmänteln ſchliefen. Es war komiſch anzuſehen, mit welcher Gewandtheit ſie ohne Hilfe in die Mäntel kriechen lernten und wie dankbar ſie waren und wie



Das Winterquartier in Jangi-köll.

behaglich ſie ſeufzten, wenn man ſie warm zudeckte. Auf dem Kriegspfade aber waren ſie unüberwindlich und richteten große Verheerung unter den Hunden der Gegend an. Maſchka und Taigun führten auf raffinierte Weiſe Krieg. Sie umkreiſten ihren Gegner, bis ſie eines ſeiner Hinterbeine faſſen konnten, ſchlenkerten ihn daran rund herum und ließen ihn nicht eher wieder los, als bis die Drehung ſo geſchwind war, daß der Ärmſte kopfüber hinfiel und dann auf drei Beinen hinkend mit lautem Geheul die Flucht ergriff. Beim Füttern wagte

keiner der anderen Hunde die Fleiſchſtücke anzuſehen, bevor Maſchka und Taigun ſich ſattgefreſſen hatten. Nach ihrer Ankunft im Lager fiel Jolldaſch nicht gerade in Ungnade, aber er fühlte ſich doch vernachläſſigt und zog ſich freiwillig ins Privatleben zurück; er wagte nie in meine Schilfhütte zu gucken, wenn die Neuen dort waren. Ein ſolcher Verſuch hatte ſchon einmal ein klägliches Ende genommen. Ich hatte vergeblich verſucht, den Vermittler zu ſpielen, denn Hunde haben nun einmal ihren eigenen Kopf. Jolldaſch ſchlief aber noch immer treu vor meiner Hütte und wenn ich, was oft vorkam, hinaustrat und ihn ſtreichelte, ſprang und bellte er vor lauter Entzücken und Dankbarkeit.

Jollbars, der „Tiger", war ein koloſſaler, ſchwarzbrauner Hund, ein Sohn des Dſchungels, mit Wolfsblut in den Adern, ein Hofhund furchtbarer Art, ein Ritter der mörderiſchen Reißzähne. Er lag an einer eiſernen Kette, und niemand, außer mir und einigen der Leute, wagte ſich in den Kreis der Kette hinein. Er war ein Schrecken für alles, was Dieb hieß, denn nachts wurde er losgemacht. Auch er erlebte während der folgenden Jahre verſchiedene Abenteuer. Einmal wurde er von einem verwundeten, wütenden Wildſchwein buchſtäblich aufgeſchlitzt, ſo daß ihm ein paar Darmſchlingen aus der Seite heraushingen, aber er wurde nach dem Unfalle wieder ordentlich zuſammengenäht. Ein anderes Mal nahm er in der glühenden Wüſte Reißaus und galt für verloren, tauchte aber nach einem halben Jahre wieder auf. Sein Andenken iſt mir beſonders lieb, denn er begleitete mich auf dem harten, gefährlichen Ritte nach Lhaſa und warnte uns nachts vor Überfällen. Ja, ich liebte meine Hunde; ſie vernachläſſigten nie ihre Pflichten und gingen ganz und gar in dem Karawanenleben und ſeinen Anſtrengungen auf.

Hütten, Ställe, Zelte, ganze Berge von Proviant und Gepäck erhoben ſich um den „Markt" unſeres Dorfes herum, auf dem die Männer ihr offene Küche und ihren „Klub" an dem Feuer, das erſt im Mai des folgenden Jahres erloſch, hatten. Von nah und fern kamen Eingeborene, teils aus Neugier, teils um Waren zu verkaufen.

Es war ein beſtändiges Kommen und Gehen; ein unabläſſiges Stimmengewirr ertönte wie auf einem Marktplatze. Aber außerordentlich gemütlich war unſer Gutshof, unſer Dorf, das wie durch einen Zauberſchlag aus der Einöde emporgeſtiegen war.

Ich gönnte mir einige Tage im Hauptquartiere Jangi-köll Ruhe. Während derſelben unternahm ich eine Rekognoszierungstour in die ſüdliche Sandwüſte hinein, um ihren Charakter kennen zu lernen.

Meine Leute in Jangi-köll.

Es war mein feſter Entſchluß, die ganze Wüſte bis nach dem Dorfe Tatran am Tſchertſchen-darja zu durchqueren, eine Strecke von 285 Kilometern. Die Eingeborenen taten ihr Möglichſtes, um mir davon abzuraten. Sie betrachteten mich als Selbſtmörder und das ganze Unternehmen als reinen, echten Wahnſinn. Nie habe ſich einer in dieſe unheimliche Sandwüſte hineingewagt, und keiner, der ſich dorthin verirrt habe, könne ſich je wieder herausfinden. Das einzige, was man wiſſe, ſei, daß vor vielen hundert Jahren fern im Südoſten ein heidniſches Volk unter dem Herrſcher Atti Kuſch Padiſchah gewohnt habe. Heilige Imame hätten ſich dorthin begeben, um den Islam zu predigen, da aber das Volk ſich nicht zu dem neuen

Glauben habe bekehren wollen, hätten die Imame den Fluch und die Rache des Himmels herabgerufen; da habe es tagelang Sand geregnet, und Land und Leute seien begraben worden.

Die guten Menschen machten sich beinahe ein Gewissen daraus, mich aus ihren friedlichen Hütten direkt ins Verderben ziehen zu lassen, und sie schlugen mir vor, lieber von Süden zu beginnen, die Wüste zu umgehen und sie dann in der Richtung nach Jangi-köll zu durchqueren. Sie würden dann, von einem bestimmten Tage an, allabendlich auf einer hohen Düne einen gewaltigen Holzstoß anzünden, und von dessen Licht geleitet, könnte ich den Weg zu Wärme und Rettung finden. Diese Fackel in der Winternacht auf der äußersten Klippe des Wüstenmeeres würde prachtvoll sein, und festlich würde unser Einzug in die Hütten werden. Die Schiffe der Wüste würden geradeswegs auf den freundlich einladenden Leuchtturm zusteuern, der uns das Ende unserer Mühsal verkünden würde. Ja, alles war recht malerisch und verlockend, aber ich ließ mich nicht dadurch verführen; es war besser, von einem festen, sicheren Punkte aus mit ausgeruhten Tieren zu beginnen! Und dabei blieb es.

Die Karawane war folgendermaßen zusammengesetzt: Islam Bai, der mich schon einmal, 1895, durch die Schrecken der Wüste begleitet hatte, Turdu Bai, Ördek und Kurban. Wir hatten nur sieben Kamele und ein Pferd mit und von den Hunden Jolldasch und Dowlet, da die Windhunde die Winterkälte unter freiem Himmel schwerlich ausgehalten hätten.

Die Ausrüstung wurde mit größter Sorgfalt zusammengestellt; nichts Unnötiges durfte mitgenommen werden, die Kamele durften in dem hohen Sande nur leicht beladen sein. Wir hatten Reis und Mehl für zehn Tage, fertiggebackenes Brot für zwei Wochen und für ebenso lange Zeit „Talkan", geröstetes Weizenmehl, das, mit Wasser angerührt, gegessen wird. Ich hatte einige Büchsen mit Konserven, Tee, Kaffee und Zucker, die Leute einen gewaltigen Block Ziegeltee. Der Proviant war so berechnet, daß er nur bis nach der kleinen Stadt Tscherтschen reichte, wo wir leicht neue Vorräte kaufen konnten. Überdies

nahm ich alle nötigen Instrumente mit; an schweren Sachen seien Winterkleider und Pelze genannt, sowie Filzdecken, um nachts darauf zu schlafen. Dagegen wurde kein Zelt mitgenommen. Während des ganzen Winters, über zwei Monate, schlief ich gleich meinen Dienern unter freiem Himmel, wo es frisch genug war, wenn die Kälte unter —30° herunterging.

Am 20. Dezember wurde ich früh morgens von Islam geweckt. Er fragte, ob wir trotz des heftigen, aus Südwesten tobenden Sturmes aufbrechen wollten. Ich dulde kein Aufschieben, wenn der Tag der Abreise einmal bestimmt ist, und gab daher Befehl zum Aufbruch. Ich nahm Abschied von den Kosaken und den übrigen meiner Leute, die in Jangi-föll überwintern, unsere Sachen gut in Ordnung halten und besonders die Gepäckstapel nachts sorgfältig bewachen sollten. Die Kamele wurden auf einem mit Sand bestreuten Pfade über das Fluß-eis geführt, und das Beladen begann. Zwei Kamele trugen das Gepäck und den Proviant, das dritte Mais für die Tiere, das vierte war mit Brennholz in dicken, massiven Klötzen beladen, denn in der Wüste würden wir kein Feuerungsmaterial finden; die drei übrigen trugen gewaltige, mit Ziegenleder umwickelte Eisklumpen, denn dort einen Tropfen Wasser zu entdecken, konnten wir ebenfalls nicht erwarten. Drei Reservekamele marschierten unter schweren Eis- und Holzlasten; sie sollten uns mit drei Leuten vier Tagereisen weit begleiten und dann wieder umkehren; diese kleine Hilfskarawane stand unter Parpi Bais Befehl.

Islam meldet, daß alles fertig ist, und langsam schreitet der schwerbeladene Zug am Tarimufer entlang bis an den kleinen See Tana-bagladi. An seiner südlichsten Bucht wird eine kurze Rast gemacht; vier kleine Öffnungen werden in das Eis gehauen, und die Kamele dürfen für längere Zeit zum letztenmal so viel trinken, wie sie mögen. Sie scheinen zu begreifen, daß Durst ihrer wartet, denn sie trinken lange und saugen das Wasser in langen, schlürfenden Zügen ein.

Im Süden des Sees überschreiten wir eine Schwelle von hohem Sand und lagern an der letzten Stelle, wo Schilf wächst; hier wurde

ein Platz ausgerodet, auf dem wir uns niederließen, und so hatten wir Schutz gegen den Wind, aber den Himmel als Dach.

Als ich am folgenden Morgen aufstand, tobte der Sturm noch, aber das Schilfdickicht schützte gegen ihn, und das Feuer verbreitete im Halbdunkel wohltuende Wärme. Schwerbeladen und langsam beginnt jetzt wieder der Marsch beim Klange der Glocke des letzten Kamels. Der Boden ist weich, und die Kamele sinken tief ein, besonders das erste, das als Schneepflug dient und den nachfolgenden den Weg bahnen muß. Ich reite auf meinem kleinen Grauschimmel als Letzter im Zuge und folge dem Pfade, den die breiten Fußschwielen der Kamele getreten haben. So geht es weiter, der unbekannten, unheimlichen Wüste entgegen. Wir sind jetzt schon von vollständiger Todesstille und Öde umgeben; wenn es auf dem Monde Sandwüsten gibt, können sie nicht weniger organisches Leben haben als diese. Es gibt nichts, absolut nichts, was anzeigt, daß hier jemals Leben in irgendeiner Gestalt existiert hat. Beim abendlichen Lager entbehrten wir das Schilfdickicht sehr; wir waren jetzt allen Winden des Himmels preisgegeben und dem umherwirbelnden, erstickenden Flugsande ausgesetzt, der in undurchdringlichen Wolkensäulen um unser kleines Feuer kreiste. Islam und ich, die wir früher schon in einem so entsetzlichen, verheerenden Marsche die Takla-makan-Wüste durchquert hatten, wußten, um was es sich handelte und daß dieses Unternehmen tatsächlich als Wahnsinn bezeichnet werden konnte. Hier war die Wüste doppelt so breit wie auf der Linie, auf der wir 1895 die Takla-makan durchzogen hatten und wo die ganze Karawane umgekommen war! Würde einer von uns diese neue Wüstenwanderung überleben? Diese Frage stellten wir uns täglich im Stillen, sprachen aber nicht davon.

Ein großes Glück für uns war jedoch die regelmäßige, vorteilhafte Form, in der der vorherrschende Wind den Flugsand zu Dünen angehäuft und aufgetürmt hatte. Dieser Wind, der hauptsächlich im Frühling und Sommer mit ungeheurer Heftigkeit und Regelmäßigkeit weht, kommt von Ostnordosten. Er häuft den Sand zu Wogen an, die denen des Meeres gleichen und ebenso hoch sind wie

ein Kirchturm. Diese Sandberge laufen in unendlichen Reihen von Nordosten nach Südwesten; in den zwischen ihnen liegenden Tälern ist der Boden hart und sandfrei. Doch gibt es auch ein anderes Dünensystem, das jenes in rechten Winkeln netzförmig schneidet, aber bedeutend niedriger ist. In den Maschen zwischen beiden Systemen entstehen Mulden oder Depressionen, welche die Eingeborenen „Bajir" nennen. Indem wir diesen Mulden nach Südwesten folgten und die sie trennenden Sandpässe überschritten, konnten wir dem hohen, dichten Sande, der sich auf beiden Seiten unseres Weges zu gigantischen Rücken auftürmte, ausweichen. Tatsächlich legten wir nicht weniger als 143 Kilometer auf ebenem Bajirboden zurück, den Rest aber im Sande, der besonders in den südlichen Teilen der Wüste ungemein schwer passierbar war. Wäre, wie ich es erwartet hatte, die ganze Wüste ein Gewirr von 90 Meter hohen Dünen gewesen, so hätte unser Zug wohl unglücklich geendet. Ich glaube jedoch, daß, wenn auch die Kamele zusammengebrochen wären und das ganze Gepäck hätte im Stiche gelassen werden müssen, wir fünf Männer uns doch noch bis zum nächsten Wasser hätten hinschleppen können.

Wenn man eine dieser hohen Dünenanhäufungen besteigt, ist die Landschaft, die man im Osten erblickt, geradezu unheimlich, aber in ihrer erhabenen Öde dennoch großartig und staunenerregend. Hier trifft der Blick nämlich nur die hohen, steilen von der Windseite abgewendeten Abhänge, die vom Kamme jeder neuen Dünenanhäufung jäh nach Westen abfallen. Man glaubt ein Sandmeer zu sehen, dessen empörte, riesenhafte Wellen im Begriff sind, gerade auf den Beschauer loszurollen, bereit, alles zu verschlingen und zu vernichten; aber eine unsichtbare Macht hat ihren Lauf gehemmt, sie sind in ihrer Lage erstarrt und scheinen jetzt nur auf die befreiende Zauberformel zu warten, um nach Westen weiter zu rauschen.

Im Lager des dritten Tages versuchten wir, einen Brunnen zu graben. In 1,2 Meter Tiefe gab er reichliches Wasser von +4,8°, aber es war so bitter wie die konzentrierteste Salzlösung. Auf diesen trügerischen Boden konnten wir uns also nicht verlassen; das einzige,

was er uns bot, war unbrauchbar; wir mußten bei unseren Süßwassereisblöcken die größte Sparsamkeit beobachten. Nur so viel, als allabendlich und jeden Morgen durchaus notwendig war, durfte im Kessel geschmolzen und von dem Holze durften an jedem Lagerplatze nur drei Klötze, zwei abends und einer morgens, gespalten werden.

Am vierten Tage tobte ein Sturm gerade aus Norden. Die Luft war mit Flugstaub und Sand erfüllt, und aus dem uns auf allen Seiten umgebenden dichten Nebel traten nur die allernächsten Gegenstände undeutlich, verzerrt und unheimlich hervor. Wir drangen in die düstere Heimat des Todesschlafes und der undurchdringlichen Winterfinsternis ein.

Als wir die zwölfte Mulde durchschritten hatten, sah das Terrain bedenklich aus. Bis ins Unendliche kletterten wir nach dem nächsten Sandpasse hinauf, aber die Steigung nahm kein Ende. Immerfort erhoben sich vor uns neue Sandhöhen, immer öfter blieben die müden Kamele stehen, um sich zu verschnaufen. Endlich erreichten wir den höchsten Paß, und tief unter unseren Füßen lag die dreizehnte Bajir, deren ebener Boden im Nebel verschwand. Wir rutschen nach ihrem Grunde hinab und lagern wieder auf ebenem Boden.

Der Sturm legte sich während der Nacht. Als ich in der Frühe aus meinem Pelzneste herausguckte, goß noch der Mond sein Silberlicht über unser Lager aus, wo alle fest schliefen und nur das langgezogene Atmen der Kamele die große Stille unterbrach. Der Mond schien das sterbliche Gewürm, das sich in den ewigen Sand hineinverirrt hatte, erstaunt zu betrachten. Ich schickte mit seinen erbleichenden Strahlen einen Gruß in meine Heimat im fernen Norden, deren ich heute mit Sehnsucht gedachte. Heute war Heiligabend, Weihnachten in der Einöde — —

Ermüdet von dem gestrigen anstrengenden Marsche im Sande schliefen alle aus, und die Sonne war schon hoch über die Dünenrücken gestiegen, ehe es im Lager lebendig wurde. Die Kamele, die stets dicht gedrängt lagen, um sich aneinander zu wärmen, werfen lange, scharfe Schatten auf die Erde, jene seltsame, ungastliche Erde,

auf der man sich wie ein hilfloser, linkischer Gast vorkommt; es ist, als gehörte ihr Boden einem anderen Planeten an.

Jetzt wurde alles, was sich entbehren ließ, abgesondert, denn von hier aus sollte die kleine Hilfskarawane nach dem Winterquartiere zurückkehren. Alle Leute baten und drängten, uns durch die Wüste begleiten zu dürfen, sie waren von ihrer Anziehungskraft wie verhext. Doch hier half kein Bitten; je weniger unser waren, desto länger reichte das Eis. Die Zurückkehrenden verschwanden bald in dem gelben Sande wie schwarze Punkte. So war die letzte Verbindung mit den Unsrigen abgeschnitten, und im Süden lag still und geheimnisvoll die Wüste, die unser wartete, — ob um uns zu verschlingen oder um uns freien Durchzug zu gestatten?

Der heilige Abend war für uns ein schwerer Tag. Die Mulden mit ebenem Boden schienen aufgehört zu haben, wir gerieten in immer höher werdenden Sand hinein, wo die Karawane Schritt für Schritt unendlich langsam vorrückte und es immer Aufenthalt gab, wenn ein Kamel gefallen war und seine Last umgepackt werden mußte oder wenn ein gar zu steiler, ungünstiger Kamm mit dem Spaten zu bearbeiten war. Der Nordwind erhob sich wieder und hüllte die Landschaft in Nebel ein und brachte das Gefühl hoffnungsloser Beklemmung mit sich. Es kam mir vor, als hätten wir unsere angestrengten Kräfte nur dazu benutzt, um uns immer tiefer in ein Netz zu verstricken, aus dem wir uns nicht wieder würden befreien können.

Ich ging zu Fuß voraus. Eine unangenehme Aussicht wartete meiner, als ich endlich den Kamm einer 60 Meter hohen Düne erreichte. Ihre vom Winde abgekehrte Seite stürzte jäh nach der Bajir Nr. 16 ab, die wie ein kohlschwarzer Kessel unter mir gähnte; ihr Boden war bis an die Oberfläche moorig, um sie herum lief ein Ring von weißem Salze, und ringsumher erhoben sich hohe Dünen. Es war ein Abgrund, der geradeswegs in die Hölle hätte führen können. Doch nachdem die Karawane mich eingeholt hatte, glitschten wir die Sandwand hinunter und lagerten am Rande der unheimlichen Mulde.

Wie trübe der Tag auch gewesen ist, wenn ich Halt kommandiere, wird die Stimmung sofort heiterer. Die Tiere werden von ihren Lasten befreit, die Kamele festgebunden, damit sie nicht während der Nacht nach den saftigen Weiden des Flußufers zurücklaufen, mein Bett wird in dem weichen Sande aufgeschlagen, Feuer angezündet, Essen gekocht und wenn die Abendarbeiten verrichtet sind und ich bei einer flackernden Laterne meine Aufzeichnungen niedergeschrieben habe, hat man nichts weiter zu tun, als unter die Decken zu kriechen.

Nie werde ich den heiligen Abend in einer düstereren, schwermütigeren Umgebung verleben. Nur die Kälte erinnerte an das frohe Fest, an dem alle Kindheitserinnerungen in buntem Zuge an dem Blicke vorbeiziehen, der sich in der ersterbenden Glut des Lagerfeuers verliert. Das schönste, froheste der Feste brachte ich in einem Abgrunde zu, wo die absolute Todesstille einen ihrer größten Triumphe feierte. Zusammengekauert wie Fledermäuse im Winter saßen wir schaudernd und frierend um das spärliche Feuer herum, über dessen Kohlen die letzten blauen Flämmchen tanzten; wir hüllten uns fest in unsere Pelze, um die eisigen Windstöße der Weihnachtsnacht weniger zu fühlen; der Weihnachtsengel aber ging stolz an uns vorbei, trotzdem alle Türen weit offen standen. Am Pole selbst kann der heilige Abend nicht trostloser sein.

Neuntes Kapitel.

Nach dem Herzen des Sandmeeres.

Am erſten Weihnachtstage wanderten wir faſt 20 Kilometer weit. Der Sturm leiſtete uns noch immer Geſellſchaft. Der wehende Sand bildete auf allen Dünenkämmen mächtige Büſchel und Kometenſchweife, wenn der heftige Wind den leichtbeweglichen Stoff aufpeitſchte. Alles wird von Sand durchdrungen; er verurſacht auf dem Leibe ein unbehagliches Jucken; er knirſcht und kratzt zwiſchen den Zähnen, wenn man ſie zuſammenbeißt; ja noch heute, vier Jahre nach dieſer Reiſe, fallen Sandkörner aus den Blättern, wenn ich das Tagebuch öffne, das ich damals bei mir trug.

Am zweiten Weihnachtstage war das Terrain ungünſtig, und ſchwerer Sand herrſchte vor. Als wir uns zum dritten Male nach einem Sandpaſſe hinaufgearbeitet hatten, ſtanden wir am Rande einer entſetzlich ſteilen Wand, die beinahe überall ſenkrecht nach der nächſten Bajir abfiel. Ohne ſich zu beſinnen, gleiten die Kamele Hals über Kopf den Abhang hinunter. Der Sand gibt unter ihrem Gewichte nach und ſtürzt wie ein Waſſerfall hinunter, und die Tiere ſauſen mit ſteifen Beinen mit. Sie ſind an dieſen gleitenden Boden ſchon gewöhnt und werden nicht mehr ſchwindlig. Das Herunterrutſchen der Karawane auf den Rutſchbahnen im Sande iſt ein recht komiſches Schauſpiel. Das Brennholz näherte ſich ſeinem Ende und mußte noch ſparſamer verbraucht werden; die Kamele begannen hungrig zu werden und durften am Abend das Strohpolſter eines Packſattels freſſen.

Am 27. Dezember erwartete mich eine große freudige Überraſchung. Wie gewöhnlich ging ich zu Fuß voraus und führte die Karawane, die in langſamem Tempo meiner Spur folgte. So erreichte ich einen hohen Dünenkamm, auf dem ich mich eine Weile ausruhte und die Wüſte mit dem Fernglaſe abſuchte. Im Süden lag eine neue Mulde, die ein ungewöhnliches Ausſehen hatte — ſie war ganz ſchwarz getüpfelt. Ich eilte dort hinab, und mein Erſtaunen wurde noch größer, als ich vom Winde verwehte Schilfblätter und die Spuren eines kleinen Nagetieres fand, das nicht größer als eine Maus war. Beim Näherkommen entdeckte ich zu meiner größten Freude, daß die ſchwarzen Tupfen nichts anderes waren als Schilf in dünnen, verdorrten Büſcheln.

Als die Karawane mich eingeholt hatte, jubelten die Leute, als ſähen ſie ein Paradies vor ſich winken; die Kamele blähten, Weide witternd, die Nüſtern. Es war wirklich eine unerwartete, geſegnete Entdeckung, — ja, ſchon jetzt ahnten wir, daß die Wüſte keine Gelegenheit erhalten würde, uns das Leben zu rauben. Weide mitten in der Sandwüſte, 140 Kilometer vom nächſten Waſſer entfernt!

Wir lagerten und ließen die Tiere los; ganze Arme voll dürren Schilfes wurden zu einem gewaltigen Stapel aufgeſchichtet. Am Abend erhielten die Kamele je 30 Liter Waſſer; der Eimer wurde jedesmal in ein paar gierigen Schlucken geleert. Jetzt wurden die Eislaſten bedenklich leicht, aber die Vegetation ließ uns hoffen, daß das Grundwaſſer nicht weit entfernt ſein könne. Der ganze Abend verging mit dem Schmelzen von Eis für die Kamele, aber den Brennholzvorrat brauchten wir nicht anzurühren, wir heizten mit dem geſammelten dürren Schilf. Die untergehende Sonne, die ſich den ganzen Tag verſteckt hatte, ſah lauter fröhliche Geſichter. Die Sturmwolken verzogen ſich, ſie waren oben grauviolett mit einem goldglänzenden Rande, aber ihre Unterſeite war ebenſo ſchmutziggelb wie die Dünen, und man glaubte, das Spiegelbild der Wüſte am Himmel widerſcheinen zu ſehen.

Nach 21° Kälte in der Nacht erwachten wir wieder, umhüllt von Staubnebel, bei öſtlichem Winde unter bleiſchweren Wolken. Keine helle Stelle am Himmel verrät, wo die Sonne ſich aufhält; wir ſind

Abstieg über den steilen Abfall einer Sanddüne.

in das Land der ewigen Winterdämmerung hineingeraten. Die Sandanhäufungen vor uns ſchimmern undeutlich durch den Staubnebel; ſie gleichen entfernten Bergketten, obgleich ſie in Wirklichkeit unmittelbar vor uns liegen. Durchkältet von dem unermüdlichen Winde ziehe ich es vor, zu gehen und das Pferd auch da zu führen, wo der Boden gut und eben iſt.

In der Depreſſion Nr. 33 veranlaßte mich ein ſchwarzer Gegenſtand zum Beſchleunigen meiner Schritte. Es war der erſte Tamariskenſtrauch; noch führte er ein kümmerliches Leben, aber rings um-

Die Karawane zwiſchen Bergen von Flugſand hinziehend.

her lagen längſt abgeſtorbene, dürre Zweige, ein willkommener Zuſchuß zu unſerem Holzvorrate. Eine Strecke weiter, wo ein kleines Schilfdickicht Schutz gegen den Wind gewährte, machte ich Halt band das Pferd feſt und zündete ein kleines Feuer an.

Erſt in der Dämmerung kam die Karawane herangezogen. Ich zählte aber nur ſechs Kamele, das ſiebente war ermattet zurückgelaſſen worden. Nach dem Abendeſſen gingen Islam und Turdu Bai zurück, um es zu holen, fanden es aber tot mit offenem Munde und halbgeſchloſſenen Augen. Den anderen ſechs ging es vortrefflich, obgleich wir ſchon neun Tage in der Wüſte wanderten. In der Wüſte Taklamakan verloren wir gerade am neunten Tage zwei Leute und einige

der letzten Kamele und mußten das ganze Gepäck zurücklassen. Damals verschmachteten wir vor Hitze und Durst, jetzt aber durchschauerte uns Kälte, und wir hatten Wasser in genügender Menge.

Nachdem der Packsattel des toten Tieres mitgenommen war, zogen wir weiter. An dem Lagerplatze des Tages, wo es dürres Tamariskenholz in Überfluß gab und das Schilf teilweise noch frisch war, schien das Grundwasser nicht weit entfernt sein zu können. Wir fanden es auch in einer Tiefe von 1,38 Meter; es war beinahe ganz süß. Jetzt hatten wir alles, dessen wir bedurften, Wasser, Brennholz und Weide. Zwei große Feuer loderten den ganzen Abend in dem heftigen Winde und beleuchteten mit ihrem roten Scheine die Dünenkämme, von denen der Flugsand auf uns herabregnete.

Da es nicht länger das Leben galt, und sowohl Menschen wie Tiere der Ruhe bedurften, nachdem sie sich in den verflossenen Tagen so angestrengt hatten, beschlossen wir, noch einen Tag an diesem gesegneten Brunnen zu bleiben. Das Lager wurde so bequem eingerichtet, wie es die Umstände erlaubten. Der weiße Filzteppich, auf dem mein Bett ausgebreitet zu werden pflegte, wurde in ein improvisiertes Zelt verwandelt, dessen Stangen Tamariskenzweige bildeten; es schützte mich wenigstens vor dem Sturme, der den ganzen Tag über tobte. Auf der anderen Seite hatte ich ein herrliches Feuer, das tüchtig gespeist wurde. Während ich im Liegen las und nach und nach ganz im Flugsande begraben wurde, tränkten die Leute die Kamele, was geraume Zeit dauerte. Das Wasser quoll langsam aus dem Boden des Brunnens empor, und die Kamele standen im Kreise und warteten. Sofort, wenn der Eimer gefüllt war, wurde er heraufgezogen und in einem Atemzuge geleert. Die durstigen Tiere tranken nicht weniger als je neun Eimer, zwei von ihnen sogar elf, und man sah sie förmlich aufschwellen. Sie wurden außerordentlich lebhaft und munter und weideten tapfer in dem dünnen Schilf.

Frühmorgens ließ sich der letzte Tag des 19. Jahrhunderts recht vielversprechend an; von meinem im Sande vergrabenen Bette aus sah ich die Sterne auf das Biwak herabglänzen, um das herum sich die

Tamarisken auf ihren Tonkegeln wie dunkle Gespenster erhoben. Doch kaum waren wir unterwegs, so war das Wetter wieder ebenso unfreundlich wie gewöhnlich. Die Kräfte der Kamele hatten sich jedoch nach dem Tränken gehoben, und die Tiere machten einen ehrenvollen Tagesmarsch von fast 25 Kilometer. Die Neujahrsnacht konnten wir wieder bei zwei schönen Feuern unter freiem Himmel verbringen, in einer so friedlichen, stillen Gegend, daß nicht einmal die Einsamkeit eines vergessenen Grabes an einem abseits liegenden fernen Wege so still hätte sein können. Jetzt ging kein Wind mehr; der Rauch und die Flammen unserer Feuer stiegen kerzengerade zu den hell funkelnden Sternen empor. Die Leute unterhielten sich lebhaft über die Aussichten der bevorstehenden Tage. Ich saß allein an meinem Feuer, grübelte über die Rätsel des Lebens nach und fragte mich, was das kommende Jahr wohl in seinem Schoße tragen werde. Allerdings war es ein leeres und ödes Gefühl, jahrelang meine Lieben daheim nicht zu sehen, andererseits aber war es doch schön, befreit zu sein von all den Lappalien, in denen unsere ausgezeichnete Zivilisation erstickt und die das Leben in einer großen Stadt so widerwärtig und gekünstelt machen. Man denke nur, wie beneidenswert es ist, wenn man kein Telephongeklingel zu hören, keine Briefe zu beantworten und die Autographensammlungen liebenswürdiger Damen nicht zu vergrößern braucht, von Zeitungen voller Enten und Gezänk verschont bleibt und nie mit Dinereinladungen gequält wird und mit anderem Trödel, der nur in vergeblichem Bemühen kostbare Zeit tötet. Wie werden doch „unter zivilisierten Verhältnissen" die Tage von lauter Bagatellen zerrissen, wie wird unsere geistige Lebenskraft und Energie von eingebildeten, kleinlichen Interessen zernagt, die wie Vampyre unser Blut aussaugen. Es ist zu schön, weit entfernt zu sein von der jämmerlichen Klugheit, die die Alltags-Tretmühle in Gang setzt, und nichts von Neid, Klatscherei und Verleumdung zu hören, die der Unternehmungslust ebenso sicher folgen wie die Delphine dem Kielwasser eines Schiffes und die in Kreisen auftauchen, wo man es am wenigsten erwarten sollte und wo ideales Streben und Nationalstolz den Ehrenplatz einnehmen müßten. Wohl

herrſcht auch in der Wüſte beſtändiger Streit, dort aber iſt es der Sturm, der den Sand beſiegt, und der Sand, der ſich in gewaltigen Wellen auftürmt, um dem Sturme Trotz zu bieten. Dennoch aber herrſcht dort unbeſtechlicher Friede, der jetzt in der Neujahrsnacht mit ſeinen Flügeln meine Stirn umfächelte. Hier ſind es keine Kleinigkeiten, die die Aufmerkſamkeit feſſeln, es ſind die wunderbaren, großartigen Ergebniſſe, zu denen die Kräfte, die hier an der Umgeſtaltung der Erde arbeiten, gelangt ſind und die ſich bei jedem Schritte, den wir machen, vor uns aufrollen.

Der 1. Januar 1900 entſtieg im Oſten ſeiner Nacht in düſterem Trauergewande, und kein Morgenrot zeigte ſich. Der Tagemarſch war ſehr ſchwer, es kamen keine ebenen Depreſſionen mehr. Der Blick reichte weit nach Süden, ſchweifte aber über ein Gewirr von kompakten Sandwogen. Bis jetzt hatten wir es gut gehabt; es war uns gegangen wie Schiffen, die bei Windſtille gefahren ſind und nun mit einmal auf dem von Stürmen aufgewühlten wilden Meere ſchaukeln. Die Wellen waren haushoch, und mit verzweifelter Langſamkeit kamen wir vorwärts, ſchwer paſſierbare Dünen hinauf und hinunter, wo bald dieſes, bald jenes Kamel ſtrauchelte, fiel und von neuem beladen werden mußte. Die Vegetation hörte beinahe ganz auf. Fern im Oſten ſchien es noch Depreſſionen zu geben, aber ſie lagen zu weit aus unſerem Kurſe. Der Südhorizont gleicht einer gezähnten Silhouette, dem Blatte einer Säge, mit lauter hohen, dominierenden Dünen-Pyramiden. Wir waren nicht imſtande, mehr als 14 Kilometer zurückzulegen.

Am nächſten Morgen umgab uns eine ungewohnte Landſchaft. Es hatte in der Nacht geſchneit, und die Dünen lagen blendend weiß da. Dieſes ſeltſame Gewand, ein kreideweißes Leichentuch, vergrößerte nur noch ihre totenähnliche Öde und Nacktheit. Während des Marſches erſchien keine freundliche Bajir, um uns einige mühſame Schritte zu erſparen, alles war jetzt Sand.

Nachmittags erhob ſich ein heftiger Wind aus Südſüdweſt, und ein richtiges Schneetreiben umwirbelte die Karawane. Die Dämmerung ſenkte ſich auf ein unentwirrbares Durcheinander von Schnee und Sand

herab, und lange ſpähten wir nach einem paſſenden Platze für das Nachtlager aus. In Stockfinſternis gelangten wir endlich an eine abgeſtorbene Tamariske, die uns ein wenig Brennholz bot, und blieben dort. Die kleinen Schilfoaſen mitten in der Wüſte hatten jetzt vollſtändig aufgehört. Die Leute waren wieder ernſt geſtimmt, und Ördek wurde es unheimlich in dieſer Wüſte, die gar kein Ende nahm, wo nicht einmal die Sonne ſchien und in die wir uns immer tiefer hineinbohrten, wie Holzwürmer in eine Schiffsplanke. Er ſchwelgte förmlich darin, von den üppigen Ufern des Tarim, den Schafherden, Hütten, Kähnen und dem Fiſchfange zu reden wie von einem Paradieſe, das er nie wiederſehen würde.

Die Kamele waren jetzt ſo angegriffen, daß wir ihnen noch einen Ruhetag gönnen mußten. Ich ſelbſt war beinahe erſchöpft vor Müdigkeit und lag in meinem Bette und las. Den ganzen Tag ſchneite es heftig in dichten, großen Flocken, die im Feuer ziſchten und praſſelnd an den Blättern meines Buches hinabglitten. Selbſt um die Mittagszeit herrſchte Halbdunkel; Dünen, Erde und Himmel verſchmolzen in ein einziges weißes, wirbelndes Gewirr in matter, verſchwommener Beleuchtung ohne Licht und Schatten. Noch ſpät am Abend ſchneite es. Kniſternd ſtiegen die Funken vom Feuer auf und trafen die Flocken, die, wie flüſſige Eiſentropfen in der Luft glänzend, zu Waſſertropfen wurden. Die Nacht wurde uns, die wir unter freiem Himmel lagen, doch ein bischen kühl. Das Minimumthermometer zeigte — 30,1°, und als ich aus meinem Neſte kroch, herrſchte noch eine Kälte von etwa 24°. Ich war vollſtändig eingeſchneit, und der Schnee fiel immer noch in dichten, großen Flocken. Islam mußte mich mit Spaten und Schilfbeſen von dieſer Schneedecke befreien, die indeſſen ſehr dazu beigetragen hatte, die Wärme unter meinen Pelzen und Filzdecken feſtzuhalten.

Ich pflegte entkleidet zu ſchlafen, ganz wie zu Hauſe, und ich kann verſichern, daß das Entkleiden nicht immer ein ungemiſchtes Vergnügen war. Es ging folgendermaßen vor ſich. Vor dem Feuer ſitzend, zog ich mir ſchnell die Kleider aus, die nachher von Islam

unter mein Kopfkiſſen geſtopft wurden, damit ſie über Nacht nicht vollgeſchneit wurden. Darauf wickelte ich meine nackte irdiſche Hülle in einen zwei Meter langen, dicken, weichen Schlafrock von Wolle, kroch unter die Decke, band einen weichen Fuchsfellbaſchlik um und wurde von Islam überall feſt zugedeckt. Zuerſt wird der Körper ganz ſteif vor Kälte, denn im „Bette" ſind es —20°, und man muß ſich eine ſchöne Weile gedulden, ehe die Glieder wieder ſo geſchmeidig geworden ſind, daß man anfangen kann, alle die kleinen Ritzen zu verſtopfen, durch die die Nachtkälte möglicherweiſe zu Beſuch kommen könnte. Allmählich aber wird es drinnen recht warm, und der Schnee, der lautlos auf mich fällt, tut das Ubrige. Ich ſchlafe die ganze Nacht wie ein Murmeltier, und die Muſelmänner könnten, wenn ſie es wollten, dem Ungläubigen, der ſie in dieſe ſcheußliche Wüſte gelockt hat, mit größter Leichtigkeit einen Stoß ins Genick geben. Aber das taten ſie nicht. Gelegentlich kam es wohl vor, daß ich aufwachte, wenn mehltrockene, aber gar zu kalte Schneeflocken vom Kiſſen auf meine Schultern herunterglitten; in den meiſten Fällen ſchlief ich jedoch zu feſt, um mich von derartigen Kleinigkeiten ſtören zu laſſen.

Das Allerſchlimmſte war das Aufſtehen am Morgen, wenn es noch bitterkalt war. Erſt muß das Feuer munter brennen, dann geſchieht das Ankleiden vor den Flammen in ſitzender Stellung. Ich habe +30° auf dem Magen und —30° auf dem Rücken; unaufhörlich muß ich mir die Hände eine Weile am Feuer wärmen, um mit ihnen die Knöpfe ſchließen zu können. Inzwiſchen fallen die Schneeflocken gemütlich auf meinen Hals und meinen Rücken. Islam ſetzt mir eine Blechſchüſſel mit warmem Waſſer zum Waſchen hin — das iſt himmliſch. Wenn ich dann erſt den Wolfspelz auf den Schultern habe und meinen ſiedendheißen Tee trinke, dann iſt alles wieder ſchön und gut, und die nächtlichen kleinen Mißgeſchicke ſind vergeſſen.

Weniger angenehm wurde der Marſchtag. Wir mußten uns tüchtig anſtrengen und hatten als größte Wärme 15° Kälte. Wir gerieten immer mehr in ſtets höher werdenden Sand hinein, wo keine Spur von Brennmaterial zu finden war. Glücklicherweiſe hatten wir

einiges vom vorigen Lagerplatze mitgenommen, aber lange nicht genug, ſo daß wir mehr als gewöhnlich frieren mußten und frühzeitig in die Pelze krochen. Am Morgen des 5. Januar lag die weiße Decke, nachdem es in der Nacht ſehr ſtark geſchneit hatte, ſo hoch, daß es uns eine gewiſſe Mühe koſtete, unſere zerſtreut umherliegenden Sachen zuſammen zu ſuchen. Sogar die Stellen, wo abends die Feuer gebrannt hatten, waren verſchneit. Die Kamele ſahen köſtlich aus; auf dem Rücken trugen ſie Schneewehen, Puder in der Perücke, und vom Atem hingen ihnen lange Eiszapfen am Kinnbarte. Als wir weiterwanderten, knirſchte der Schnee winterlich gemütlich unter ihren Fußſchwielen.

Im Laufe des Tages klärte es ſich eine Weile auf, und die Sonne zeigte ſich. Aber ſelbſt dabei funkelten Millionen feiner Eisnadeln in der Luft, und die ſcharfen Reflexe von dem Schnee blendeten unſere Augen. Die gewaltigen Dünen glichen Bergketten mit Gipfeln von ewigem Schnee, und die ſcharfe Beleuchtung zauberte feſſelnde Farbenſpiele in blaßblauen Tinten hervor.

Auch am nächſten Tage ſchienen die Sanddünen noch höher zu werden, und es wanderte ſich recht mühſam über ſie hinüber. Die Stimmung begann wieder düſter zu werden; wird denn dieſe Wüſte nie ein Ende nehmen, werden wir nie aus dem ewigen Sande herauskommen? Aber während des nächſten Tagemarſches trat eine geſegnete Veränderung ein. Als ich vom Gipfel einer Düne mit dem Fernglaſe den fernen ſüdlichen Horizont forſchend betrachtete, ſah ich eine Menge ſchwarzer Punkte und Striche ſich ſcharf vom Schnee abheben. Dies konnte nichts anderes als toter Wald ſein.

In größter Spannung beſchleunigten wir unſere Schritte und erreichten endlich dieſe Stelle.

Richtig, hier hatte einſt Wald gegrünt, der nachher vom Sande erſtickt worden war, und jetzt waren nur noch die verdorrten Stämme da. Innerhalb einer Stunde lagen ganze Stöße prächtigen Holzes um das Lager herum aufgeſchichtet. Ein Stamm, der zum Fällen zu groß war, wurde, wie er ſtand, in Brand geſteckt und loderte lange Zeit, einer Rieſenfackel gleich, über dem weißen Leichen-

tuche der Wüste. Quer über mein Feuer wurde ein hohler Pappelstamm gelegt, durch den die Flammen wie in einem Rohre leckten. Er glühte und puffte und wurde von innen heraus erhellt; er glänzte wie Rubine, die uralte Rinde platzte und krümmte sich wie in Verzweiflung unter den Flammen, die ihre Krallen in das eben noch eiskalte Holz geschlagen hatten. Gewaltige Rauchsäulen stiegen von unserem Lagerfeuer zum Monde empor, der jetzt wieder aus seinen eigensinnigen Wolkenverstecken hervortrat. Die Muselmänner überlisteten diese Nacht die Kälte; sie gruben Gräben in den Sand, füllten diese mit glühenden Kohlen, schütteten sie wieder zu und legten sich dann obendrauf.

Während der ganzen Reise nahm ich eine genaue Karte des zurückgelegten Weges auf, und da ich von meiner früheren Reise her die Lage von Jangi-köll und die des Flusses Tschertschen-darja genau kannte, konnte ich meinen Leuten am Morgen des 8. Januar 1900 versprechen, daß sie in der nächsten Nacht am Ufer dieses Flusses schlafen würden. Ich hatte mich auch nicht geirrt. Vom höchsten Punkte einer kolossalen Düne sahen wir am Südhorizont eine dunkle Linie. Es war der Waldgürtel am Tschertschen-darja. Durch ein Labyrinth von Tamarisken und Waldpappeln erreichten wir endlich den ersehnten Fluß, der jetzt unter einer dicken Eisdecke versteckt lag. Meine Leute waren sehr erstaunt darüber, daß ich die Entfernung so genau hatte berechnen können. Sie wußten kaum, was sie glauben sollten. Vielleicht hatten sie mich im Verdacht, diesen ungebahnten Weg schon früher einmal zurückgelegt zu haben. Genug, sie erklärten, daß sie mir jetzt ohne Furcht und Zaudern überallhin folgen würden.

In der Stadt Tschertschen mit der ganzen Karawane angelangt, unternahm ich von dort aus mit vier Reitern eine 340 Kilometer lange Rekognoszierungstour nach Westen. Es war ein scharfer Ritt bei heftigem Winde und Schneetreiben, und die Nächte wurden noch immer unter freiem Himmel zugebracht. Hohl und hart schlagen die Pferdehufe auf den gefrorenen Boden. Länger als eine halbe Stunde kann man ohne Rast nicht im Sattel sitzen, man muß absteigen und tüchtig laufen, um nicht zu erfrieren. Da, wo es Holz gab, zündeten wir

uns ein kleines Feuer an und zogen auf dieſe Weiſe oft von einem Feuer zum anderen, als hätten wir im Kriege mit der ſcharfen Kälte Stellungen erobert. Wir ſaßen vornübergebeugt zuſammengekauert und mit gekreuzten Armen im Sattel und überließen die Pferde ſich ſelbſt. Die letzten vierundzwanzig Stunden des Rückweges waren jedoch die ſchlimmſten. Die Kälte war in der Nacht auf $-32{,}2^{\circ}$ geſunken. Wir machten einen außergewöhnlich langen Ritt und legten

Alte Pappel am Tſchertſchen-darja.

nach Einbruch der Dunkelheit noch einen Weg von mehreren Stunden zurück. Der Nachtfroſt ſetzte wieder ein und brachte uns grimmige Kälte. Es herrſchte Gegenwind, der freilich ſchwach war, aber vollſtändig genügte, uns im Sattel erſtarren zu laſſen. Ich ſuchte mein Geſicht mit einem Halstuche zu ſchützen; aber der Atem fror mir am Schnurrbarte feſt. Wenn die Augen im Winde tränen, bilden ſich an den Wimpern kleine Eisklumpen, die man von Zeit zu Zeit auftauen muß, um ordentlich ſehen zu können.

Zehntes Kapitel.

Dem Untergange nahe!

Mein Zug durch die Tſchertſchenwüſte hatte ein glückliches Ende genommen, obgleich ich völlig darauf vorbereitet war, daß eine Kataſtrophe, eine Lage eintreten konnte, in der das Leben auf dem Spiele ſtand. Schon früher hatte ich mich in ſolchen Lagen befunden. Die ſtets beſtehende dunkle Ungewißheit, die täglich wiederkehrende Frage, ob unſere Kräfte zur Durchquerung der Wüſte ausreichen würden, erhält uns in Spannung. Auf verſchiedenen Strecken hatte ich das innerafiatiſche Sandmeer bezwungen. Wie es kommt, weiß ich nicht, doch ſicher iſt, daß mich mehr als jeder andere Teil der Erde die Wüſte entzückt, mit ihrer großen Einſamkeit, mit ihrer tiefen Stille, wenn die Luft ruhig iſt, mit ihrem Klagegeheul, wenn der Sturm ſie durchtobt, mit ihren ſeltſamen, zu ganzen Bergketten angehäuften Flugſandmaſſen. Aber es iſt kein Kinderſpiel, durch dieſe ſeltſamen Labyrinthe zu ziehen. Bei einem derartigen Verſuche habe ich einſt beinahe das Leben eingebüßt. Wenn es dem Leſer Vergnügen macht, möge er hören, wie jene Reiſe ablief.

Es war auf meiner erſten Reiſe durch das geheimnisvolle Innerafien, die ich in den Jahren 1893—97 ausgeführt habe. Nachdem ich meine Forſchungen in dem mächtigen Hochlande Pamir, deſſen Hauptgipfel, der Mus-tag-ata, ſich bis zu 7800 Meter Meereshöhe erhebt, abgeſchloſſen hatte, war ich in mein altes Standquartier Kaſchgar zurückgekehrt, von wo aus ich die verhängnisvolle Wüſtenreiſe antrat.

Ich hatte bei dem Dorfe Lailik gelagert, demſelben Punkte, von dem aus ich, wie ich geſchildert habe, dieſes Mal die Flußreiſe auf der Fähre unternahm, und befand mich Anfang April 1895 in Merket, einem Dorfe am rechten Ufer des Jarkent-darja, das Lailik gerade gegenüberliegt. Prſchewalſkij hatte auf ſeiner letzten Reiſe den Berg Maſar-tag entdeckt, inſofern als er ihn vom Chotan-darja aus geſehen hatte, und hatte, auf von Eingeborenen eingezogene Erkundigungen hin, angegeben, daß dieſer Gebirgsſtock ſich nach Nordweſten diagonal durch die Wüſte Takla-makan bis an das Ufer des Jarkent-darja erſtrecke. Wenn ich nach Oſten zöge, müßte ich alſo auf dieſen Berg ſtoßen und könnte dort vielleicht auch Quellen und Vegetation finden.

Die Entfernung von Merket nach dem Chotan-darja mochte etwa 300 Kilometer betragen. Wir wollten in vier großen eiſernen Behältern und in Ziegenlederſchläuchen Waſſer für 25 Tage mitnehmen. Die Jahreszeit war weit vorgeſchritten; es fing ſchon an, warm zu werden, — es war ein wahnwitziges Unternehmen, das ſah ich nur zu gut ein, aber keine Macht der Erde hätte mich davon zurückhalten können. Ich hatte nur vier Diener, meinen treuen Islam Bai, Mohammed Schah, Kaſim und Jolltſchi; letzterer war ein Landſtreicher, der in der Tiefe der Wüſte nach verborgenen Schätzen zu ſuchen pflegte und, wie allgemein geſagt wurde, ihre geheimſten Wege kannte. Als er verſicherte, wir könnten ohne Gefahr durch die Takla-makan ziehen, ſahen die übrigen Leute keine Veranlaſſung zur Unruhe. Unſer Gepäck war ſehr umfangreich, denn es war meine Abſicht, den Sommer in Tibet zuzubringen; wir nahmen reichlichen Proviant, Konſerven, Kleidungsſtücke, Inſtrumente, einige photographiſche Apparate mit 1000 Platten und die ſchweren Waſſerbehälter mit.

Ruhig und majeſtätiſch ſchritten unſere acht Kamele am 10. April 1895 hocherhobenen Hauptes durch Merkets enge Gaſſen. Die Dorfbewohner betrachteten uns mit größter Verwunderung. „Die kommen nie wieder", hörte man ſie einander zurufen, „ihre Kamele ſind zu ſchwer beladen, ſie bleiben in dem tiefen Sande ſtecken." Feierlich läuteten die Glocken mit dumpfem Klange den eigenen Leichenzug der

Karawane ein. Am Schluſſe des erſten Tagemarſches lagerten wir an einer Schlucht, wohin uns einige Dorfbewohner mit Waſſer in kupfernen Kannen begleitet hatten, ſo daß wir den koſtbaren Inhalt unſerer Behälter noch nicht anzugreifen brauchten. Das Lager ſah an dem kühlen, ruhigen Abend recht gemütlich aus. Ich hatte kürzlich von dem engliſchen Konſul in Kaſchgar ein Zelt bekommen. Ein junger engliſcher Offizier war in dieſem Zelte geſtorben, aber ich war nicht abergläubiſch. Im Buſchholze um mich herum weideten unſere prächtigen, ausgeruhten Kamele und einige Schafe, die wir als Proviant mitgenommen hatten; der Hahn und mehrere Hühner, die auf den Märſchen in einem Korbe verwahrt wurden, krähten und gackerten ganz vergnügt und pickten nach ihrem Futter. Zwei Hunde leiſteten mir Geſellſchaft, Jolldaſch I und Hamra.

Die zweite Tagereiſe führte uns in dem hohen, ſchwer paſſierbaren Sande aufwärts, wo die Kamele wiederholt ſtrauchelten und ſtürzten. Wir konnten nicht, wie beabſichtigt geweſen, nach Nordoſten weiterziehen, ſondern mußten den hohen Sand rechts liegen laſſen. In dieſer Richtung konnten wir ohne Schwierigkeit weiterkommen. Jeden Abend gruben wir einen Brunnen; das Waſſer war freilich ſchwach ſalzhaltig, aber alle Tiere nahmen damit vorlieb. Am 14. April gelangten wir zu allgemeiner Zufriedenheit an eine kleine Süßwaſſerquelle, an der wir einen Tag raſteten; am 18. April entdeckten wir einen See, der entſchieden mit dem Jarkent-darja in Verbindung ſtand und der von herrlichem, dichtem Walde umgeben war, ja von ſo dichtem Walde, daß wir manchmal zu den Äxten greifen mußten, um uns einen Weg zu bahnen. Dann verloren wir uns in faſt undurchdringlichen Schilffeldern; wir fühlten uns erleichtert, als wir dieſe hinter uns ließen und wieder in offenem Terrain lagern konnten, auf niedrigen Sanddünen, wo es von Skorpionen wimmelte.

Am Tage darauf erreichten wir einen Berg, deſſen zerklüftete Seiten ſich aus dem Sandmeere erhoben und an deſſen Nordfuß ein ſchöner, von reicher Vegetation umgebener See lag. Unter einigen dichtbelaubten Pappeln wurde das Lager aufgeſchlagen. Bei Tage

erhitzte der Sand ſich bis auf +53°, abends jedoch, wenn die Gegend ſich in leichten Nebel hüllte, wurde es recht kühl. Moskitos und Mücken ſummten in der Luft, gelegentlich quakte ein Froſch im Sumpfe, in dem Enten eifrig ſchnatterten, und dann und wann läuteten die Glocken der weidenden Kamele zwiſchen den Schilfbüſcheln. Es war ſo ſchön, ſo friedlich in dieſer kleinen Oaſe, und wir erinnerten uns ihrer während der folgenden Leidenswochen wie eines irdiſchen Paradieſes.

Eine paradieſiſche Oaſe am Maſar-tag.

Am 21. April zogen wir weiter, am Weſtufer des Sees Tſchöll-köll entlang, den ich 1899 noch einmal beſuchte, und ſchlugen an der ſüdlichſten Spitze des Maſar-tag, am Tſchokka-tag, Lager. Wie ein Kap weiſt der Weg nach Süden in das aufgewühlte Meer der Sandwüſte hinaus; mit Prſchewalſkijs Maſar-tag hängt er nicht zuſammen. Jolltſchi verſicherte, daß wir noch vier Tagereiſen bis an den Chotan-darja hätten, einen Fluß, der von Süden nach Norden durch die Wüſte ſtrömt, aber nur im Spätſommer Waſſer führt. Nach Prſchewalſkijs Karten mußten uns jedoch noch etwa 120 Kilometer von dem Fluſſe trennen. Ich glaubte, dieſe Entfernung werde ſich in 6 Tagen bequem zurücklegen

laſſen und ſchon zwei Tage, bevor wir den Fluß erreichten, werde es ſich verlohnen, mit dem Brunnengraben zu beginnen. Der Sicherheit halber befahl ich jedoch, daß Waſſer für 10 Tage mitgenommen werden ſolle. Am Abend hörte ich die koſtbare Flüſſigkeit in die ſich allmählich bis zur Hälfte füllenden Behälter rinnen. In den Tagen, während welcher wir längs der Seen hingezogen waren, hatten wir die Behälter leer gelaſſen, um die Kamele zu ſchonen.

Am Morgen des 23. April ging der verhängnisvolle Aufbruch vor ſich. Wir ſollten geradeswegs durch das glühende Sandmeer der Wüſte, immer gerade nach Oſten, nach dem linken Ufer des Chotandarja ziehen. Die Steppenvegetation am See hörte bald auf, und wir konnten nicht mehr darauf rechnen, noch eine Oaſe zu finden, da uns jeder Schritt weiter vom Jarkent-darja entfernte. Die Dünen wurden immer höher und ſtiegen von 20 bis auf 30 Meter; wir marſchierten auf den Kämmen, wo der Sand feſt iſt, vorwärts.

Wüſt und gelb, aber dennoch anziehend in ihren ſchön geſchwungenen Formen, erheben die Dünen vor uns ihre Delphinrücken bis ins Unendliche. Wohl wird ſich der Leſer wundern, daß ich nicht vor Entſetzen bleich wurde, als mein Blick über dieſe unzähligen Rieſenwogen aus feinem, gelbem Sande nach Oſten ſchweifte. Würde der Glücksſtern, der bis dahin über meinen aſiatiſchen Wegen geſtrahlt, gerade hier erlöſchen? Ich regte mich nicht darüber auf; es war meine erſte Wüſtenreiſe, ich war unerfahren und verließ mich allzu blind auf meinen Führer. Daher regte ſich in mir keine Spur von Furcht oder Unſchlüſſigkeit, und meine Ruhe täuſchte meine Leute. „Vorwärts!“ flüſterte der Wüſtenwind; „vorwärts!“ ſang das Erz der Kamelglocken. Tauſend und aber tauſend Schritte nach Oſten, doch keinen einzigen zurück! Die Hirſch- und Gazellenſpuren haben aufgehört, kein Schilfſtengel iſt jetzt zu erblicken, kein Laubblatt ſichtbar, ja ſogar die äußerſten Bergſpitzen ſind im Staubnebel der Atmoſphäre verſchwunden. Als wir uns am erſten Tage müde gegangen hatten, entdeckten wir noch zwei Tamariſken, es waren die letzten; dort lagerten wir. Erſt hier kam es heraus, daß Hamra durchgebrannt war; Zoll-

daſch war bei uns geblieben, aber ſeine Treue ſollte ihm das Leben koſten. Um das kleine Lagerfeuer herum, das mit den Wurzeln der Tamariſken geſpeiſt wurde, war es ſtill. Die Kamele wurden angepflöckt, damit ſie nicht nach dem See zurückliefen. Grabesſtille herrſchte, ſogar die Glocken blieben ſtumm. Um mein Licht im Zelte flatterten zwei verirrte Schmetterlinge.

Am 24. April drangen wir immer tiefer in das Heim der Todesſtarre ein. Ein heftiger weſtlicher Wind brachte uns ein wenig Kühlung, aber dennoch mußten wir unausgeſetzt Halt machen, um zu trinken, — das Waſſer war 30° warm infolge ſeines Anſchlagens gegen die erhitzten Wände der eiſernen Behälter, die jetzt nicht mehr von Schilfbündeln beſchattet wurden; dieſe waren von den Kamelen bis auf den letzten Stengel verzehrt worden. Jolldaſch und das letzte Schaf erhalten ebenfalls ziemlich oft einen Schluck.

Islam Bai lotſt uns über die Dünen, da wo der Übergang am bequemſten iſt. Leichten Schrittes geht er voraus nach Oſten, immer den Kompaß in der Hand; bald verſchwindet er in den Dünentälern, bald ſehen wir ihn wieder auf einem Kamme und wie Schnecken folgen wir ſeiner Spur. „Inſchallah, bißmillah, ja Allah!“ hört man die Mohammedaner Gott anrufen. Neue Gipfel, neue Kämme von gelbem Sande türmen ſich auf, ſoweit der Blick reicht. Ein Kamel fällt auf einem ſteilen Kamme und läßt ſich nicht eher zum Aufſtehen bewegen, als bis es, von ſeiner Laſt befreit, in ein Dünental hinuntergerollt worden und dort auf feſterem Boden angelangt iſt. Bei dem Lager, das wir an dieſem Tage nach einem Marſche von 13 Kilometern aufſchlugen, gab es keine Spur von organiſchem Leben, nicht einmal ein vom Winde verwehtes Blatt, und die Nachtſchmetterlinge, die mir geſtern Abend Geſellſchaft geleiſtet hatten, ſtellten ſich nicht wieder ein.

Am Morgen des 25. April wehte Nordoſtwind, und die Luft war voller Flugſtaub, der die Sonnenglut angenehm dämpfte. Da es mir vorkam, als klänge das Schwappen in den Waſſerbehältern hohl, unterſuchte ich ſie und fand, daß der Vorrat nur noch für zwei Tage reichte. War es Verräterei von Jolltſchi oder Nachläſſigkeit von Islam, der

Befehl erhalten hatte, sie für zehn Tage zu füllen? Die unheimliche Wirklichkeit drang jetzt auf mich ein; es war ein Gefühl, als begleitete uns der Tod. Jolltschi versicherte, daß wir schon beinahe den halben Weg hinter uns hätten, und mir kam gar nicht der Gedanke, nach den kleinen Seen zurückzukehren. Welche Leiden und Sorgen hätten wir uns erspart, wenn wir denselben Weg zurückgegangen wären! Die Hoffnung, im Herzen der Wüste alte Ruinen zu entdecken, hatte ich jetzt aufgegeben; jetzt handelte es sich nur darum, die Wüste selbst zu besiegen. Mit dem Wasser sollte so sparsam umgegangen werden wie mit Gold. Die Kamele durften ihren Durst jetzt nicht mehr stillen. Sie würden es schon ertragen, dachte ich. Aber gerade an diesem Tage machten sich bei ihnen Anzeichen von Ermattung bemerkbar. Ich ging zu Fuß voraus, um mein Kamel zu schonen. Ein anderes Tier legte sich nieder, seine Last wurde auf die anderen verteilt, es erhielt einen Schluck Wasser und Stroh aus seinem eigenen Packsattel und wurde uns dann von Mohammed Schah langsam nachgeführt. Als noch ein Kamel streikte, machten wir Halt; es war unser dreizehntes Lager. Jetzt genügte schon der Anblick eines Raben zur Hebung der Stimmung; er kreiste ein paarmal über der Karawane, hüpfte auf einem Dünenkamme umher und verschwand. War es die Taube mit dem Ölblatte, die das Land verkündete?

Während die anderen am Morgen des 26. April mit dem Abbrechen des Lagers und dem Beladen der Kamele beschäftigt waren, eilte ich zu Fuß voraus. Ich zählte meine Schritte, um die zurückgelegte Entfernung auf der Karte angeben zu können. Hierdurch wurde ich von meinen trüben Gedanken abgelenkt, so daß die Hoffnung sich wieder regte, die mörderische Wüste besiegen zu können und dort, wo noch kein menschlicher Fuß die Erde betreten hatte und andere zusammengebrochen wären, doch vorwärts zu kommen. Jetzt mitten in meinem Lebensfrühling sterben und auf eine Zukunft, die so schön werden konnte, verzichten müssen, nein, das durfte nicht geschehen! Vorwärts durch diesen glühenden Sand, dessen Kämme in immer blasser werdenden Nüancen im fernen Osten verschwammen. Einmal würde uns schon

Kein Waſſer!

eine grüne Linie am Horizonte die Nähe des Chotan-darja verkünden. Tiefere Sonntagsstille kann auf keinem Friedhofe herrschen; hier fehlten nur die Grabkreuze. Schweigend folgte die Karawane wie ein Leichenzug langsam meiner Spur, und die Glocken läuteten weit hinter mir im Beerdigungstakte. Nur eine verirrte Fliege leistete mir Gesellschaft; ich betrachtete sie wie einen Freund, war sie doch das einzige Lebenszeichen im Heime der Todesstille.

Es sah schlimm für uns aus, als die Dünen, die uns langsam töteten, sich wieder zu einer Höhe von 50 Meter erhoben. Man wurde auf ihren hohen Kämmen schwindlig, und so weit der Blick reichte, war keine Abnahme des hohen Sandes zu entdecken. Um die Mittagszeit fiel ich vor Erschöpfung und Durst beinahe um; es wurde mir schwarz vor den Augen, und ich wollte Rast machen, als die Fliege mich durch ihr munteres Summen wieder an das Leben erinnerte, das mir langsam zu entfliehen schien. „Spanne deine Kräfte bis aufs äußerste an! Noch tausend Schritte, es ist Land, das du dem Totenreiche entreißt!" Ich eroberte meine tausend Schritte und sank dann kraftlos auf einer Düne nieder, wo ich mich mit über das Gesicht gedeckter Mütze auf den Rücken legte und in einer tiefen Betäubung, voller Vergessenheit und trügerischer Träume, liegen blieb. Deutlich glaubte ich das Zittern der Blätter einer Silberpappel am Ufer eines blauen Sees zu hören und dann wieder das Rauschen von herrlichen Gletscherbächen über die kristallhellen Eiswände, die ich kürzlich auf dem Pamir gesehen hatte. Da erweckte mich wieder das dumpfe Geläute der Glocken zur abscheulichen Wirklichkeit. Mein Kopf war bleischwer, und meine Augen blendete der Widerschein des ewig gelben Sandes.

Gesenkten Hauptes, mit fieberisch glänzenden Augen schwanken die Kamele einher. Sie suchen nicht länger nach frischer Weide; nur sechs von ihnen zogen beladen unter Islams und Kasims Leitung heran; die beiden übrigen führten uns Mohammed Schah und Jolltschi, unserer Spur folgend, langsam nach.

Von Müdigkeit und Durst erschöpft waren wir nicht sehr weit gekommen, als wir auf einem Fleckchen ebenen Lehmbodens Halt

machten. Die Zelte wurden nicht mehr aufgeſchlagen, wir mußten unſere Kräfte für wichtigere Anſtrengungen aufſparen. Spät abends kamen die beiden kranken Kamele im Lager an. Erſt nach Sonnenuntergang, in der Abendkühle regen ſich die Lebensgeiſter wieder. Ich verfiel auf die tolle Idee, daß wir vielleicht verſuchen könnten, einen Brunnen zu graben. Alle Männer durchzuckte es wie ein elektriſcher Schlag, und Kaſim ergriff ſofort den Spaten, ſtach damit auf den trockenen, kniſternden Lehm los und ſang dann im Takte mit den Spatenſtichen.

In einem Meter Tiefe wurde der Lehm feucht! Ungeheure Spannung bemächtigte ſich unſer aller, und wir wechſelten alle fünf beim Graben ab; der Spaten fuhr durch die Luft und verſank immer tiefer in der Grube, in der keine Leiche beerdigt, ſondern Leben und Rettung aufgegraben werden ſollte. In zwei Meter Tiefe war der mit Sand vermiſchte Lehm ſo naß, daß wir Kugeln davon formen konnten. Die Temperatur der Luft betrug +28,6°, die des aufgegrabenen Sandes aber nur 12°; es war ein Hochgenuß, die Stirn dagegen zu drücken. Wir ſtellten die kupfernen Kannen in dieſen Sand und löſchten unſeren Durſt mit ruhigem Gewiſſen; bald würden wir ja die leeren Behälter wieder füllen können. Alle Tiere, ſogar die Hühner, trieb ihr Inſtinkt an das Brunnenloch.

Tiefes Dunkel herrſchte jetzt in der Wüſte; in die Wände des Brunnens wurden in kleinen Niſchen ein paar Lichtſtümpfe geſetzt. Kaſim ſah, nackt wie er war, dort unten phantaſtiſch aus; der Sand wurde nach und nach mit einem Eimer emporgehißt, und kräftiger klangen die Spatenſtiche im Takte.

Wir waren ſchon mehr als drei Meter tief gekommen, als Kaſim einen halberſtickten Schrei ausſtieß, den Spaten fallen ließ und wie verſteinert daſtand. „Was gibt es, was iſt geſchehen?“ fragte ich, im Glauben, er ſei krank geworden. „Kein Waſſer! Der Sand iſt trocken“, ertönte es klanglos, wie eine Stimme aus dem Grabe. Ein paar matte Spatenſtiche überzeugten uns davon, daß die trügeriſche Feuchtigkeit wieder aufgehört hatte, um ganz trockenen Schichten Platz zu machen. Wie zerſchmettert brachen wir zuſammen und legten uns ſofort ſchlafen.

Nur der hinterliſtige, ſcheue Jolltſchi ſtieß ein Hohngelächter aus und verſchwand in der Dunkelheit; er pflegte nie bei den anderen zu ſchlafen. Um den gähnenden Brunnen herum ſtanden die Kamele, geduldig auf Waſſer wartend.

Nachdem wir am 27. April allerlei überflüſſige Sachen, einen Ofen, mein Feldbett uſw. im Lager zurückgelaſſen hatten, ging es weiter über dieſe Rieſenwogen, die jetzt wieder eine Höhe von 60 Meter erreichten. Aller Aufmerkſamkeit iſt auf die Behälter gerichtet, in denen die letzten Waſſertropfen klingend gegen das Eiſenblech ſchlagen. Jolldaſch bleibt heulend und kläffend in ihrer Nähe. Wenn ich mich ausruhe, kommt er zu mir; er ſcheint fragen zu wollen, ob denn alle Hoffnung verloren ſei, und kratzt im Sande, um mich daran zu erinnern, daß ich wieder einen Brunnen graben laſſe. Ich ſtreichele ihn, zeige nach Oſten und rufe: „Su, ſu (Waſſer, Waſſer)!" Er ſpitzt die Ohren und läuft nach dieſer Richtung, kommt aber ebenſo niedergeſchlagen und enttäuſcht zurück.

Von einer hohen, pyramidenförmigen Dünenſpitze aus wurde der Horizont mit dem Fernglaſe erforſcht. Keine Erleichterung! Es wurde uns ſchwindlig bei dem Gedanken, noch immer der Mittelpunkt dieſes Sandmeeres zu ſein. Als eines der ſechs Kamele ſich weigerte, weiter zu gehen, ſchlugen wir an einer Stelle Lager, wo wir auf allen Seiten von koloſſalen Dünen umgeben waren. Bald darauf erſchien Mohammed Schah mit einer traurigen Nachricht: die beiden erſchöpften Kamele hatten gleich zu Anfang des Marſches im Stiche gelaſſen werden müſſen. Welch ein entſetzliches Schickſal hatte ſie betroffen; möchten ſie nur nicht zu lange auf Erlöſung haben warten müſſen. Das eine Kamel hatte gelegen, als Mohammed Schah es verließ, das andere ſtand noch aufrecht auf zitternden Beinen und ſah der hinter den Dünen verſchwindenden Karawane mit traurigen, erlöſchenden Blicken nach. Und als ſie verſchwunden war, hatte es ſeinen großen Kopf ſeinem Unglückskameraden zugewandt und ſich neben ihm niedergelegt. Dort träumten ſie vielleicht von den ſchönen Ruhetagen an den Seen des Maſar-tag. Ich war ſtarr vor Entſetzen bei dem Gedanken, daß

sie vielleicht noch mehrere Tage gelebt haben und möglicherweise von den Sandstürmen der folgenden Tage lebendig begraben worden sind. Dieser Gedanke verfolgte mich lange wie ein Nachtgespenst, und jeden Abend, wenn ich mich zur Ruhe legte, betete ich für die Unglücklichen. Jetzt schlafen sie ihren tausendjährigen Schlaf unter den wandernden Grabhügeln der Wüste.

Am Abend zeigten sich im Westen regenschwere Wolken. Ein und dieselbe Hoffnung beseelte uns alle. Der Himmel verfinsterte sich immer mehr. „O schenke uns nur einige Kannen Wasser und rette uns und unsere Tiere!" Die Zeltleinwand wurde auf dem Sande ausgebreitet und alle Gefäße hingestellt. Doch als wir damit fertig waren, hatten sich die Wolken inzwischen verzogen, und der Himmel war wieder so klar und blau wie ein Türkis. Mit erhabener Ruhe erklärte Islam, daß erst die Kamele eines nach dem andern sterben würden und dann die Reihe an uns kommen werde. Jolltschi lachte über unsere Kompasse, von denen wir uns betrügen ließen, wir gingen im Kreise, und es sei völlig einerlei, wie lange Tagemärsche wir zurücklegten.

28. April. Könnt ihr, die ihr in euren schönen, weichen Betten ruht, euch vorstellen, was es heißt, bei einem Sandsturme unter freiem Himmel zu schlafen? Es ist unheimlich. Ich erwachte mitten in der Nacht, als dieser schwarze Sturm sich erhob und ganze Büschel und Wolken von Flugsand längs des Bodens hinfegte. Vollständige schwarze Finsternis umgibt mich. Wo mögen die anderen sein? Ich höre nichts weiter als das Heulen des Sturmes, ich taste in der Finsternis umher und fühle mich beruhigt, als ich Jolldasch, der neben mir schläft, berühre. Ermüdet von den ungeheuren Anstrengungen des letzten Tages wickle ich mich wieder in meinen Mantel und schlafe fest ein.

Frühmorgens erwache ich von einem Gefühle, als müßte ich ersticken. Ich bin fast ganz unter Flugsand begraben. Von meinem Mantel und den Sachen, die am Abend auf der Erde lagen, ist keine Spur zu sehen. Ich fahre in die Höhe und wecke die anderen, damit wir schleunigst unsere Habe mit Stöcken aus dem Sande fischen. Dann werden die Kamele beladen, und wir brechen auf.

Ein entſetzliches Wetter herrſchte dieſen Tag in der Sandwüſte, dazu vollſtändige Dämmerung. Sprechen nützte nichts, denn alles übertönte dieſer Kara-buran, der ſchwarze Sturm, der die Sanddünen wütend peitſchte und gegen deſſen koloſſalen Druck wir uns vorwärts arbeiten mußten. „Haltet euch dicht zuſammen!“ Wehe dem Unglücklichen, der ſich entfernt, wenn nur das nächſte Kamel wie ein Schatten aus den dichten Flugſandwolken hervorſchimmert. Wir erſticken beinahe an den Sandmaſſen, die wir einatmen, und manchmal müſſen wir ſtehen bleiben und das Geſicht gegen die vom Winde abgewandte Seite eines Kamels drücken, um Luft zu bekommen.

Jetzt iſt ein Kamel erſchöpft und wird von Jolltſchi als letztes im Zuge geführt. Der Abſtand wird größer, wir verlieren ihn aus den Augen. Hier gilt es das Leben! Das Herz wird hart und hat keinen Raum für Barmherzigkeit. Vorwärts! Wer nicht mit kann, hat es ſich allein zuzuſchreiben. Ein Kamel und ein Treiber, was macht's; morgen iſt ein anderer an der Reihe, wir wollen ſehen, wer es am längſten aushält.

Wir gingen gerade über einen hohen Dünenkamm und rutſchten dann an ſeiner ſteilen Wand nach dem Dünentale hinunter. Da tauchte Jolltſchi aus dem Nebel auf. Das Kamel war auf dem Kamme zuſammengebrochen. Wir warteten, während zwei Mann zurückgingen, um ſich nach ihm umzuſehen. Doch ſie kamen bald mit der Nachricht wieder, daß alle Spuren verweht und das Kamel nicht wiederzufinden ſei. Armes, beklagenswertes Tier! Mitten im ärgſten Winde und Sandwirbel ſollte es den Tod erwarten. Und ſeine Laſt war ebenfalls verloren.

Im Lager wurden die fünf Kamele mit dem Strohpolſter eines Packſattels gefüttert, aber ihr Schlund war ſo ausgedörrt, daß ſie mit ſchlechtem Appetit fraßen. Eine Menge Gegenſtände, beinahe der ganze Proviant, Konſerven, Porzellangeſchirr, Kiſſen, Bücher, Pelze und Filzdecken, wurden hier ausgeſondert, in zwei Kiſten gepackt und zurückgelaſſen. Auf einem Dünenkamme wurde eine Zeltſtange mit einer improviſierten Fahne aufgerichtet; am nächſten Tage ſollten von Zeit zu Zeit auf dominierenden Dünen mit Zeitungspapier umwundene

Stäbe eingerammt werden. Sie sollten dazu dienen, in unbekanntem Fahrwasser Zeichen anzubringen, falls wir Gelegenheit fänden, unsere zurückgelassene Habe zu holen. Alle in Flüssigkeit eingemachten Konserven, z. B. Champignons, wurden jedoch behalten.

Zwei Liter Wasser hatten wir nur noch. Am Morgen des 29. April meldete Islam, daß ein Liter über Nacht ausgetrunken worden sei. Alle hatten Jolltschi in Verdacht, der bald darauf verschwand, um erst am nächsten Morgen wieder zu erscheinen. Dank dem günstigen Wetter und der stauberfüllten Luft, die die Sonne verhüllte, konnten wir ganze 27 Kilometer zurücklegen, immerfort über Berge von Sand und ohne Spur eines Anzeichens, daß wir uns der Küste eines Wüstenmeeres näherten. Die Kamele sind vor Mattigkeit und Durst halbtot, behalten aber noch ihren majestätischen Gang bei. Im Lager wurden sie mit noch einem Packsattel und unserem ganzen Buttervorrate traktiert, und wir glaubten, daß sie nun noch eine Tagereise aushalten würden.

Am Morgen des 30. April war noch $^1/_3$ Liter Wasser in der letzten Kanne. Während die anderen Leute die Kamele beluden, wurde Jolltschi mit der Kanne am Munde überrascht. Wie wilde Tiere und vor Wut schäumend, stürzten sich Islam und Kasim auf den Dieb, der uns belogen und betrogen hatte, als er behauptete, die Wüste zu kennen, und der die Schuld trug, daß statt für zehn nur für vier Tage Wasser mitgenommen worden war. Sie warfen ihn zu Boden, stießen und schlugen ihn und hätten ihn auf der Stelle umgebracht, wenn ich nicht schnell herbeigeeilt wäre. Die Hälfte, $^1/_6$ Liter, war noch da. Am Mittag sollten die Lippen der Männer damit angefeuchtet und am Abend der Rest in fünf gleich große Teile — ein Eßlöffel Wasser pro Mann — geteilt werden. Doch am Abend stellte sich heraus, daß auch diese wenigen Tropfen während der Tageshitze gestohlen worden waren!

Dieser Abend war der letzte, den wir nach einer anstrengenden, mühsamen Wanderung zusammen verbrachten. Es war auch das letzte Mal, daß ich mit Tinte eine Aufzeichnung in meinem Tagebuche machte, das mit den Worten schließt: „Alle meine Leute, wie die Kamele, sind außerordentlich schwach. Gott helfe uns!" Darauf wurde

das Tagebuch in eine Kiſte gepackt, und ich machte kurze Notizen auf einem zuſammengefalteten Tagebuchblatte, verſäumte jedoch nicht, Kompaßpeilungen und die Schrittzahl in jeder Richtung aufzuzeichnen.

Die Nacht zum erſten Mai war ſtill, klar und kalt geweſen. Kaum ſchaute die Sonne über den Horizont, ſo wurde es glühend heiß. Der für tot gehaltene Jolltſchi tauchte wieder auf; die anderen ſprachen nicht mit ihm, ſie betrachteten ihn als Verräter. Kummervoll und ſchweigſam würgten ſie das urſprünglich für die Kamele beſtimmte, jetzt ranzige Öl hinunter. Ich ſelbſt hatte ſeit beinahe zwei Tagen keinen Tropfen Waſſer getrunken und beging nun, von Durſt gequält, die Unvorſichtigkeit, von dem greulichen chineſiſchen Branntwein, von dem wir einen kleinen Vorrat für einen Kochapparat und für das Kochthermometer mitgenommen hatten, einen Becher voll zu leeren. Ich dachte, er würde meinem Körper doch immerhin einige Feuchtigkeit zuführen, ſtatt deſſen aber lähmte er meine Kräfte.

Islam ging als Lotſe voran, die anderen folgten ſchwankend ſeiner Spur. Todmüde und von brennendem Durſte verzehrt, blieb ich eine Weile auf dem Lagerplatze liegen, bevor ich mich überwinden konnte, hinter den anderen her zu kriechen und zu taumeln. Das Glockengeläute wurde immer leiſer und langſamer und erſtarb ſchließlich in der Ferne. Ich ſchleppte mich mühſam in der Spur weiter, mußte aber alle Augenblicke raſten. Es war ganz ſtill vor mir; wie angeſtrengt ich auch horchte, ich vernahm nicht einen Laut. Die hochmütigen Dünen gähnten gelb, ſiedendheiß und tückiſch um mich her.

Endlich erblickte ich die ſchwarzen Geſtalten auf einem Kamme und ſchleppte mich dorthin. Alle Kamele lagen mit ausgeſtrecktem Halſe ermattet und kraftlos da. Mit der Stirn den Sand berührend, rief Mohammed Schah den Ewigen um Hilfe an. In dem Schatten eines Kamels ſaß Kaſim, beide Hände vor dem Geſichte. Er hielt ſeinen Kameraden für wahnſinnig, weil er den ganzen Weg von Waſſer phantaſiert hatte.

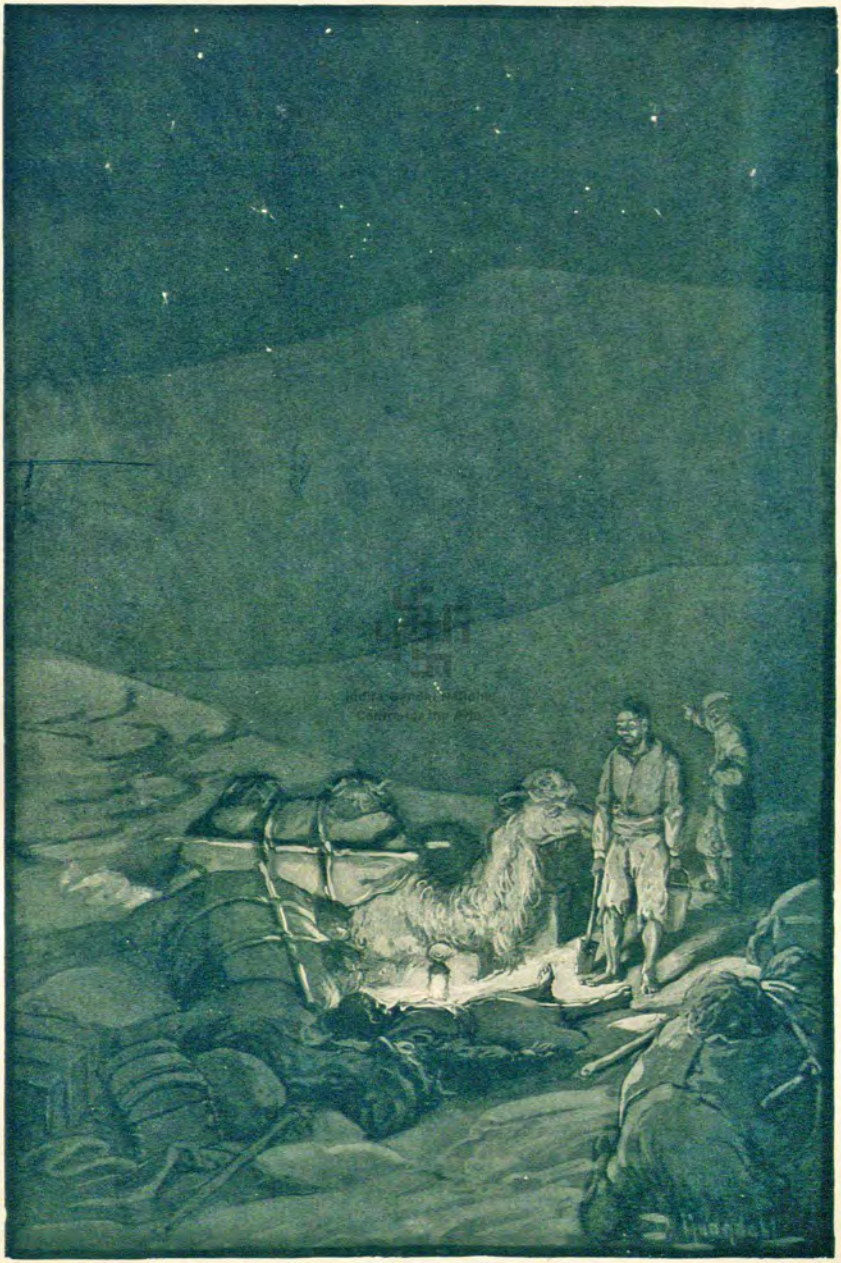
Islam, der vorausgegangen war, wurde angerufen. Als er ſah, wie ſchlecht es mir ging, ſchlug er vor, wir wollten an einer ſand-

freien Stelle einen Brunnen graben. Alſo wieder vorwärts! Ich ſollte auf dem weißen Kamele reiten; ſeine Laſt, die Munitionskiſten, zwei europäiſche Reitſättel und ein Teppich wurden in den Sand geworfen, wo ſie noch liegen. Doch das Kamel weigerte ſich aufzuſtehen, und unſere Kräfte reichten nicht aus, um die anderen anzutreiben. Wir fühlten uns von den heißen Armen der Wüſte feſt umſchlungen und hatten einen Punkt erreicht, an dem unſer Gebein bald im Sonnenbrande bleichen würde.

Die Kamele wurden von ihren Laſten befreit, das Zelt wurde aufgeſchlagen, und ich kroch hinein, legte mich auf eine Filzdecke und entkleidete mich vollſtändig. Islam, Kaſim, Jolldaſch und das Schaf nahmen ebenfalls im Schatten Platz; die anderen blieben da, wo ſie zuſammengebrochen waren; wir hörten Mohammed Schah wie ein Kind lallen, er ſpielte mit Sand, den er für Waſſer hielt. Nur die Hühner ſchienen von unſerem Schickſale unberührt, ſie pickten an den Packſätteln und einem letzten Proviantbeutel.

Es war noch nicht 10 Uhr vormittags; wir hatten den ganzen Tag vor uns, und die jetzt ſchon mörderiſche Hitze würde noch zunehmen. Ich war vor Erſchöpfung und Durſt wie gelähmt und konnte mich auf der Filzdecke kaum umdrehen. Dieſe war mein Sterbebett, hier würde das dicke Blut bald in meinen Adern erſtarren. Wie ein Traum zog mein ganzes Leben an der Erinnerung vorüber. Erde und Weltgetriebe traten zurück und verſchwanden, die Ewigkeit kam mir immer näher; ſchon ſtanden ihre Pforten halboffen. Meine armen Angehörigen, Jahr für Jahr würden ſie warten, ich aber würde nie wiederkommen! Jahr und Tag war ich wie ein Derwiſch durch das ganze mohammedaniſche Aſien gewandert; jetzt hatte der Pilger das Ziel ſeiner Wallfahrt erreicht!

Den ganzen Tag lag ich wach und ſtarrte nach der Zeltdecke hinauf. Jede Stunde erſchien mir wie eine Ewigkeit. Wer würde zuerſt ſterben, wer würde der Letzte, der Unglücklichſte ſein? Möchte es nur ſchnell gehen und wir nicht ſo entſetzlich lange auf den Tod warten müſſen!



Abschied von den letzten Resten der Karawane.

Am Nachmittag trat in meinem Zuſtand eine eigentümliche, wohltuende Veränderung ein. Ein Wind hatte zu wehen begonnen, und die Zugluft wurde ſo friſch, daß ich mich bisweilen zudecken mußte. In dem Maße, wie ſich die Sonne dem Horizonte näherte, kehrten meine Kräfte wieder. Wie ein Ertrinkender klammerte ich mich wieder an das Leben. Ich wollte nicht ſterben. Als die blutrote Sonnenkugel der Wüſte Lebewohl ſagte, hatte mein Körper ſeine Spannkraft wiedererlangt. Ich lag noch eine Weile ſtill und überlegte. Dann verabredete ich mit Islam und Kaſim, daß wir in Eilmärſchen oſtwärts ziehen wollten. Die anderen beiden Männer befanden ſich im Zuſtande der Auflöſung. Nur Jolltſchi kroch an mich heran, ballte drohend die Fäuſte und rief mit ſchneidender Stimme: „Waſſer, Waſſer, gib uns Waſſer, Herr!“ Dann fing er an zu weinen, legte ſich auf die Knie und bat wieder um Waſſer.

Waſſer hier in der Wüſte! Doch könnte man nicht Feuchtigkeit in anderer Geſtalt finden? Meine Blicke fielen auf unſeren Reiſekameraden, den Hahn; mit einem Schnitt wurde ihm der Hals abgeſchnitten, das Blut ſickerte ſehr langſam hervor. Es war zu wenig! Wir mußten mehr haben. Das Schaf wurde das nächſte Opfer. Sein dickes, rotbraunes Blut gerann ſofort und verbreitete einen unangenehmen Geruch. Wir machten uns dennoch darüber her, aber ich konnte nicht mehr als eine Meſſerſpitze voll davon hinunterwürgen. Durſt kann einen Menſchen verrückt machen. Meine Leute fingen eine widerwärtige Flüſſigkeit, welche die Kamele lieferten, in einer Kaſſerolle auf, vermiſchten ſie mit Eſſig und Zucker, hielten ſich die Naſe zu und tranken dieſes Gift. Islam füllte einen Becher damit, brachte ihn mir triumphierend und ſagte: „Waſſer, Herr!“ Ich fuhr zuſammen; hatte er eine Quelle gefunden oder einen Brunnen gegraben? Dann aber ſpürte ich den abſcheulichen Geruch und dachte: „Nun iſt auch er verrückt geworden!“ Es war meine Rettung, daß ich mich nicht überreden ließ, davon zu trinken, und Kaſim hütete ſich klugerweiſe auch davor; die anderen wurden nachher von Erbrechen gequält, das ſie ganz herunterbrachte; ſie ſchrien und wimmerten, als ob

ihnen die Eingeweide zerriſſen. Mit Blut beſchmutzt kaute Jolltſchi mit dem Geſichtsausdrucke eines Wahnſinnigen an den Lungen des Schafes.

In der Dämmerung ſuchte ich meine Aufzeichnungen, Karten und wichtigſten Inſtrumente, die Bibel und mein Geſangbuch, ſowie noch einige andere wichtige Dinge zuſammen und packte alles in einige ſartiſche Taſchen. Alles andere verſtauten wir in acht Kiſten, die in das Zelt geſtellt wurden.

Um 7 Uhr abends läuteten die Glocken zum letztenmal. Als wir abzogen, war Jolltſchi, ausgemergelt, abgezehrt und kraftlos, ins Zelt gekrochen. Mohammed Schah lag noch immer an derſelben Stelle, wo ich ihn bequemer zurechtlegte und ihm ein Kiſſen über den Kopf deckte. Ich ſtreichelte ihm die Wange und ſagte ihm Lebewohl, aber er verſtand mich nicht mehr. Er konnte nur noch wenige Stunden zu leben haben.

Die letzten ſechs Hühner gackerten auf dem Schafkadaver. „Warum tötet ihr ſie nicht?“ mag wohl mancher fragen. Ja, warum! Aber warum töteten wir nicht die beiden Männer, die zurückblieben? Eine Revolverkugel hätte ihren grauenhaften Leiden augenblicklich ein Ende gemacht. Liebe Leſer, verſucht nicht, dergleichen ohne Erfahrung und aus der Ferne zu beurteilen! Kein Soldat kümmert ſich darum, ob ſeine Kameraden um ihn herum fallen, er bleibt nicht ſtehen, um ihre Wunden zu verbinden. Und wenn er es tut, ſo geſchieht es, weil er geſund und ſeiner ſelbſt Herr iſt. Wir aber waren geiſtig und körperlich krank und unzurechnungsfähig, wir waren vor Durſt mit unſeren Kräften zu Ende. Und was von unſerer erlöſchenden Kraft noch übrig war, mußte jetzt vor allem darauf verwandt werden, noch einen letzten Verſuch zu machen, Waſſer zu erlangen. Dann blieb ja noch immer eine ſchwache Hoffnung, daß wir die beiden dem Tode verfallenen Männer noch würden retten können.

Einſtweilen aber ging es langſam oſtwärts. Islam führte unſere fünf Kamele, Kaſim trieb ſie an, und ich ritt auf dem weißen. Auf dem erſten Dünenkamme wandte ich mich um und warf noch einen Abſchiedsblick auf das Todeslager, wo das Zelt ſich wie ein ſchwarzes

Dreieck auf dem noch etwas helleren Weſthimmel abzeichnete. Es war wie eine Erleichterung, als man das Zelt nicht mehr ſehen konnte, in welchem unſere beiden Kameraden auf Hilfe warteten, bis der Tod ſie befreite und ſie lebendiges Waſſer aus dem Brunnen des Paradieſes trinken konnten.

Vor uns war finſtere Nacht. Es ging verzweifelt langſam vorwärts, aber wir beſiegten dennoch einige ſchwer paſſierbare Dünenkämme. Auf einem von ihnen brach das eine Glockenkamel zuſammen. Sein Naſenſtrick wurde losgemacht, und es blieb in der Dunkelheit zurück. Wir ſahen bei dem bleichen Lichte der Sterne nicht, wie wir gingen, unaufhörlich geboten uns hohe Dünenkämme Halt. Ich ſtieg ab und ging mit einer brennenden Laterne voraus, da ich aber ſchnell marſchierte, mußte ich immer wieder ſtehen bleiben, um auf die anderen zu warten.

Gegen 11 Uhr verſtummte der Glockenton; ich legte mich auf einem hohen Dünenkamme nieder; Grabesſtille und undurchdringliche Nacht war um mich her. Ich hörte nur mein Herz ſchlagen. Endlich ertönte wieder das Läuten der letzten Glocke. Islam taumelte heran, ſtürzte mit der Laterne nieder und teilte mir mit ziſchender Stimme mit, er könne keinen Schritt weiter; er werde hier bei den Kamelen, wo er jetzt liege, ſterben.

Jetzt mußte ein verzweifelter Entſchluß gefaßt werden; wir hatten mitten auf dem Meere Schiffbruch gelitten und mußten unſere wrackgewordenen Wüſtenſchiffe verlaſſen, um noch einen Verſuch zu machen, eine Küſte zu erreichen. Nach zwei Minuten waren Kaſim und ich wieder zum Aufbruch bereit. Chronometer, Kompaß, Taſchenmeſſer, Federhalter, ein Stück Papier, ein Taſchentuch, zwei kleine Konſervendoſen und — durch reinen Zufall — 10 Zigaretten, das war meine Ausrüſtung. Kaſim trug einen Spaten, einen Eimer und ein Seil zum Brunnengraben; in dem Eimer hatte er einige Stücke Brot, den Fettſchwanz des Schafes und einen Klumpen geronnenen Blutes. Wozu dies? Wir konnten unſeren kärglichen Proviant ja doch nicht hinunterſchlucken, da die Mundhöhle und der Schlund ſchon ebenſo ausgedörrt waren wie die äußere Haut. Wenn alle Schleimhäute

zuſammengetrocknet und gefühllos geworden ſind, ſpürt man den Durſt nicht mehr ſo arg wie zuerſt, ſtatt ſeiner aber eine ſchleichende, gefährliche Ermattung.

In der Eile vergaß Kaſim ſeine Mütze, die er abgenommen hatte, und mußte deshalb nachher mein Taſchentuch um den Kopf binden, um ihn gegen die Sonne zu ſchützen.

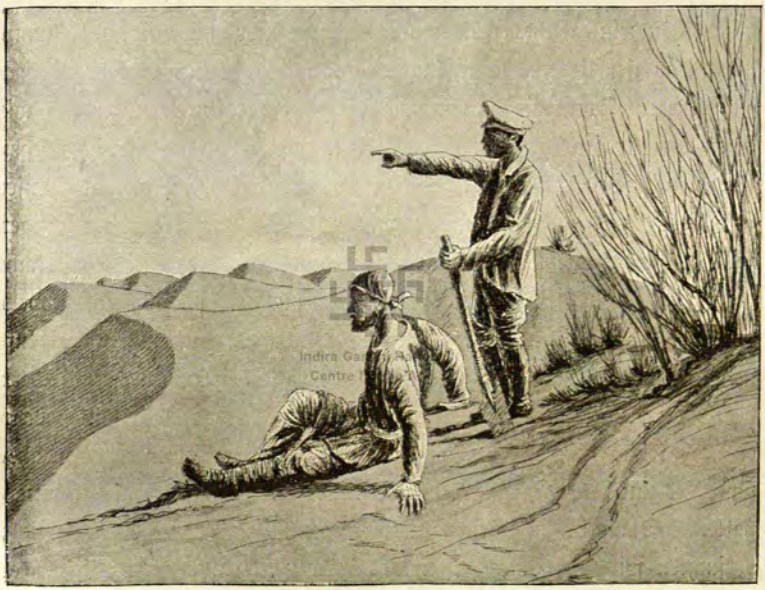
Ich ſagte Islam, der nicht ganz bei Sinnen war, Lebewohl und befahl ihm, eine Weile auszuruhen, dann aber die Karawane, das Silbergeld im Werte von etwa 5600 Mark, Aufzeichnungen, Inſtrumente, kurz alles im Stiche zu laſſen und nur unſerer Spur zu folgen, um ſein Leben zu retten. Jolldaſch blickte uns fragend an, blieb jedoch, ſeiner Gewohnheit getreu, bei der Karawane. Die brennende Laterne ſtand noch zwiſchen den geduldigen, ergebenen Kamelen, aber bald erloſch auch ihr ſchwaches Licht, und nun umgab uns auf allen Seiten tiefe Nacht.

Wir marſchierten ohne Unterbrechung zwei Stunden gerade nach Oſten. Dann aber überwältigte uns die Müdigkeit, und wir legten uns nieder, bis die Nachtkühle uns wieder aufſcheuchte. Als wir wieder warm geworden waren, fühlten wir uns ſo ſchläfrig, daß wir uns von neuem in den Sand warfen und ſofort einſchliefen. Um 4 Uhr am Morgen des 2. Mai erwachten wir ganz durchfroren, konnten über fünf Stunden marſchieren und raſteten dann eine Stunde.

Noch ein paar Stunden Wanderung und die Hitze wurde ſo groß, daß wir wie gelähmt umfielen. An einem nach Norden gerichteten Abhange grub Kaſim nachtkalten Sand auf, in den wir ſplitterfaſennackt hineinkrochen. Nur unſere Köpfe guckten aus dem Sande heraus und erhielten durch unſere auf den Spaten gehängten Kleider Schutz vor der Sonne. Von Zeit zu Zeit beſchüttete mich Kaſim mit friſchem kaltem Sand; es war ein herrliches Gefühl, wie eine Duſche, mitten in dem glühenden Sonnenbrande. So lagen wir, ohne ein Wort zu ſagen und ohne zu ſchlafen, den ganzen Tag im Sand begraben. Erſt um 6 Uhr waren wir imſtande aufzuſtehen, kleideten uns an und zogen langſam und mühſam weiter, bis wir am nächſten Morgen

um 1 Uhr erſchöpft auf einer Düne einſchlummerten. Ich begann dieſen verräteriſchen Schlaf zu fürchten, vielleicht würde man nie wieder daraus erwachen.

Am 3. Mai brachen wir um $4^1/_2$ Uhr auf. Nach einigen Stunden mühſamen Vorwärtsſchwankens blieb Kaſim plötzlich ſtehen, ergriff mich beim Arm und zeigte nach Oſten. Ich ſah nichts Ungewöhnliches. „Julgun“ (eine Tamariske), flüſterte er. Gott ſei gelobt!



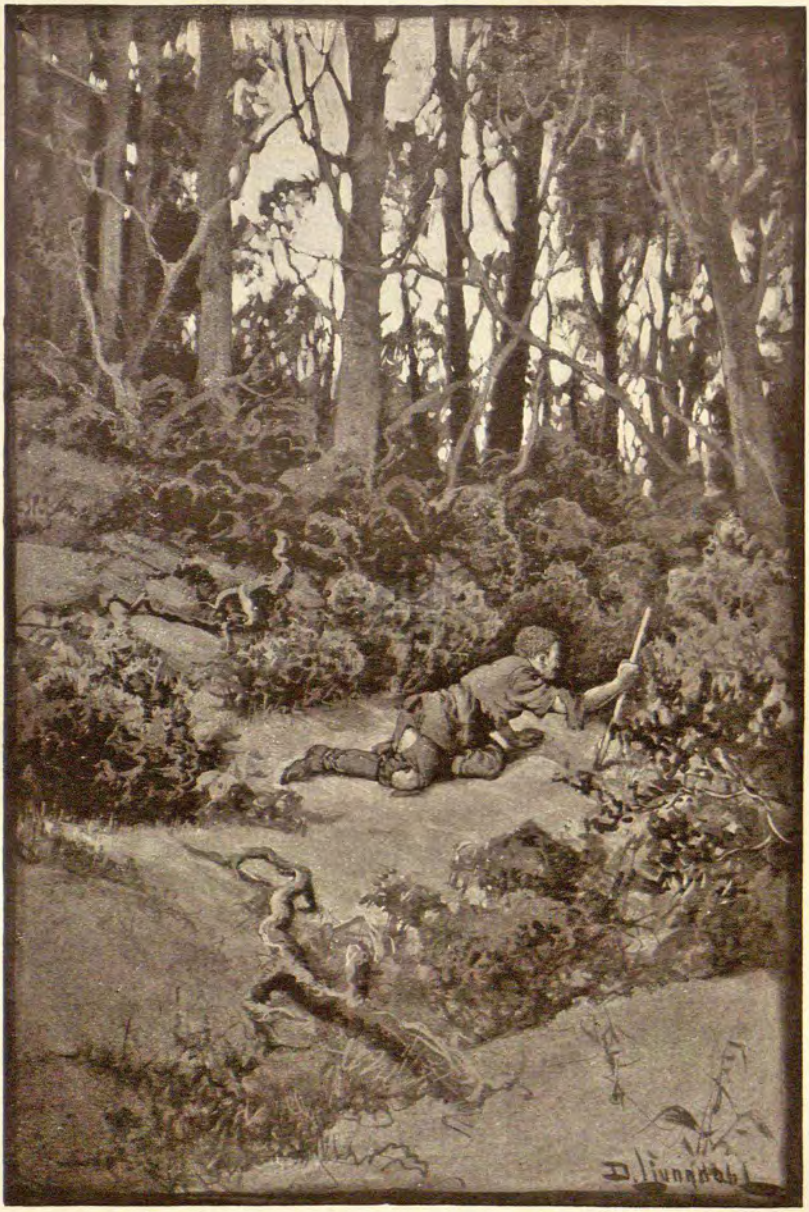
Im Schatten der erſten Tamariske.

Mit neuer Hoffnung und neuen Kräften eilten wir weiter, und als wir den Strauch — den Ölzweig, der die Küſte des Wüſtenmeeres verkündete — erreicht hatten, fielen wir auf die Knie, dankten Gott und kauten wie Tiere die ſaftigen Nadeln. Nach kurzem Ausruhen in dem ſpärlichen Schatten zogen wir weiter; um $9^1/_2$ Uhr gelangten wir wieder an eine Tamariske und im Oſten ſahen wir noch mehrere Sträucher, kleinen ſchwarzen Punkten in dem gelben Wüſtenmeere vergleichbar. Jetzt aber war es mit unſerer Kraft zu Ende. Wir gruben

uns wieder in den Sand ein und diesmal war Kasim nicht mehr imstande, mich mit neuem, frischem Sande zu überschütten. Neun Stunden lang lagen wir, wach und stumm, wie tot da. Zunge, Lippen, Gaumen, alles ist so hart und trocken, daß man nicht mehr sprechen kann; man flüstert oder zischt nur gelegentlich ein Wort hervor.

Um 7 Uhr brachen wir in der Dämmerung wieder auf. Wir waren drei Stunden gegangen und es war stockfinster, als Kasim unmittelbar vor uns drei Pappeln entdeckte. Gesegnete, glückliche Bäume! Ihre Wurzeln reichten bis zum Grundwasser hinunter, es konnte nicht sehr tief liegen. Wir fingen an, am Fuße der größten Pappel zu graben. Doch wir hatten noch nicht tief graben können, als wir schon vor Kraftlosigkeit umfielen. Eine Weile kratzten wir im Liegen mit den Händen, aber auf diese Weise konnten wir nicht an das Wasser gelangen. Statt dessen rieben wir uns mit den bitteren, saftigen Blättern die Haut feucht. Wir waren nicht imstande, in dieser Nacht weiter zu gehen. Dürres Brennholz lag massenweise um die Pappeln herum; wir zündeten ein gewaltiges, loderndes Feuer an, das Aufmerksamkeit erregen sollte, falls sich zufällig Menschen in den Wäldern des Chotan-darja befanden, und das Islams Mut anfachen sollte, wenn er noch lebte. Das Feuer würde vielleicht unser Leben retten, daher wurde es mit dem Mute der Verzweiflung zwei Stunden hindurch unterhalten. Dann ließen wir es ausbrennen. Mit größter Anstrengung versuchten wir, ein paar Bissen des Proviants hinunterzuwürgen; es ging jedoch so schwer, daß wir den Rest ins Feuer warfen, um uns nicht nutzlos damit zu beschweren. Eine leere Dose von der Größe eines kleinen Wasserglases behielt ich jedoch — daraus wollte ich von dem Wasser des Chotan-darja trinken. Dann schliefen wir am Feuer ein und fühlten die Nachtkälte nicht.

Am 4. Mai marschierten wir mit ungezählten Unterbrechungen von 3 bis 9 Uhr, um welche Zeit wir bei einer einsamen Tamariske kraftlos umsanken. Ein neuer Wüstengürtel gähnte im Osten; Pappeln zeigten sich nicht mehr, nur gelegentlich eine verdorrte Tamariske! Zehn Stunden lagen wir wie tot, zehn lange Stunden brieten wir in



Verzweifeltes Suchen nach Wasser.

der Sonnenglut. Endlich erreichte das Tagesgeſtirn noch einmal, für uns vielleicht zum letztenmal, ſeinen weſtlichen Horizont. Ich erſchrak, als ich meinen nackten Leib ſah. Kupferbraun, trocken und hart wie Pergament, ſtraffte ſich die Haut direkt über dem Knochengerüſte; alle Rippen zeichneten ſich ſcharf ab, und der Magen war nur eine Vertiefung unter dem Bruſtkorbe. Es koſtete mich eine verzweifelte Anſtrengung, aufzuſtehen, den Sand abzuſchütteln und mich anzukleiden. Kaſim lag wie tot; ich rüttelte ihn, aber er flüſterte, er könne nicht mehr und habe alle Hoffnung aufgegeben.

So ſollte alſo ich von den Leuten und Tieren der Karawane der Letzte ſein, der zuſammenbrach! — —

Ich ergriff meinen Wanderſtab und zog weiter durch das Tal der Todesſchatten, durch Nacht und Sand. Die Luft war kalt und ganz windſtill, man würde das kleinſte Geräuſch weithin gehört haben. Von Zeit zu Zeit legte ich das Ohr auf den Sand, um zu horchen, hörte aber nichts weiter als das Ticken meiner Uhren und das ſchwache, mühſame Klopfen meines Herzens.

Ich zündete mir die letzte Zigarette an und ging weiter, bis ich um 1 Uhr bei einer Tamariske niederſank, bei dem vergeblichen Verſuche, ein Feuer anzuzünden. Hier blieb ich eine Weile wie betäubt liegen, erwachte aber wieder, von ſchleichenden Schritten in meiner Nähe aufgeſchreckt. Kaſim war mir nachgewankt, und nun ſetzten wir beide unſeren Weg noch eine Weile fort. Wir waren gleichgültig und ſchlaff, kämpften mit Müdigkeit und Schlafluſt, krochen lange Strecken auf allen vieren und taumelten, auf unſere Stäbe geſtützt, die ſteilen Dünenwände hinunter.

Robinſon Cruſoe war ſicher nicht betroffener, wie er am Strande ſeiner Inſel die Spur eines Menſchenfußes erblickte, als wir, wie wir plötzlich auf einem Dünenkamme deutliche Fußſpuren von Menſchen im Sande ſahen! Wieder rückte uns das Leben, wieder die Hoffnung auf Rettung näher. Man mußte unſer Feuer vom Walde aus beobachtet haben und in die Wüſte hineingeeilt ſein, um zu ſehen, wer wir waren. Die Menſchen, auf deren Geſellſchaft ich ſonſt ſo gern

verzichtete, wie segnete ich sie jetzt! Unser erster Gedanke war, Tamarisken oder Pappeln zu suchen, um ein neues Signalfeuer anzuzünden. Zunächst aber mußten wir die Spur untersuchen, um ausfindig zu machen, was für Leute sie hinterlassen hatten. Kasim löste das Problem bald; entkräftet sank er nieder und flüsterte: „Es sind unsere eigenen Spuren!"

Todmüde und erschöpft waren wir im Kreise gegangen. Wir hatten für diese Nacht genug und schlummerten gegen 3 Uhr auf den Fußstapfen ein.

Es war 10 Minuten über 4 Uhr, als wir uns weiterschleppten. Kasim sah entsetzlich aus — eine lebende Leiche im Zustande der Auflösung. Sein Körper wurde von einem greulichen Todesschlucken geschüttelt, aber noch folgte er mir. Und so ging die Sonne am 5. Mai auf. Ich werde nicht versuchen, das Glück und die Freude zu beschreiben, die auf mich einstürmten, als ich die den Wald des Chotandarja bezeichnende dunkle Linie am Horizont erblickte! Schon um $5^1/_2$ Uhr befanden wir uns unter Laubgewölben und drangen in die von schattigen Bäumen gebildeten Tunnels ein. Jetzt wußte ich, daß wir gerettet waren! Ach, hätten die anderen uns doch bis hierher begleiten können! Überall Leben und Lebenslust, Vogelgesang, Spuren von wilden Tieren, ja von Pferden und Karawanen! Elend und schwach folgten wir einem südwärts führenden Pfade. Aber um 9 Uhr vormittags konnten wir nicht mehr; infolge der tropischen Hitze wurde es uns schwarz vor den Augen, wir konnten nicht einmal mehr kriechen. Im Schatten einiger Pappeln brachen wir zusammen und blieben dort den ganzen Tag liegen. Kasim war jetzt zeitweise bewußtlos, und als ich mich um 7 Uhr ankleidete und ihn bat, mich nach dem Flusse, der ganz in der Nähe sein müsse, zu begleiten, machte er eine verzweifelte Gebärde, vermochte aber nicht mehr, sich zu erheben.

Ich nahm den Spatenstiel, die einzige Waffe, die wir hatten, und zog nach Osten durch den Wald. Meine Kräfte waren vollständig erschöpft, und beinahe überwältigte mich schon die Gleichgültigkeit, die

der Vorbote des Todesſchlafes iſt. Ich bedurfte meiner ganzen Energie, um die über mir ſchwebende Schlafluſt zu bekämpfen. Ich ſchwankte einem Sterbenden gleich zwiſchen Baumſtümpfen und Stämmen hin, ich kroch langſam durch Gebüſch und Dickichte, verletzte meine pergamenttrockenen Hände und Arme und zerriß mir meinen dünnen weißen Anzug an Dornen und Schlingpflanzen.

Endlich hatte ich mich durch den Waldgürtel hindurchgearbeitet und befand mich am Rande einer Fläche, die einer weiten, völlig gleichmäßigen Ebene glich. Es war das Flußbett des Chotan-darja, aber es war ſo trocken wie Zunder und harrte des Schmelzwaſſers, das erſt nach einigen Wochen aus dem Gebirge herab in das Tiefland kommen würde. War es mir wirklich beſtimmt, mitten im Flußbette vor Durſt umzukommen? Ich beſchloß, es zu durchqueren, und wenn ich kein Waſſer fände, an ſeinem Oſtufer für immer einzuſchlafen.

Der Mond glänzte bleich im Südoſten; dorthin lenkte ich meine Schritte, feſt auf den Stab geſtützt und alle Augenblicke ſtehen bleibend, um auszuruhen. Die Gegend war grabesſtill, kein Lüftchen regte ſich. Im Oſten verſchwand die Landſchaft in kaltem Nebel. Nach einer Wanderung von $2\frac{1}{2}$ Kilometer, die mir wie mehrere Meilen erſchienen waren, zeichnete ſich die dunkle Waldlinie des anderen Ufers ab. Ich hatte nicht mehr weit bis dorthin, als eine Wildente aufflog; ich hörte ein plätſcherndes Geräuſch und — ſtand im nächſten Augenblicke am Rande eines kaum 20 Meter langen Tümpels mit friſchem, klarem, herrlichem Waſſer!

Es iſt für den Leſer ebenſo ſchwer, die mich beſtürmenden Gefühle zu faſſen, wie für mich, ſie zu beſchreiben. In dieſer dunkeln, ſchwach glänzenden Waſſerfläche ſpiegelte ſich mein ganzes kommendes Leben, meine ganze Zukunft wieder; ohne dieſes Waſſer wäre ich verloren geweſen, denn, wie ich ſpäter erfuhr, war es weit nach den anderen Tümpeln, ſowohl nach Süden, wie nach Norden hin. Eine unſichtbare Hand hatte mich gerade nach dieſem geſegneten Waſſer geführt, an deſſen Rande ich mit gefalteten Händen ſtehen blieb, um Gott zu danken, dem ich mich in dieſem Augenblicke ſo nahe fühlte.

Dann ſetzte ich mich ruhig nieder, zog die Uhr aus der Taſche und zählte meinen Puls, der in der Minute 49 außerordentlich ſchwache Schläge machte; kurze Zeit vorher und vor dem Einfluſſe der ſeeliſchen Erſchütterung auf meine Nerven waren es gewiß noch weniger geweſen. Dann füllte ich die Blechbüchſe und trank langſam, aber viel und fühlte dabei, wie das Leben zurückkehrte. Schon nach einigen Minuten zählte ich 56 Pulsſchläge. Wie reich und wertvoll erſchien mir

Rückkehr mit dem rettenden Waſſer.

in dieſem Augenblicke das Leben, wie ſchön und erhaben der dichte Wald, der ſich am Rande des Tümpels erhob! Ein Tiger oder irgendein anderes Tier raſchelte im Gebüſch, zog ſich jedoch beim Anblicke eines Menſchen wieder zurück. Wer hätte es auch jetzt, da ich gerade wieder ins Leben zurückgerufen worden, gewagt, mich anzurühren? Ich hatte vor kurzem alles verloren, was ich beſaß, meine ganze Karawane, alle meine Diener, meine Reiſekaſſe, meine Aufzeichnungen, Inſtrumente, die photographiſchen Platten — alles! Ich war allein in dieſer

Labung des verschmachtenden Kasim.

ſtillen Nacht und in dieſem unbekannten Lande und dennoch fühlte ich mich reicher und glücklicher als alle Könige der Erde.

Doch hier war keine Zeit zu verlieren, hier handelte es ſich darum, ein Menſchenleben zu retten. Ich füllte meine waſſerdichten Stiefel bis an den Rand, zog die Strippen über die Enden des Stabes und wanderte in meiner Spur wieder zurück. Im Walde verlor ich, als der Mond im Nebel verſchwand, die Spur und ſuchte lange vergeblich danach. Ich rief Kaſims Namen, fürchtete mich jedoch, mich in dem tiefen Walde noch mehr zu verirren. Statt deſſen zündete ich ein koloſſales Feuer an und legte mich zur Ruhe nieder. Am folgenden Morgen fand ich Kaſim ſterbensmatt; er hatte mein Feuer und mein Rufen wohl gehört, aber nicht die Kraft gehabt, ſich von der Stelle zu bewegen, wo ich ihn am Abend vorher verlaſſen hatte. Mit einem Zuge leerte er den Inhalt der Stiefel und war gerettet! — —

Doch laſſen wir dieſe wunderbare, tollkühne Reiſe; ich will nur noch ſagen, daß ich noch drei volle Tage wanderte, ehe ich auf Hirten ſtieß, und als dies geſchah, hatte ich ſeit acht Tagen nichts weiter gegeſſen, als — Gras, Kräuter und einige Kaulquabben. Und laßt mich hinzufügen, daß ich am Tage darauf die Freude hatte, Islam wiederzuſehen, der ſich mir weinend zu Füßen warf. Er hatte die Aufzeichnungen, Karten, einige Inſtrumente und die Reiſekaſſe gerettet und er ſagte, unſer nächtliches Feuer bei den Pappeln habe ihm wieder Mut und Kraft eingeflößt. Von den beiden anderen Männern hörten wir nie wieder etwas; ſie ſchlafen ihren tauſendjährigen Schlaf unter den wandernden Grabhügeln!

Elftes Kapitel.

Nach dem Lande der wilden Kamele.

Nach den traurigen Erinnerungen an die verhängnisvolle Wüstenreiſe im Jahre 1895 fahre ich in der Schilderung meiner zweiten Reiſe fort.

Ein langer, ermüdender Marſch durch die Wälder des Tſchertſchendarja und längs der Deltaarme des unteren Tarim lag hinter uns, als wir am 24. Februar 1900 glücklich wieder im Hauptquartiere in Jangi-köll ankamen. Bereits eine oder zwei Meilen vorher begegneten uns Scharen von Dorfleuten aus der Gegend, ihre Beke, Kuriere und Kundſchafter. Nachdem wir ſtill und ſpurlos in der Tiefe der Wüſte verſchwunden waren, hatten ſie kaum gehofft, uns je wiederzuſehen, und machten nun ungeheuchelt ihrer Freude Luft. Am allerſchönſten aber war es doch, meine vier Koſaken auf ſchnaubenden Rappen in einer Staubwolke heranſprengen zu ſehen. Die beiden burjatiſchen Koſaken aus Transbaikalien waren jetzt auch angelangt, ſie trugen dunkelgrüne Paradeuniform, das Seitengewehr über der Schulter, hohe ſchwarze Lammfellmützen und glänzende Reitſtiefeln. Trotz ihrer ausgeprägt mongoliſchen Züge ſahen ſie auf ihren hochbeinigen Pferden, die ſie mit überlegener Sicherheit lenkten, ſtattlich aus. Neben ihnen muß ich nach all den Mühen meines Winterfeldzuges wie ein zerlumpter Bettler erſchienen ſein. Sie hielten vor mir und ſtatteten nach militäriſchem Gruße Rapport ab.

Sie hießen Schagdur und Tscherdon; sie gehörten zum transbaikalischen Kosakenheere und waren beide 24 Jahre alt. Ihre Sprache ist der mongolischen nahe verwandt, sie sprachen aber auch fließend Russisch und lernten in meinem Dienste Dschaggatai-Türkisch, so daß sie sich mit ihren mohammedanischen Kameraden ungehindert unterhalten konnten. Sie brachten aus Tschita Waffen, Munition und Kleider mit, und ihr Sold war ihnen für zwei Jahre ausgezahlt worden, — der Kaiser hatte befohlen, daß ich keine Kosten für sie haben sollte. Bald waren sie mir so zugetan, daß sie für mich in den Tod gegangen wären, und auch ich gewann sie ebenso lieb wie ihre russischen Kameraden Sirkin und Tschernoff. Diese zurückzuschicken, konnte ich mich nicht überwinden, ich sandte vielmehr einen Kurier an den Generalkonsul nach Kaschgar mit der Bitte, sie ebenfalls behalten zu dürfen.

In geschlossener Truppe ritten wir in unser eigenes Dorf ein. Mitten auf dem „Markte" zwischen Menschen und Tieren stand zähnefletschend ein gewaltiger Tiger. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß er totgeschossen und dann in dieser natürlichen Stellung steifgefroren war.

Allen ging es gut; die Maulesel und Pferde waren dick und fett, die zurückgelassenen Kamele und das Dromedar waren ordentlich feist geworden, aber wild waren sie, wie gewöhnlich im Frühlingsanfange. Besonders das Dromedar sah greulich aus, wenn es in seiner unbändigen Wut mit den Zähnen knirschte und ihm der Schaum in großen Flocken vom Maule rann. Es brüllte dumpf und unheimlich, rollte wild die Augen und versuchte zu beißen. Wehe denen, die in seine Nähe kamen! Es duldete nur Faisullah um sich. Der Sicherheit halber waren ihm jedoch die Füße mit kurzen Stricken zusammengebunden, die um in den Boden gerammte Pflöcke befestigt waren, so daß das Tier sich nicht vom Flecke rühren konnte.

Während unserer Abwesenheit war eines der Kamele durchgebrannt. Man setzte ihm sofort nach; es ließ sich aber nicht einfangen. Entschieden war es toll geworden, von Tigern oder Wildschweinen verängstigt und dann verwildert. Es war und blieb verschwunden.

Einer unſerer Nachbarn ſchenkte uns zwei neugeborene, junge Hunde, die Malenki und Maltſchik, der „Kleine“ und das „Bübchen“, genannt wurden, weil ſie ſo winzig und niedlich waren. So hießen ſie auch noch, als ſie zu Rieſen ihres Geſchlechtes herangewachſen waren. Sie gehörten von der Geburt an unſerem Wanderſtaate an, wurden vortreffliche Karawanenhunde, meine beſonderen Freunde und überlebten alle ihre Kameraden.

Eine aus Lailik mitgebrachte Wildgans, unſere Genoſſin auf der Flußreiſe, hatte ſich ſo bei uns eingelebt, daß ſie ihren freien Stammesbrüdern nicht mehr mit ſehnſüchtigen Blicken nachſah. Dieſe kehrten jetzt in unzähligen Scharen aus wärmeren Gegenden zurück und folgten ihren alten, ſeit Generationen bekannten Heerſtraßen. Wir hörten ſie bei jedem Wetter und zu jeder Tageszeit ſchreien und miteinander ſchnattern, wir ſahen ſie bei Tag, bei Windſtille und im Sturme, ob nun die Sonne ſich verſteckte oder aus pechſchwarzen, zerriſſenen Wolken hervorlugte, wir hörten ſie in finſterſter Nacht, wenn Wolken den Himmel bedeckten und Nebel den Erdboden verhüllte, und wir begriffen nicht, wie ſie ihren Weg durch die Luft finden konnten; ſie flogen beſtändig über uns hin, ohne Raſt und Ruhe, in eilendem Zuge. Die Eingeborenen ſagten, daß ſie Jahr für Jahr an dieſelben Niſtplätze zurückkehren und daß ſie, genau wie die Lopleute ſelbſt, feſte Eigentumsgeſetze haben.

Täglich gingen die Koſaken auf die Jagd und kehrten mit Faſanen, Wildenten, Wildgänſen und Rehen heim. Das Wild wurde uns nicht knapp, denn die Gegend wimmelte davon.

Unſer Lager wurde allmählich ein richtiger Marktflecken, ein bekannter und bedeutender Ort im Loplande. Hierher kamen Landleute mit ihren Erzeugniſſen, ja ſogar aus den Städten Kutſchar und Korla kamen Kaufleute mit Zucker, Ziegeltee, chineſiſchem Porzellan, ruſſiſchen Teekannen, Zeugſtoffen uſw. Einer von ihnen ließ ſich bei uns nieder und baute ſich an unſerem Markte ein „Haus“ mit einem Laden, der gerade ſo eingerichtet wurde wie die Läden in den Baſaren. Er war ſehr beliebt; bei ihm konnte man die Mohammedaner und die Koſaken

plaudernd, Tee trinkend, rauchend und feilſchend ſitzen ſehen. Ali Ahun, ein Kutſcharer Schneider, gründete hier ebenfalls ein wohllöbliches Etabliſſement und hatte vom Morgen bis zum Abend alle Hände voll zu tun.

So herrſchten nach der Wüſtenſtille um mich herum Leben und Bewegung. Auf dem Markte wimmelte es von Reitern und Wanderern. Es war ein Kommen und Gehen ſondergleichen, und erſt wenn der letzte Gaſt abgezogen war, wurde die große chineſiſche Papierlaterne, die mitten auf dem Markte hing, ausgelöſcht. Nur das Feuer

Malenki und Maltſchik.

brannte dann noch, und das einzige, was man hörte, waren die Schritte des Nachtwächters und das Bellen der Hunde.

Die ſchönen Ruhetage — wenig mehr als eine Woche — waren bald vergangen, und es wurde Zeit, wieder zu neuen Erlebniſſen und Abenteuern in den Wüſten aufzubrechen, wenn wir uns nicht von dem bald eintretenden, glühendheißen Sommer überraſchen laſſen wollten. Alſo lebe wohl Jangi-köll mit deinem gemütlichen Landleben, deinen gaſtfreien Hütten und deinen ſtets gefüllten Fleiſchtöpfen! Die Zeit vergeht ſo ſchnell, wenn man den Kopf voller Pläne hat, und Tibet lockte uns mit ſeinen Gefahren, ſeinen öden, ſchneebedeckten Gebirgen.

Der Zweck der am 5. März 1900 angetretenen Reiſe war, mehrere geographiſche Probleme zu löſen, vor allem aber wollte ich eine Karte des uralten, ſeit 1000 Jahren verlaſſenen Flußbettes Kurruk-darja aufnehmen, das ſich früher in den gleichfalls ausgetrockneten, durch ältere chineſiſche Karten bekannten See Lop-nor ergoß.

Tſchernoff wurde zu meinem Leibdiener ernannt; im übrigen beſtand meine kleine Mannſchaft aus Faisullah, Ördek und Chodai Kullu nebſt Abdu Rehim und ſeinen beiden jüngeren Brüdern; die drei letztgenannten, die uns acht Kamele ſtellten, ſollten uns jedoch an der Quelle Altimiſch-bulak verlaſſen, weil ſie im Gebirge im Norden des Kurruk-tag zu Hauſe waren. Wir ſelbſt nahmen fünf ausgeruhte Kamele und meinen kleinen Wüſtenſchimmel mit. Von den Hunden durften uns nur Jolldaſch und der Windhund Maſchka begleiten.

Diesmal nahmen wir zwei leichte Zelte mit, die Schutz gegen die Mücken und die Sonne gewähren ſollten, einen kleinen Ofen, da es bei unſerer Abreiſe noch kalt war, Sommerkleider, Waffen und Munition, zwei Küchenkiſten, die Inſtrumentenkiſte, Proviant und außerdem all das übliche Gepäck.

Die anderen drei Koſaken, ſowie Islam, Turdu Bai und Parpi Bai nebſt noch einigen feſtangeſtellten Dienern waren mit dem Schutze des Hauptquartiers in Jangi-köll beauftragt.

Nach langem Abſchiede von den Zurückbleibenden zog unſere recht ſtattliche, gut ausgerüſtete Karawane nordwärts und erreichte nach zwei langen Tagereiſen den Fuß des Gebirges, dem wir darauf nach Oſten folgten. In einem Tage legten wir volle 42 Kilometer zurück, was für die ziemlich langſamen Kamele viel iſt, und lagerten an der Quelle Budſchentu-bulak.

Des folgenden Morgens erinnere ich mich, als wäre es geſtern geweſen. Tſchernoff hatte wie gewöhnlich, während ich noch ſchlief, den Ofen bei mir geheizt, aber nicht beachtet, daß der Talwind das Zelttuch feſt gegen das erhitzte Ofenrohr drückte. Eine unerträgliche Hitze weckte mich; ich ſah das Zelttuch in Flammen ſtehen! Auf mein gellendes Rufen kamen die Leute augenblicklich herbei. Sie riſſen

das Zelt um, während Tschernoff die Kisten und die umherliegenden Karten und Bücher hinaustrug, und ich selbst warf einen Filzteppich über das Zelt, der das Feuer erstickte. Nach diesem Abenteuer sah mein einsames Heim wenig einladend aus, aber wir flickten es zusammen, so gut wir konnten.

Jing-pen ist eine Oase am Bette des Kurruk-darja, des „trockenen Flusses", wo wir ein paar Tage rasteten, um die Kamele sich Kräfte anfüttern zu lassen, ehe wir mit ihnen in die Wüste hineingingen. An diesem Punkte wurden mehrere Leute entlassen, die uns zu Pferde so weit begleitet hatten und die nun alle überflüssigen Winterkleider, Waffen und andere Sachen, die wir entbehren konnten, wieder mit nach Hause nehmen mußten.

Am 13. März ging es nach Osten weiter — in heftigem Oststurme; er hatte schon nachts angefangen und mein Zelt aus dem Boden herausgerissen, so daß das Zelttuch wie ein losgegangenes Segel flatterte. Wir hatten uns ein paar Meilen von dem äußersten Rande des Vegetationsgürtels entfernt, als der Sturm in einen vollständigen Orkan ausartete. Der Boden war mit feinem, losem Staube bedeckt; dieser wirbelt, einem Kometenschweife gleichend, hinter der Karawane her. Die Männer schaukeln, in ihre Tschapane gehüllt, zwischen den Höckern der Kamele. Schon um 2 Uhr herrschte Dämmerung, wir waren von undurchdringlichen Staub- und Flugsandwolken umgeben. Da der Wind, wie Abdu Rehim sich ausdrückte, den Kamelen das Rückgrat brechen konnte, hielten wir es für das Klügste, da zu bleiben, wo wir waren; wir sahen ohnedies nicht, wohin es ging.

Dennoch suchten wir nach einem einigermaßen geschützten Platze in dieser vom Winde eigentümlich gestalteten Lehmwüste. Es war Gefahr vorhanden, daß wir einander dabei verlören. Ich ging eine Strecke in der Richtung des Windes, um eine Bodeneinsenkung zu entdecken, aber der Wind trug mich vorwärts, ich glaubte zu fliegen. Es ging sich so leicht, daß ich nicht merkte, wie ich mich von den anderen entfernte, und als ich es für geraten hielt, umzukehren, kam mir der ganze Sturm mit rasender Heftigkeit gerade entgegen und trieb

mir ſeinen dichten ziegelroten Staub ins Geſicht. Wo waren meine Leute? Ich rief, aber meine Stimme verhallte, ich ſelbſt hörte ſie kaum. Mund, Augen und Naſe werden von Sand und Staub verſtopft, ich muß ſtehen bleiben, um Atem zu ſchöpfen. Man wird ſchwindlig und hat das Gefühl, ſich durch Schlamm und Waſſer hindurchzuarbeiten, und dabei entferne ich mich immer mehr von den Meinen. Die Situation fing an ungemütlich zu werden, und ich hielt mich in dieſem Chaos ſauſenden Flugſandes für verloren. Es iſt gefährlich, ſich bei Sturm von ſeiner Karawane zu entfernen, man findet ſie vielleicht nie wieder. Schließlich aber ſah ich einen Schatten durch den Nebel ſchimmern; es war der wackere Tſchernoff, der auf der Suche nach mir war; er hatte ſich heiſer geſchrien, aber ich hatte ſein Rufen nicht einmal dann gehört, als er ſchon ganz dicht bei mir war.

Unterdeſſen hatten die anderen die Kamele von ihren Laſten befreit. Auf der vor dem Winde geſchützten Seite eines Tamariskenkegels wurde mein Zelt aufgeſchlagen, aber nur die Hälfte der beiden Zeltſtangen dazu benutzt und ihre oberen Enden mit Stricken feſtgebunden. Die Seitenſtricke wurden an maſſiven Wurzelſtümpfen feſtgebunden und die vorſpringenden Falten unten mit dürren Holzſtücken beſchwert. Das Ganze ſtand ſchließlich ſo feſt, daß es den Sturm aushalten konnte.

Das Zelt der Leute, deſſen Stangen ſich nicht auseinandernehmen ließen, konnte nicht aufgeſchlagen werden. Sie legten ſich, in ihre Mäntel gehüllt, dicht nebeneinander. Die Kamele lagen in einer langen Reihe, die Hälſe in der Windrichtung ausgeſtreckt, die Köpfe nach der vom Winde abgewandten Seite. Die Windſtärke betrug 26,1 Meter in der Sekunde, und man mußte ſich ordentlich aufſtemmen, um nicht umgeweht zu werden. Bückt man ſich, ſo erſtickt man beinahe an den Wolken von Staub und Sand, die am Boden hinfegen. An Eſſenkochen war nicht zu denken, wir begnügten uns mit Waſſer und Brot — und Sand, der zugegeben wurde. Der Sand ſtob in das Zelt hinein und drang durch das Zelttuch. Gegenſtände, die

umherlagen, waren nach einer halben Stunde gänzlich verſchwunden. Die Tinte trocknete ſehr ſchnell in der Feder, die beim Schreiben kratzend durch kleine Sanddünen fahren muß, die auf dem Blatte meines Notizbuches liegen. Mein Bett war ebenfalls von Sand durchdrungen, man konnte in der ſchwülen, mit Staub geſättigten Luft erſticken.

Eine merkwürdige Landſchaft, die wir während der folgenden Tage kennen lernten! Das alte Flußbett iſt deutlich wie eine geſchlängelte Furche oder ein gewundener Korridor in die trockene Lehmwüſte eingegraben. An den Ufern erheben ſich, tot und verdorrt, gelbgraue, verwitterte Stämme, die an Grabſteine auf einem alten Friedhofe erinnern, balſamierte Mumien uralter Bäume, ein Stoppelfeld von rieſigen Dimenſionen.

Tag für Tag wanderten wir durch waſſerloſe Gegenden, aber auch diesmal hatten wir Eis in Ziegenfellſchläuchen mitgenommen. Spuren von wilden Kamelen waren außerordentlich häufig. Tſchernoff, der ein gewaltiger Jäger war, ſpähte mit dem Fernglaſe ungeduldig nach ihnen aus, und die Flinte brannte ihm in den Händen. Er ſehnte ſich danach, ſie an einem Exemplare des wildeſten und edelſten Hochwildes der Erde zu erproben.

An der Jardang-bulak, einer Quelle, an der wir einen Tag raſteten, ging ſein Wunſch in Erfüllung. Am Morgen näherte ſich ein wildes Kamel, das nichts Böſes ahnte, und kam an die ihm wohlbekannte Quelle, um dort ſeinen Durſt zu löſchen. Es war ein junges Weibchen, das jetzt ſeine Todeswunde empfing. Nach dem erſten Schuſſe machte es Kehrt und flüchtete langſam nach Oſten. Ein letzter Schuß traf es in den Bug. Es fiel, erhob ſich aber wieder und lief weiter, fiel noch ein paarmal und blieb ſchließlich liegen. Das Fleiſch war beſonders willkommen, denn wir litten ſchon mehrere Tage Mangel daran, und auch die Hunde, einige Füchſe und ein Geier konnten ein Feſtmahl halten. Die feine weiche Wolle wurde mitgenommen, um Schnüre und Seile daraus zu drehen.

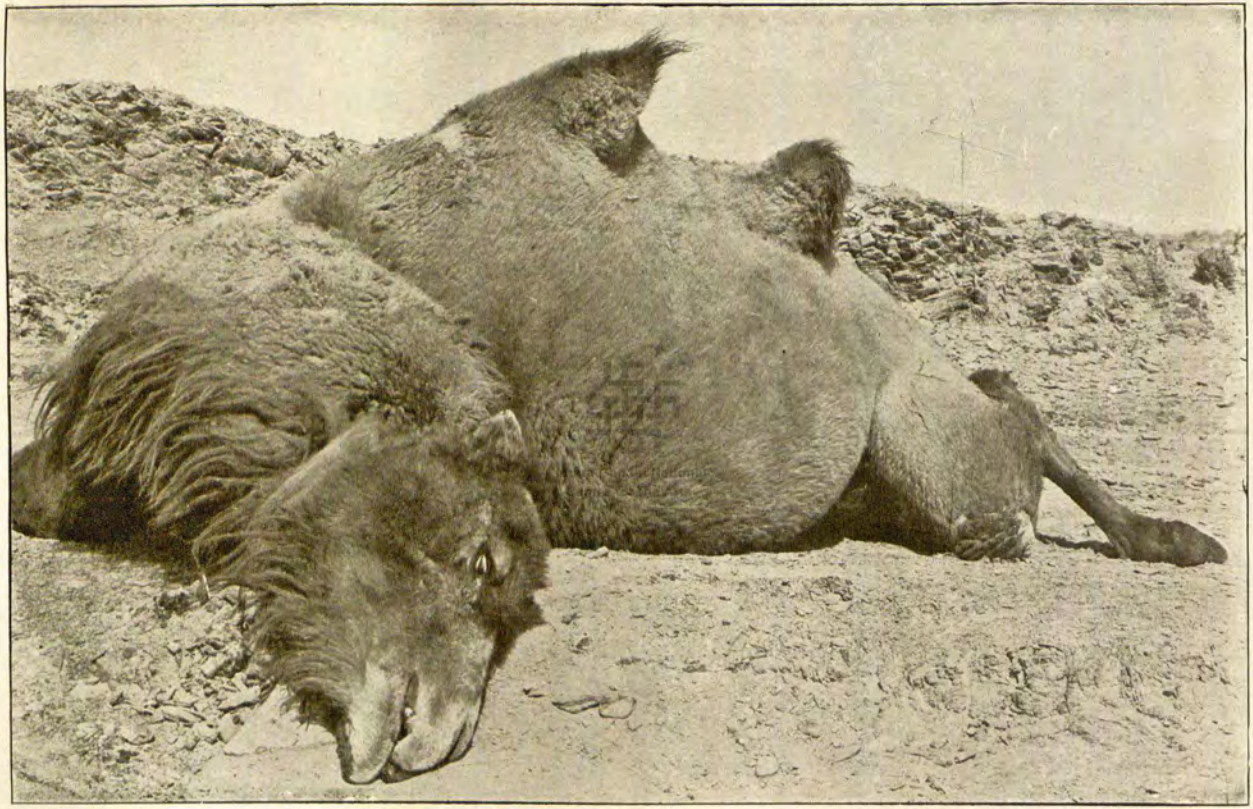
Einige Tage ſpäter machten wir einen unendlich langen Wüſten-

marſch, eifrig nach der nächſten Quelle, Altimiſch-bulak, ausſpähend. Wir gingen bis tief in die pechfinſtere Nacht hinein, ohne ſie zu finden, und lagerten ſchließlich in der Wildnis. Am Tage darauf aber zeigte ſich hinter einem Hügel ein gelbes Schilffeld, es war die geſegnete, herrliche Oaſe der „60 Quellen".

Mit ſeinen durch das Leben im Freien beſtändig geſchärften Augen hatte Abdu Rehim ſofort eine Kamelherde erblickt, die am hinteren Rande des Schilfes weidete, — ich konnte die Tiere kaum mit dem Fernglaſe erkennen. Der erfahrene Kameljäger übernahm jetzt die Führung und eilte, von mir und Tſchernoff begleitet, nach dem Schilffelde der Oaſe. Wir kreuzten das Rinnſal der ſalzigen Quelle, deſſen von dichten Stauden eingefaßter Boden voller herrlicher ſüßer Eisſchollen war. Bevor Abdu Rehim hinter einigen Tamariskenſträuchern ſtehen blieb, hatten wir den größten Teil des Vegetationsgebietes der kleinen Oaſe durchquert, die, ſcharf begrenzt, wie eine Inſel in der Wüſte liegt.

Die Herde beſtand aus einem großen dunkeln Hengſte und fünf hellen Tieren. Das alte Tier und eines der Jungen weideten munter, die übrigen lagen ſtill, die Köpfe uns zugewendet, d. h. unter dem Winde. Die Entfernung betrug 300 Schritt; ich hatte daher vorzügliche Gelegenheit, ihre Bewegungen im Freien zu beobachten. Die zwei weidenden Kamele gingen mit herabhängendem Kopfe umher, erhoben ihn bisweilen, wenn das Maul voll war, kauten langſam und ſo kräftig, daß das dürre Schilf ihnen zwiſchen den Zähnen kniſterte, und ließen den Blick über den offenen Horizont hinſchweifen. Sie zeigten keine Spur von Unruhe und hatten keine Ahnung von dem, was ihnen bevorſtand. Allerdings war es feige, dieſe edeln Tiere zu beſchleichen und ſie aus einem Hinterhalte zu überfallen. Ich ſeufzte erleichtert auf, als meine Schützen ſie fehlten, und meine Sympathien waren durchaus auf ſeiten der Kamele. Diesmal ſtand es indeſſen in den ewigen Sternen geſchrieben, daß ein unſchuldiges Leben erlöſchen ſollte.

Lautlos und unſichtbar wie ein Panther, mit vor leidenſchaftlicher Freude funkelnden Augen verſchwand Abdu Rehim mit ſeinem mit



Abdu Rehims Beute.

einer Gabel verſehenen Vorderlader in der Hand zwiſchen Büſchen im Dickicht. Alles wurde ſtill; ich beobachtete geſpannt die Herde. Jetzt krachte der Schuß, und fünf Kamele trabten langſam auf unſer Verſteck zu, machten aber plötzlich Kehrt und flohen in wildem Laufe nach dem Kurruk-tag-Gebirge hinauf. Das junge weidende Kamel war in den Bauch getroffen worden und erhielt eine zweite Kugel in den Hals, als es ſich erhob, um ſeinen Kameraden zu folgen.

Es lag auf allen vier Knien und kaute an den Schilfblättern, die es noch zwiſchen den Zähnen hatte. Manchmal richtete es ſich auf den Hinterbeinen auf, aber die Vorderbeine verſagten. Der Blick war ruhig und reſigniert und verriet kaum Furcht oder Erſtaunen, aber als wir dem verwundeten Tiere über das Maul ſtreichen wollten, verſuchte es zu beißen und es fühlte entſchieden, daß es von Todfeinden umringt war. Mit kräftigem Zuge ſchnitt ihm Abdu Rehim den Hals auf, das Blut ſtrömte in einem dicken Strahle heraus, darauf folgten einige Todeszuckungen, und dann war dieſer Wüſtenſohn, der noch vor wenigen Minuten ſicher und friedlich im Schilffelde der Quelle weidete, in die ewigen Jagdgründe eingegangen. Die anderen waren ſchon verſchwunden wie der Wüſtenwind, wie die Schatten der Wolken, die lautlos über die Erdoberfläche hineilen. Abdu Rehim war mit ſeiner Beute außerordentlich zufrieden, er hatte jetzt für viele Tage Proviant.

Indira Gandhi National

Zwölftes Kapitel.

Quer durch die Wüſte.

In der Oaſe der „60 Quellen" gönnten wir uns und den Kamelen einige ſehr notwendige Ruhetage und brachen dann am 27. März wieder auf, um nach Südweſten durch die Lopwüſte zu ziehen und das Nordufer des Kara-koſchun zu beſuchen, jenes großen Sumpfſees, in den ſich die Waſſermaſſen des Tarim ergießen. Bei dieſer neuen Durchquerung würde ich auch Gelegenheit haben, das Becken, in welchem der frühere See Lop-nor einſt geſtanden, zu unterſuchen.

Abdu Rehim ſollte uns zwei Tagereiſen weit mit einigen ſeiner Kamele begleiten, die wir mit Eisſchollen von der Quelle beladen wollten. Säcke und ziegenlederne Schläuche waren mit klaren Eisſtücken gefüllt, aber wie wir ſie auch zu ſchützen ſuchten, ein paar Eimer voll tropften ſchon während des erſten Tagemarſches davon ab, denn jetzt ſtieg die Mittagstemperatur ſchon auf +17° und 18°, und als wir in die flache Wüſte hineingekommen waren, wurde die Hitze drückend. Wirkliche Gefahr drohte uns jedoch kaum, denn ich berechnete, daß wir den Sumpfſee in einer Woche erreichen mußten, und wenn auch der Eisvorrat nicht reichen ſollte, war die Zeit doch zum Verſchmachten zu kurz.

Schlimmer war es, daß es mit unſerem Proviant zu Ende ging. Wir hatten freilich noch Reis und altes hartes, trockenes Brot, aber von dieſer einförmigen leichten Koſt wird man kaum ſatt. Glücklicherweiſe aßen die Mohammedaner Kamelfleiſch ſehr gern; ich und

Tschernoff hatten einen Widerwillen dagegen. Gerade im Augenblicke des Aufbruches tat indessen mein tüchtiger Kosak einen Meisterschuß, indem er mit der Hagelflinte fünf Wildenten erlegte, die an einer der Quellen rasteten, und diese Proviantverstärkung kam uns für die nächste Zukunft gut zustatten.

Am anderen Tage gegen 3 Uhr wanderten wir gerade durch eine seltsam geformte Lehmwüste, die von durch den Wind ausgemeißelten Furchen durchzogen und außerordentlich reich war an Schneckenschalen, die das frühere Vorhandensein eines Sees anzeigten, als Tschernoff und Ördek, die vorausgingen, stillstanden und uns riefen. Sie hatten Ruinen von Häusern gefunden!

Menschliche Altertümer, ein uraltes Dorf am Nordufer des Lop-nor — das war die merkwürdigste Entdeckung, die während der ganzen Reise gemacht wurde! Mein glücklicher Stern hatte mich gerade dorthin geführt. Wären wir einen Steinwurf weiter rechts oder links gegangen, so hätten wir sie nie erblickt, denn die Balken und Pfähle, aus denen die Häuser erbaut gewesen, hatten von fern täuschende Ähnlichkeit mit den dürren Baumstämmen, die hier und dort zerstreut umherlagen.

„Halt, das Zelt aufschlagen!“ rief ich, und im nächsten Augenblick vertieften wir uns mit unserem einzigen Spaten in die Trümmer. Es wurde ein Plan von ihnen aufgenommen und Messungen angestellt. Beim Graben kamen chinesische Münzen, Scherben von Tongefäßen, Eisentöpfe und kleine Opfertassen ans Tageslicht. Einige Bretterreste waren künstlerisch geschnitzt mit menschlichen Figuren, von denen eine einem Könige mit Krone und Dreizack in der Hand glich und entschieden irgendeine buddhistische Gottheit vorstellte. Um jeden Preis mußten diese Holzschnitzereien mitgenommen werden und wurden einstweilen auf einen Haufen gelegt.

Darauf wurden die nächsten Umgebungen durchsucht, aber es kam nichts weiter zum Vorschein. Wir hatten jedoch die Zeit gut benutzt und gingen an diesem Abend spät zur Ruhe. Am liebsten wäre ich in dieser Gegend mehrere Tage geblieben, aber — das Wasser tropfte

ununterbrochen aus unſerem Eisvorrate, wir mußten nach Südweſten weiterwandern.

Hier nahmen wir Abſchied von Abdu Rehim und ſeinen Kamelen, die uns ſo ausgezeichnete Dienſte geleiſtet hatten. Chodai Kullu wurde beauftragt, mit ihm nach Norden zu ziehen, dann auf irgendeine Weiſe nach unſerem Hauptquartier in Jangi-köll zurückzukehren und die in den Ruinen gemachten Funde dorthin zu bringen. Er weinte, als er von uns ſcheiden ſollte, aber es ließ nicht ändern, unſer Waſſervorrat war ſchon viel zu ſehr zuſammengeſchmolzen und es mußte noch bedeutend ſparſamer damit umgegangen werden. Als wir die Ruinen verließen, beſtand meine Karawane demnach nur noch aus Tſchernoff, Faisullah und Ördek, vier Kamelen, einem Pferde und zwei Hunden.

Nach einer Wanderung von 20 Kilometer ſchlugen wir in einer Mulde das Lager auf und beſchloſſen, einen Brunnen zu graben. Stießen wir nur auf das Grundwaſſer, ſo konnte der Eisvorrat gern ſchmelzen. Hier ſtellte ſich heraus, daß der Spaten bei den Ruinen vergeſſen worden war, und Ördek, der ſich dieſer Nachläſſigkeit ſchuldig gemacht hatte, erbot ſich ſofort, ihn zu holen.

Ich war unſchlüſſig, ob ich ihm dieſen ſchwierigen Gang erlauben ſollte; wenn ſich ein Sandſturm erhob, konnte er verloren ſein. Andererſeits aber würde dieſer Spaten vielleicht unſere einzige Rettung ſein, wenn unſere Lage verzweifelt würde und wir um jeden Preis bis an das Grundwaſſer graben mußten. Ich lieh Ördek mein Reitpferd und ermahnte ihn, genau unſerer Spur zu folgen; wir würden nicht auf ihn warten, ſondern weiterziehen, und ſollte er uns verlieren, ſo hätte er nur immer nach Süden zu gehen, da er ſo an das Ufer des Karakoſchun gelangen würde. Erſt aber mußte er einige Stunden ſchlafen, dann verzehrte er eine tüchtige Portion Reis und Kamelfleiſch und verſchwand um Mitternacht im Dunkel der Wüſte.

Gegen 2 Uhr morgens geſchah, was ich am meiſten gefürchtet hatte: ein Nordſturm mit ganzen Wolken von Flugſand fegte dicht am Boden hin, und die Luft war mit Staub geſättigt. Ich blickte

in die Nacht hinaus, es war pechfinſter und ich konnte nicht die Hand vor den Augen ſehen. „Der arme Ördek“, dachte ich, „wenn er nur ſo vernünftig geweſen iſt, umzukehren!“

Als am Morgen die Karawane beladen wurde, waren wir nur noch drei Mann ſtark, und ich mußte helfen. Es ging weiter. Das Dingdong der Glocke tönte düſter und unheimlich durch die dunkle Wüſte, der Sturm heulte um uns herum; wir hatten ihn gern, weil er uns die glühende Hitze fernhielt und von hinten nachſchob, und wir haßten ihn, weil er Ördek vielleicht das Leben koſtete.

Der Platz von Ördeks Entdeckung (ein Jahr ſpäter photographiert).

Doch nein, ſo gefährlich war es nicht! Gerade, als wir beim Zeltaufſchlagen waren, erſchien der prächtige Ördek, den Spaten auf der Schulter und das Pferd am Zügel führend. Beide waren todmüde, und Ördeks erſter Gedanke war „Waſſer, Waſſer!“ Seine Kehle war wie ausgedörrt von all dem vielen Staube, den er geſchluckt hatte.

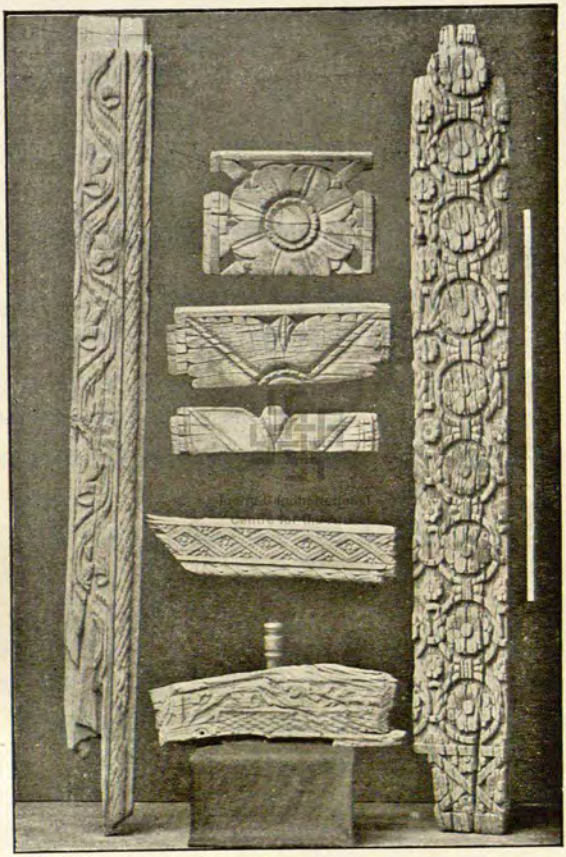
Mit geſpannter Aufmerkſamkeit lauſchte ich Ördeks Bericht.

In der ſtürmiſchen, finſtern Nacht hatte er unſere Spuren verloren und war weitergeritten. Bei Tagesanbruch gelangte er an die Trümmer mehrerer Häuſer, wo reiche Holzſchnitzereien maſſenhaft umherlagen. Die beiden beſten Planken nahm er mit, da er bemerkt hatte, daß ich wie toll hinter ſolchen Funden her war. Er beruhigte ſich nicht

eher, als bis er die erſten Ruinen und den Spaten wiedergefunden hatte, und machte ſich dann auf den Rückweg. Vergebens verſuchte er ein paarmal, die Planken auf das Pferd zu laden, mein Grauchen war durchaus nicht dafür, ſie zu tragen; Ördek mußte ſie allein ſchleppen; er zeigte uns ſeine Schultern, die die Stricke ihm blutig geſcheuert hatten. Als er ſich noch einmal an die Gutherzigkeit des Pferdes gewandt, hatte ſich dieſes losgeriſſen und war nach Weſten hin durchgebrannt. Ördek ließ ſeinen Fund liegen und hatte genug mit dem Einfangen ſeines treuloſen vierbeinigen Kameraden zu tun. Als es ihm endlich gelungen war, war er vor Müdigkeit und Durſt ſo erſchöpft, daß er uns ſchleunigſt aufſuchte. Es war nicht das erſte Mal, daß ich Gelegenheit hatte, den fabelhaften Ortsſinn der Eingeborenen zu bewundern.

Dieſe Erzählung wirkte auf mich wie elektriſierend. Zunächſt erhielt Ördek Befehl, am nächſten Morgen in aller Frühe die von ihm im Stiche gelaſſenen Planken zu holen. Als ich ſie ſah und da ich wußte, daß ſie aus einem ganz anderen Dorfe als dem zuerſt gefundenen ſtammten, war mir klar, was die Sachlage erforderte. Der Boden brannte mir unter den Füßen, ich wollte zurück und den Schleier von den tauſendjährigen Geheimniſſen, die in der Tiefe der Wüſte ſchlummerten, lüften. Doch nein, es war unmöglich, unſer Waſſervorrat war faſt zu Ende, der glühendheiße Sommer ſtand vor der Tür, jetzt umkehren wäre töricht geweſen. Mein ganzer Reiſeplan mußte umgeſtoßen werden; ſollte es mir auch das Leben koſten, ich mußte die Stelle wiederſehen, wo wir das Glück gehabt hatten, die Spuren einer uralten Kultur zu entdecken. Meine auf zwei Jahre berechnete Reiſe wurde durch dieſe Entdeckung zu einer dreijährigen, ein billiger Preis für einen ſolchen Sieg. Einſtweilen mußte ich mich jedoch zufrieden geben; Sommer und Herbſt würden wir in den friſchen, ſchneebedeckten Bergen von Tibet zubringen, den Winter in der Wüſte Gobi und erſt im nächſten Frühling, wenn die Wildgänſe ſchon wieder aus Indien zurückgekehrt waren, würden wir unſere Zelte in der toten Stadt aufſchlagen.

Wir zogen alſo ſüdweſtwärts weiter. Der tote Wald hörte auf; dafür aber wurden die Sanddünen immer höher. Ich gehe als Lotſe der Karawane barfuß voraus; aber gleich nach Mittag wird der



Einige von Ordeks Trophäen.
(Das Maß auf der rechten Seite des Bildes ſtellt einen Meter dar.)

Sand ſo heiß, daß er mir beinahe die Füße verbrennt, dann gehe ich hinterdrein und trete in die Fußſtapfen der Kamele, die den nachtkalten Sand aufgewühlt haben. Am 1. April erhielten unſere müden, erſchöpften Kamele je einen Eimer Waſſer; unſer Vorrat reichte dann noch knapp für einen Tag. Wir mußten unſere Schritte

beſchleunigen, denn noch trennten uns 70 Kilometer vom Ufer des Kara-koſchun.

Öde, gelbe Dünen entrollen um uns her ein troſtloſes Panorama. Immer öfter mußten wir ausruhen. Die erhitzte Luft zittert über dem Sande. Ach, wenn doch wieder ein Sturm käme und uns Kühlung brächte! Wieder war ich weit voraus; mit müden Schritten erſtieg ich den Kamm einer hohen Düne, um Ausſchau zu halten. Noch immer dasſelbe endloſe Labyrinth von delphinförmigen Dünenkämmen.

Doch was in aller Welt iſt dies! Fern im Süden hinter den äußerſten Dünen erglänzt etwas Blaues! Ein See, Waſſer in dieſer glühendheißen, vertrockneten Wüſte? Nein, es iſt unmöglich, es muß eine Luftſpiegelung ſein! Beflügelten Schrittes eilte ich von der Düne herab und in der Richtung des blauſchimmernden Feldes weiter. Mir wurde ſchwarz vor den Augen, aber ich lief und lief; die anderen glaubten, ich habe einen Sonnenſtich bekommen und ſei verrückt geworden. Ich hatte ſchon am Ufer gebadet, mich ſatt getrunken und mich am Rande des geſegneten Sees ausgeruht, als der ſchwache Klang der Kamelglocke wieder an mein Ohr drang. Eitel Freude herrſchte in der Karawane, als die Kamele ihre langen Hälſe auf die Waſſerfläche herabbeugten und ſich mit langen, ſchlürfenden Zügen ſatt tranken. Es klang ſo ſchön, man konnte nicht umhin, vergnügt darüber zu lächeln.

Das Waſſer war ſchwach ſalzhaltig, aber durchaus genießbar, die Ufer ohne Vegetation. Über den langen, ſchmalen See hinüberzukommen, der uns den Weg nach dem Kara-koſchun verſperrte, war nicht ſo leicht, aber Tſchernoff ruhte nicht eher, als bis er eine leidliche Furt von nahezu einem Meter Tiefe entdeckt hatte. Am Tage darauf überſchritten wir den See. Die Kamele waren von dem Bade ſo entzückt, das wir ſie kaum auf das andere Ufer, deſſen Boden unangenehm weich war, hinaufbringen konnten; es war, als ſei dort eine Gummihaut über einen Brei geſpannt, von dem man beim Durchtreten der Haut ſpurlos verſchlungen werden würde.

Im Süden des Sees verloren wir uns wieder zwiſchen 10 Meter hohen Dünen. Die Kamele ſahen ſich melancholiſch um und ſchienen

ſich zu fragen, weshalb wir den rettenden See gleich wieder verließen. Die Hitze war erſtickend, und die Sonne ſchien uns gerade ins Geſicht. Während der heißeſten Stunden ſchleicht man ſo langſam wie bei einer Beerdigung. Erſt gegen Abend kommen die Lebensgeiſter wieder in Gang; dies war beſonders an dieſem Abend der Fall. Von einem letzten Hügel ſahen wir im Süden ganz nahe vor uns den unendlich umfangreichen Sumpfſee Kara-koſchun mit ſeinem ganz ſüßen Waſſer und ſeinen dichten Schilffeldern. Die Stunde unſerer Befreiung hatte geſchlagen; wir waren aus dem Banne der Wüſte erlöſt!

Ein Wüſtenreiſender kann von keiner ſchöneren Ausſicht träumen, als die war, die ſich von meinem unmittelbar am Ufer aufgeſchlagenen Zelte aus bot. Das Zelttuch flatterte im Abendwinde, der über eine gewaltige, offene Seefläche hinfuhr. Die Wellen plätſcherten melodiſch am Ufer; ich konnte meine Augen gar nicht losreißen von den Wildenten und den Wildgänſen, die draußen auf den Wogen ſcharenweiſe ſchaukelten. Sie ſollten dazu beitragen, uns bald wieder auf die Beine zu bringen, denn wir hatten einen Mordshunger und waren ſehr abgemagert, und unſere Haut glich über das Knochengerüſt geklebtem Pergament. Keine Sorge wegen des folgenden Tages ſtörte in dieſer Nacht unſeren Schlaf, dennoch lag ich lange wach und dachte an die geographiſchen und kulturhiſtoriſchen Probleme, die löſen zu dürfen ich das Glück gehabt hatte.

Der 3. April begann mit heftigem Nordoſtſturm. Schaumgekrönte Wellen wälzten ſich über den See gerade auf unſere am Südweſtufer ſtehenden Zelte zu. Nun kam mir ein ziemlich toller Gedanke. Ich konnte dieſe lockenden Wellen nicht ſehen, ohne mich eine Weile gründlich mit ihnen einzulaſſen, ich hatte ja die Lungen voller Sand und Staub, ich wollte baden, ich wollte auf dem kriſtallhellen Waſſer ſchaukeln wie ein Delphin. Aber wir hatten kein Boot! Was tat's, wir machten uns ein Fahrzeug zurecht, das auf den Namen eines Bootes zwar keinen Anſpruch erhob, aber dennoch die Ehre haben ſollte, uns über den See zu tragen. Trockenes Holz gab es am Ufer; als ich es aber probierte, ſtellte ſich heraus, daß es unterging, weil

es ganz von Sand durchdrungen war. Nun gut, wir hatten die sechs ziegenledernen Schläuche und die kurzen Leitern, an denen sie auf den Kamelen befestigt gewesen waren. Mit diesem Material begaben wir uns nach dem Nordostende des Sees, bliesen Luft in die Schläuche, banden sie an zwei Leitern fest, und das Fahrzeug war fertig. Als Tschernoff seinen Platz auf der einen Leiter einnahm, wäre die ganze Herrlichkeit beinahe gekentert, ich stellte aber das Gleichgewicht wieder her. Wir ritten halbnackt, mit in das Wasser herabhängenden Beinen, auf den Leitern. Unsere Rücken dienten als Segel, und mit Wind und Wellen trieben wir langsam nach den Zelten hin. In lärmenden Scharen flogen die Wildenten auf, sobald wir uns ihnen draußen auf dem See näherten. In wenigen Minuten war auch unser Oberkörper patschnaß, denn jede vorbeirollende Schlagwelle ging über das Floß hinweg und gab uns eine ordentliche Dusche. Es hieß, sich festhalten und balancieren, um nicht über Bord gespült zu werden.

Der Wind machte uns den Rücken kalt; als wir mitten auf dem See waren, hatte ich übergenug davon und sehnte mich an Land. Wir froren so, daß uns die Zähne klapperten. Als wir endlich an Land gekommen waren, zogen wir uns ganz aus, trockneten und wärmten uns am Feuer und krochen dann in die Schlafpelze, um das Blut wieder in Umlauf zu bringen.

Bei Sonnenuntergang nahm der Himmel ein seltsames Aussehen an. Der ganze Osthorizont flammte in einem unheimlichen, brandgelben Farbentone; ich wußte von früher her, was das bedeutete. Der „Schwarze Sturm" fuhr, wie Donner rollend, über die Erde hin, die Wellen schlugen in entfesselter Wut gegen das Ufer, und die Zelte, die von Spritzwasser überschüttet wurden, mußten weiter landeinwärts gebracht werden.

Während der folgenden Tage zogen wir am Kara-koschun entlang, um die ersten Fischerdörfer aufzusuchen. Einmal verkündete eine schwarze Rauchsäule, daß Lopleute das Schilf in Brand gesteckt hatten. Durch ein Labyrinth von Sümpfen und trockenen Landengen gelangten

wir nach ihrem Dorfe Kum-tſchappgan, und erſt dort hatten wir es wirklich gut und lebten beinahe ausſchließlich von Fiſchen.

Von dem Dorfe aus unternahm ich zwei Kahnfahrten über die Sümpfe und Seen, ſoweit man durch das Schilf kommen konnte. Es wurde ſchließlich ſo dicht, daß man auf denjenigen Feldern, die der Sturm niedergeſchlagen hatte, ohne die geringſte Schwierigkeit über das Waſſer gehen konnte. Hier wurden die Neſter aller Wildgänſe und Wildenten ihrer Eier beraubt; Eier und Fiſche, konnten wir uns mehr

Transport der Kähne durch das Schilf.

wünſchen? Muskelſtarke, kühne Lopmänner ruderten mich in ihren langen Kähnen durch die ſchmalen Korridore, die ſie in dem Schilfe von See zu See ausgehauen hatten. Auf einer offenen Seefläche ſchwamm ein einſamer Schwan. In ſauſender Fahrt ruderten die Männer zu ihrem Opfer hin, das ſich durch Untertauchen rettete. Jetzt wurde nach der Stelle gefahren, wo ſich der Schwan wieder zeigen mußte; ſo wurde der arme Vogel ſchrittweiſe nach dem Schilfrande hingehetzt und als er ſchließlich zwiſchen die bis 8 Meter hohen, harten Schilfſtengel ſchlüpfte, war er verloren, denn dort fehlte es ihm an Freiheit und Raum, um die Flügel zur Flucht auszubreiten.

Der Kahn ſchoß pfeilſchnell hinter ihm drein, und einer der Männer ſprang ins Waſſer, holte den Schwan ein und tötete ihn. In der Nähe im Schilfe lag ein toter Schwan, der vor ein paar Tagen verwundet worden und umgekommen war. Es war der verzweifelte Gatte, den wir jetzt gefangen und von ſeinem Kummer befreit hatten. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, aber die Eingebornen am Kara-koſchun verſicherten, daß die Schwäne ſehr gefühlvoll und zärtlich ſeien. Ördek hatte einmal eine Kugel in eine Schar fliegender Schwäne hineingeſchickt. Zwei Schwäne ſtürzten ins Waſſer nieder; nur einer war tot, aber der andere wollte den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht verlaſſen.

Schilfkorridor auf dem Kara-koſchun.

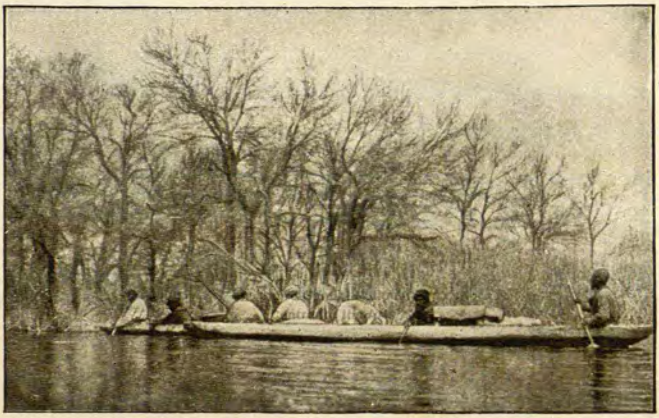
Jetzt beginnt es hier gar zu heiß zu werden; die Unſeren ſehnen ſich gewiß nach uns, wir müſſen uns beeilen, den langen Weg, der uns vom Hauptquartiere trennt, zurückzulegen. Alſo vorwärts!

Es dauerte 25 Tage, den Weg zurückzulegen; in dieſer ganzen Zeit lebten ich und Tſchernoff buchſtäblich im Kahne; die Mohammedaner mußten für unſere Tiere ſorgen. Nur noch eine Tagereiſe ſollten zwei von den Kamelen, deren Winterwolle jetzt abgefallen war und die ſo nackt und komiſch wie neugeborene junge Krähen ausſahen, uns Dienſte leiſten. Sie wurden vor zwei prächtige Kähne geſpannt, die auf dieſe Weiſe über Land nach einem neugebildeten Flußarme geſchleppt wurden. Nachher halfen uns die Ruder auf den Deltaarmen des Tarim, gegen

Transport der Kähne über Land.

die Strömung, über Seen hinweg und durch Irrgänge von erſtickend dichtem Schilfe, immer weiter flußaufwärts, bis wir eines Abends endlich in der ſtillen Bucht landeten, in der unſere liebe, alte Fähre lag und an ihren Vertäuungen zerrte. Damit war die Rundreiſe zu Ende.

Im Hauptquartier ſtand alles gut. Nur Parpi Bai befand ſich nicht mehr in unſerem kleinen Staate. Während unſerer Abweſenheit war er plötzlich erkrankt und nach einigen Tagen geſtorben — mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit. Ich vermißte ihn ſehr, denn er ge-



Unſere Kähne auf dem Tarim.

hörte zu dem alten Stamme, er war 1896 mit mir in Tibet geweſen. Seinem Grabe, das mit flatternden Wimpeln an langen Stangen geſchmückt war, ſtatteten alle Mohammedaner noch einen letzten Beſuch ab, ehe wir dieſes friedliche, gaſtfreie Ufer für immer verließen.

In meiner Eigenſchaft als Oberhaupt der Expedition bewilligte ich mir ſelbſt einen zehntägigen Urlaub, der jedoch zu fleißiger Arbeit benutzt wurde. Beſonders viel hatte das Intendanturkorps der Karawane zu tun. Etwa 30 Pferde und Proviant für lange Zeit wurden angekauft. Der „Markt“ unſeres Dörfchens verwandelte ſich wieder in eine Schiffswerft. Die große Fähre, die jetzt wieder ins Gefecht

ſollte, wurde verbeſſert. Statt des Zeltes wurde auf dem Vorderdecke eine ſehr gemütliche Kajüte erbaut, mit weißen Filzmatten überzogen und in gewöhnlicher Weiſe möbliert, nur der Teppich fehlte, denn jetzt brauchte ich „Luft in der Klappe“, d. h. ich bedurfte des Luftzuges durch die Ritzen zwiſchen den Deckplanken. Eine Markiſe ſchützte den Schreibtiſch, nachts aber ließ ſich die Kajüte vollſtändig zumachen, um Mücken und Moskitos fernzuhalten. Von einem der Dachbalken hing an Stahldrähten ein aus einer Sardinenbüchſe hergeſtellter „Kronleuchter“ herab. Auf dem Achterdeck bauten ſich die Koſaken eine ähnliche Kajüte.

Als alles dieſes fertig war, gab ich den Koſaken eine neue Aufgabe zu löſen. Mein kleines Zeugboot erregte nämlich ſtets die größte Verwunderung bei den ehrlichen Lopleuten. Doch wenn ich ihnen erzählte, daß wir daheim Boote hätten, die mit Hilfe eines Segels gerade gegen den Wind gehen könnten, ſagten ſie kopfſchüttelnd: „Nein, Herr, es iſt unmöglich, ohne Ruder gegen den Wind anzugehen.“ Ich kaufte daher einen paſſenden Kahn, der ein Deck erhielt und mit einem eiſernen Kiele — zwei von unſeren Spaten — Steuer, Maſt und Segel verſehen wurde. Innerhalb weniger Tage waren die Koſaken damit fertig. An einer Stelle, wo der Fluß ſehr breit und offen war, wurde der Kutter probiert. Von nah und fern kamen die Eingeborenen. Es ging ein heftiger Wind; das kleine Boot ſchnitt wie ein Meſſer gegen den Wind durch die Wellen und rief das größte Erſtaunen hervor. Aber empfindlich gegen Waſſer durfte ich nicht ſein, denn das Boot lief gründlich ſchräge unter die Waſſerfläche, ſo daß ich auf der Reling der Windſeite reiten mußte.

Die vergnügten, ſchönen Ruhetage waren bald vergangen, und die Morgenſtunde brach an, in der die Karawane wieder zum Weitermarſche bereitſtand. Mit ihren hohen Laſten beladen und von den meiſten meiner Diener nebſt berittenen Lopmännern und Beken begleitet, verſchwanden unſere Kamele und Pferde bald im Unterholz — es war ein ſchönes, farbenprächtiges Schauſpiel! Die Koſaken Tſchernoff und Tſcherdon waren die Führer der Karawane. Sie hatten

Befehl, ſich nach dem friſchen, weidereichen Tale Mandarlik in Nordtibet zu begeben, wo wir uns nach zwei Monaten treffen wollten.

Jetzt lag unſer Dorf, das die Eingeborenen „Tura-ſallgan-ui", „die von dem Herrn erbauten Häuſer", genannt hatten, öde und leer da. Alle Kaufleute, die am Markte ihre Läden und Verkaufsſtände aufgeſchlagen gehabt, waren fortgezogen. In unſeren Hütten ſollten künftig nur noch Skorpione und Spinnen hauſen. Einige ſelbſtbewußte

Die umgebaute Fähre.

Krähen inſpizierten bereits die verlaſſene Stadt, während es auf dem im Freien ſtehenden Herde der Mohammedaner noch von dem letzten Feuer rauchte.

Es war jedoch eine wenig dauerhafte Stadt, die wir bewohnt hatten, und ein wahres Glück war es, daß wir uns dieſem Ufer nicht ein Jahr ſpäter anvertraut hatten. Denn als im Jahre 1901 die Frühlingsflut durch das Flußbett ſtrömte, nahm ſie das ganze linke Flußufer mit, und in einem Augenblick waren Hütten, Ställe und die einzige Pappel auf dem Markte ſpurlos vom Erdboden weggefegt.

Dreizehntes Kapitel.

Lebensgefährliche Seefahrten.

Kaum war das Glockengeläute im Walde verhallt, so verließ ich mit Sirkin, Ördek und einigen Ruderern in zwei Kähnen die Fähre, um Lotungen anzustellen und von dem See Göllme-ketti auf dem rechten Tarimufer eine Karte aufzunehmen. Der See ist kaum 10 Kilometer lang und liegt zwischen kolossalen Dünen eingebettet. Mit Hilfe der Strömung und der Ruder sausten unsere leichten Fahrzeuge in schwindelnder Fahrt stromabwärts und bogen in den schmalen Kanal ein, der den Fluß mit dem See verbindet, dessen hellgrüner, weißflockiger Spiegel sich weit nach Süden zog. Es wurde eine ganz gefährliche Ruderpartie, denn der Wind schwoll zu einem halben Sturme an. Schon auf dem Flusse hatten wir wieder halten und die Kähne ausschöpfen müssen, und nun hatten wir das ganze empörte Wasser vor uns und schossen unbedacht über seine falsche Tiefe hin. Tiefe, sagte ich? Ei bewahre, der See blieb lange so flach, daß zu befürchten war, die Kähne würden beim Abwärtstauchen gegen den Sandboden streifen, und wenn der Wogenschwall von der Seite kommt, kentert das Fahrzeug unfehlbar.

Selbst bei mäßigem Seegang sind die Lopkähne außerordentlich gefährlich. Solch ein Ding ist aus einem einzigen Pappelstamme ausgehauen, sein Boden ist also rund, weswegen ein ungeübter Ruderer nicht das Gleichgewicht halten kann; bei der geringsten Bewegung schlägt der Kahn um. Dieses Schlingern parieren die Lopleute jedoch

mit ihren Rudern, die meiſtens im Waſſer liegen, und im übrigen balancieren ſie in ihren Kähnen ebenſo ſicher und gleichmütig wie wir auf unſeren Stahlroſſen.

Um Grundſtöße zu vermeiden, mußten wir eine ziemliche Strecke vom Lande abhalten. Doch bald ging der See ſo hoch, daß ganze Wogenkämme über die niedrigen Relinge ſchlugen und ich mich in einem recht erfriſchenden Sitzbade befand. Die Lage war ſpannend, aber für die Dauer unhaltbar. Die Kähne waren ſchon bis zur Hälfte mit Waſſer gefüllt, und je tiefer ſie lagen, deſto leichter wurde den Wellen das Hineinſchlagen. Plötzlich ſank Sirkins Kahn und wurde von der Brandung hin und her geworfen. Die Leute wateten und ſchwammen ans Land, wo wir ſie nach einer Weile ganz ruhig ihre Kleider ausringen ſahen.

Mein Kahn wurde wie eine Nußſchale auf den Wellen umhergetrieben. Ich ſchöpfte das Waſſer aus, während meine Ruderer ſich abarbeiteten, was das Zeug halten wollte, und gerade auf das Land zuſteuerten. Jeder Wellenkamm gab uns eine kalte Duſche; das Waſſer gluckte und ſpritzte zwiſchen den Filzdecken, die meinen Sitzplatz bildeten. Der Atem ſtockt einem unwillkürlich bei jeder neu herankommenden Welle. Jetzt ſinken wir, wir fahren in die Höhe und ſpringen ins Waſſer; zum Glück iſt hier flaches Waſſer, das uns nur bis zur Hüfte reicht. Meine Inſtrumente und Papiere konnten daher, wenn auch mit Mühe, gerettet werden.

In undurchdringlicher nächtlicher Finſternis wurde die Heimfahrt angetreten. Ich begreife nicht, wie unſere Ruderer zwiſchen den Sandbänken des Fluſſes hindurchfinden konnten, es iſt aber Tatſache, daß wir nicht ein einziges Mal auf Grund ſtießen. Ein Feuer brannte am Ufer, und die „Salons“ der Fähre waren erleuchtet, als wir an ihrer Seite anlegten.

Am folgenden Tage kommandierte ich „Los“ und, von der Strömung mitgeriſſen, glitt die Fähre ſchnell flußabwärts. Die Beſatzung beſtand jetzt aus Sirkin und Schagdur, Ordek, vier Stangenleuten und den beiden wackeren Männern Pawan Akſakal („der weißbärtige Jäger“)

und Kirgui Pawan, einem alten Manne, der mir 1896 sehr große Dienste geleistet hatte und dieses Land ganz genau kannte. Die Hundebesatzung bestand aus Maschka, Jolldasch und den beiden jungen Hunden, die mehr als komisch anzusehen waren, besonders wenn sie, trotz lebhafter Proteste, im Tarim gebadet wurden.

Die Stromgeschwindigkeit war jetzt groß, und herrlich war es, die Ufer hinter uns verschwinden zu sehen. Eine ganze Flottille von Kähnen umkreiste uns, an Bord herrschte Leben und Bewegung, die Kosaken saßen teils vor ihrer Kajüte und plauderten, teils ließen sie sich an Land rudern, um Wildenten zu schießen.

Nach einigen Tagereisen wurde der Fluß unregelmäßig und bildete mehrere kleine, seichte, ganz mit Schilf bewachsene Seen; mit der Fähre über diese hinüber zu kommen, war gar nicht leicht. Wohl gab es ausgehauene Kanäle, in denen die Lopleute ihre Netze auslegten, aber sie waren gewöhnlich zu eng. In einem solchen Kanale wären wir beinahe hilflos stecken geblieben. Er war um $1^1/_2$ Meter zu schmal, und auf beiden Seiten standen ungeheuer dichte Hecken von 4 Meter hohem Schilf. Obendrein war der Kanal so seicht, daß die Fähre nicht schwimmen konnte. Nun wurden aus allen benachbarten Fischerdörfern Leute mit Spaten aufgeboten. Nach einigen Stunden kamen die Kähne in ganzen Schwärmen angesaust. Der Kanal wurde tiefer gegraben und das Schilf an den Seiten weggehauen, dann wurde die Fähre Fuß für Fuß hindurch gepreßt. Es dauerte freilich lange, aber es war auch schön kühl in dem Korridore; nur die Bremsen, die eine unerträgliche Plage waren, summten in Wolken in der Luft und fielen auf meinem Kartenblatte nieder, daß es nur so knallte.

Als das Schilf so dicht wurde, daß alles Bearbeiten mit Spaten nichts nützte, steckten wir es einfach in Brand. Selbst mitten im Sonnenschein war dieser Sumpfbrand ein großartiger Anblick. Das Feuer griff mit erstaunlicher Schnelligkeit um sich. Es knallte und sprühte zwischen den dürren Schilfstengeln, es zischte, kochte und dampfte, wenn das Feuer mit der Wasserfläche in Berührung kam, die Flammen rollten wie Lavaströme in die dichten Schilfbestände

In brennendem Schilfe.

hinein, von denen ganze Wolken rabenschwarzen Rauches aufstiegen. Ein paarmal griff das Feuer in der Richtung der Fähre um sich, und ich fing an zu fürchten, daß auch sie ein Raub der Flammen werden würde; es war, als wage man sich auf einen brennenden See hinaus. Der Kniff glückte jedoch, und wir lagerten bei dem Dorfe Jekkenlik-ui (das „Binsenhaus"), das auf einer Insel liegt.

Am 25. Mai unternahm ich mit Schagdur, einigen zuverlässigen Fischern und zwei Kähnen eine Ruderpartie nach dem großen, in der Sandwüste liegenden See Beglik-köll. Der alte Kirgui Pawan kam auch mit. Erst fuhren wir über den Jekkenlik-köll, zogen dann die Kähne über eine Landenge und kamen in den langen, schmalen Kanalarm, der nach dem Beglik-köll führte.

In der Atmosphäre herrschte völlige Ruhe, kein Schilfstengel nickte. Es war sehr still und friedlich, nur dann und wann hörte man eine Wildente schnattern. Der gewaltige Seespiegel lag so ruhig wie eine Glasscheibe, und es tat mir beinahe leid, sie mit den Kähnen zu zertrümmern. Die Spiegelbilder der Dünenketten im Wasser waren ebenso deutlich und scharf wie das Original, das Ganze war irreführend. Wir hatten eine Landschaft über uns, eine zweite unter uns; beide waren gleich öde und gelb, aber der See glänzte blau, und sein Wasser war klar und rein wie Kristall. Wir ruderten gerade nach Süden, und die Sonne schien uns heiß ins Gesicht. Unaufhörlich mußte ich meinen dünnen weißen Anzug mit Wasser besprengen, um es einigermaßen kühl zu haben.

Der Tag verging unter fleißiger, ergebnisreicher Arbeit. Von einem hohen Dünenkamme aus wurde das umliegende Gebiet studiert. Der Sand war glühend heiß und brannte durch die Sohlen. Daher war es schön, nach der Rückkehr zu den Kähnen eine Weile im Wasser plätschern zu können.

Lange hatten wir noch nicht gerastet, als Kirgui Pawan, auf die hohen, steilen Dünen des uns gegenüberliegenden Ostufers zeigend, in gedämpftem, fragendem Tone „Kara-buran (der schwarze Sturm)" sagte. Eine dunkle Säule erhob sich über dem Horizont und trug

ein Kapitäl von helleren Wolken. Auf beiden Seiten bildeten ſich mehrere ſolche Säulen und verwuchſen allmählich zu einer einzigen gezähnten Kontur; nun wußten wir, um was es ſich handelte.

Einen Augenblick wurde die Lage erwogen. Die Lopleute waren einſtimmig für Warten. Kirgui Pawan war nicht furchtſam, hielt es aber für ein gewagtes Unternehmen, über das allergrößte und tiefſte Becken des Sees, das uns von der Kanalmündung trennte, zu rudern. Hätte man am Ufer entlang fahren können, ſo wäre es nicht ſo gefährlich geweſen, aber gerade die linke Uferlinie war von einer langen, tief einſchneidenden Bucht durchbrochen, und man mußte daher die große, offene Waſſerfläche kreuzen.

„Die Kähne ausſetzen!“ rief ich, und alle Mann nahmen im Handumdrehen ihre Plätze ein, tauchten die Ruder ins Waſſer, und in wenigen Minuten waren wir draußen auf der großen, offenen Waſſerfläche und hatten den ganzen See vor uns. Wir ſauſten über das ruhige Waſſer hin, und der Schaum brodelte in Kaskaden vor dem Buge; die Ruder waren krumm wie Fiedelbogen, und ich erwartete, ſie jeden Augenblick krachen zu hören. Die Geſchwindigkeit betrug nach dem Log 2,4 Meter in der Sekunde, oder 8,6 Kilometer in der Stunde, was man gut gerudert nennen kann! Den Mohammedanern war es unheimlich zumute, und alle Augenblicke ließen ſie ein dumpfes, ernſtes „Ja Allah (o Gott!)“ hören. Einſtweilen war die Luft noch vollkommen ruhig, aber man fühlte, daß etwas Fürchterliches bevorſtand, und man ſah an dem wechſelnden Farbenſpiel des Himmels, wie ſchnell der Sturm Boden gewann.

„Jetzt iſt er bei den äußerſten Dünen“, rief Kirgui Pawan; in demſelben Augenblick verſchwanden die eben noch ſo ſcharfen Konturen der gelben Dünenkette, und das ganze Oſtufer hüllte ſich in dichten, graugelben Nebel. „Rudert, Kinder, rudert! Chodaim var (es gibt einen Gott)“, fügte er aufmunternd hinzu.

Noch herrſchte eine Minute Stille; in der nächſten verſchwand der glänzende Spiegel von der Waſſerfläche, als hätte ihn eine ſcharfe Säure fortgeätzt. Ein unheimliches Brauſen ertönt, als der ſchwarze

Sturm auf das Waſſer niederſchlägt. In demſelben Augenblick erreichen uns die erſten Windſtöße, andere folgen ihnen; dunkel rollen die Wogen gerade gegen die Steuerbordſeite, immer breiter werden ihre Schaumkämme. Immer kräftiger ruderten die Lopmänner, wir fuhren jetzt gewiß mit einer Geſchwindigkeit von 10 Kilometer in der Stunde. „Wir kommen nicht hin", riefen ſie, „ja Allah!"

Haſtig entkleidete ich mich bis zur Hüfte und brachte die Inſtrumente und Papiere, die nicht verloren gehen durften, in Sicherheit. „Jetzt iſt er da!" ſchrien unſere Ruderer, legten ſich auf die Knie, beugten ſich vornüber und arbeiteten mit der Kraft der Verzweiflung. Die Ruderſchläge folgten ſo dicht aufeinander wie die Schaufelblätter eines Raddampfers, das Waſſer ziſchte vor den Kähnen, die es wie verfolgte Schwertfiſche durchſchnitten.

Die erſten Windſtöße waren nur der Vortrab geweſen. Nun kam der Sturm ſelbſt mit ſtaunenerregender Gewalt. Er gab uns förmlich einen Schlag, der die Kähne umgekippt hätte, wenn die Lopleute ſich nicht ſchnell nach der Windſeite hinübergeworfen hätten. Eben noch war das Norduſer in der Ferne wie eine feine gelbe Linie vor uns ſichtbar geweſen, jetzt verſchwand alles, und wir waren in feinen, vom Winde getriebenen Staubnebel gehüllt. Ein ernſtes Gefühl bemächtigte ſich unſer, als wir nichts anderes ſahen als raſende, kochende Wellen, zwiſchen denen die Kähne wie Strohhalme verſchwanden. Von den Ufern war jetzt keine Spur mehr zu ſehen.

„Halte dich am Kahne feſt, wenn er ſich füllt!" rief ich Schagdur zu, der nicht ſchwimmen konnte. Jetzt, jetzt galt es! Dumpf und donnernd rollten die Wellen, ihre Schaumkämme wurden beſtändig von dem tollen Winde zerſtäubt. Die Ruderer hielten ſich ausgezeichnet; ſie überwanden die Hinderniſſe dadurch, daß ſie mit den Kähnen ſchräge die Lücken in den Wogenkämmen durchſchnitten; noch hatten wir nicht ſehr viel Waſſer eingenommen, und ich ſchöpfte aus Leibeskräften aus, aber patſchnaß waren wir vom Spritzwaſſer, das ſich mit den Schweißtropfen auf den Stirnen der Männer vermiſchte.

Dieſer Kampf ums Leben dauerte eine Weile, die mir wie eine

Ewigkeit erſchien. Die Wogenkämme begannen immer dichter über die Reling hereinzubrechen, und immer öfter erhielten wir eine Spritzwaſſerduſche. Mit dem Arme ſuchte ich wenigſtens einen Teil jeder neuen Welle zu parieren; dazwiſchen ſchöpfte ich wieder aus. Doch was nützte dies auf die Dauer! Der Kahn füllte ſich allmählich und ruderte ſich immer ſchwerer. Wir waren todmüde und würden es keine Minute länger aushalten. Um uns herum war es dunkel, obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war.

Doch jetzt! Was iſt geſchehen? Wie mit einem Zauberſchlage hört der Seegang auf, nichts iſt zu ſehen, die Wellen ſind nicht mehr der Rede wert und nicht mehr ſchaumgekrönt. Es war, als wäre eine Ölhaut über den See geſpannt worden. „Zwei Fuß Waſſer", ruft Kirgui Pawan triumphierend, „Chodaim var"!

Es ſtellte ſich heraus, daß ſich vom Norduſer eine lange, ſchmale Landzunge in den See hineinzog, und ohne es zu ahnen waren wir ſo glücklich geweſen, auf die vom Winde abgekehrte Seite dieſes Wellenbrechers zu gelangen. Eine kleine Weile ſpäter ſchimmerten ein paar dunkle Punkte durch den Nebel, es waren Tamariſken; dann bohrten ſich die Kähne in den Sand des langſam abfallenden Ufers ein.

Die Ruderer waren jetzt — mehr von der ſeeliſchen Erregung als von der Arbeit — ſo erſchöpft, daß wir ihnen erſt etwas Ruhe gönnen mußten. Währenddeſſen ordneten Schagdur und ich unſere Sachen, und die Kähne wurden leer geſchöpft. Erſt ſpät wurde die Rückreiſe angetreten. Die Nacht brach herein; man kann ſich denken, welch undurchdringliche Finſternis da herrſchte. In einem geſchloſſenen Kaſſengewölbe kann es nicht dunkler ſein. Noch heute iſt es mir ein unlösbares Rätſel, wie die Männer ſich zurechtfanden. Sie konnten nicht ſprechen, ſich nicht über den Weg beraten, einander weder anrufen, noch warnen; man konnte ſchreien, daß die Lungen platzten, es war nichts zu hören, das Heulen des Sturmes übertönte alles, es pfiff, ziſchte und quiekte in dem Schilf, deſſen lange, ſcharfe Blätter einem das Geſicht zu zerfetzen drohten, wenn man nicht mit

Sandsturm auf dem Beglik-köll.

dem Arme parierte. Ich ſchloß die Augen, denn ich ſah ja doch nichts; um mich herum herrſchte nur Finſternis und ein betäubendes Sauſen. Wir glichen einer Geſellſchaft Taubſtummer. Nur die Rucke der Ruderſchläge ſagten mir, daß wir uns vorwärts bewegten, und die dichten Schilfſtauden mußten dieſelben Hecken ſein, durch die wir am Morgen gerudert waren. Dank ihnen konnte auf dem Jekkenlik-köll kein Seegang entſtehen.

Endlich lichtet ſich das Schilf. Ein einziger Fleck in der Dunkelheit vor uns wird gelblich, dann immer heller; es iſt ein Feuer. Zwei Sekunden ſpäter landen wir an der Fähre. Die Luft war ſo mit Staub geſättigt, daß das Feuer nur auf einige 10 Meter Entfernung ſichtbar war, und doch glühten die Scheiter weiß in dem peitſchenden Winde.

Es war einer der unheimlichſten Stürme, die ich je erlebt habe. Die Fähre zerrte an ihren Tauen und wäre ſicher auf den See hinaus getrieben, wenn wir die Vertäuungen nicht rechtzeitig doppelt und dreifach verſtärkt hätten. Am Abend packte ich alle kleineren Gegenſtände in meine Kiſten, eine glückliche Vorſichtsmaßregel, denn mitten in der Nacht drückte der Wind die Kajüte auseinander, ſo daß ſie mit Stricken notdürftig zuſammengebunden werden mußte. Nun wurden Nachtwachen ausgeſtellt, die rechtzeitig zur Hand ſein ſollten, wenn eine neue Verheerung eintrat.

Ich will die Geduld des Leſers nicht länger mit der Beſchreibung dieſes langen Waſſerweges auf die Probe ſtellen. Wir ſehnen uns fort aus der Sommerhitze und von den Bremſenſtichen, die wie Feuer brennen, wir ſehnen uns danach, auf dem gefrorenen Boden in Tibet wieder Pferdehufe ſtampfen zu hören. Nur ein paar Seiten möge man mir noch erlauben; es wird mir ſchwer, mich von der Fähre loszureißen, denn die Reiſe und die Erfahrungen, die ſie mir geſchenkt hat, gehören zu den ſchönſten Erinnerungen meines Lebens.

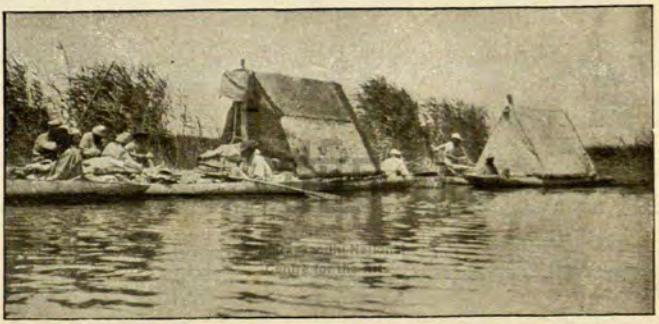
Wir hatten die Seen verlaſſen und waren wieder draußen auf dem Tarim. Einmal lagerten wir in ſpäter Nacht an einem ſtillen, friedlichen Ufer. Die Leute waren ſchon zur Ruhe gegangen, ich ſaß noch

beim Schreiben, da begannen die Hunde wütend zu bellen, Rudergeplätſcher ertönte, und ein Kahn kam an die Seite der Fähre geeilt. Ich höre lebhaftes Sprechen und eilige Schritte, der Vorhang meiner Kajüte wird zurückgeſchlagen, und ein unbekannter Fremdling ſtellt ſich mir als ein vom ruſſiſchen Generalkonſul geſandter Kurier aus Kaſchgar vor, der mir Briefe aus der Heimat überbringen ſoll. Ich hätte gleich Brüderſchaft mit ihm trinken mögen, wenn ihm daran gelegen geweſen wäre, ich hätte ihn umarmt, wenn er mich dann nicht für verrückt gehalten hätte. Ich vergab alſo meiner Würde nichts, nahm ruhig die Poſttaſche in Empfang und befahl Schagdur, dafür zu ſorgen, daß der Mann reichlich mit Tee und Abendbrot verſehen werde. Erſt um 3 Uhr morgens löſchte ich mein Licht aus, glücklich über die guten Nachrichten, die mich im Herzen von Aſien erreicht hatten. Und was die brauſende Unruhe des Weltgetümmels betraf, ſo genoß ich ſie während der folgenden Tage in kleinen Portionen, dank dem großen Zeitungspaket, das die Poſttaſche enthielt.

Knaben aus Tſcheggelik, auf einem Kahne ſitzend.

Im übrigen verfloſſen die Tage ruhig. Lagen wir einmal Sturmes halber ſtill, ſo fiſchten die Koſaken zu ihrem Vergnügen mit gutem Erfolg. Bei ruhigem Wetter fuhren wir bis ſpät in die Nacht hinein. Kähne mit chineſiſchen Papierlaternen und großen Ölfackeln gingen dann voraus und erhellten die Ufer. Vor meinem Arbeitstiſche ſitzen die Koſaken und plaudern mit Kirgui Pawan und Pawan Akſakal. Die Spieldoſe iſt in vollem Gang. Alle freuen ſich der erfriſchenden Kühle nach einem drückend heißen Tage. Es iſt ſo ſchön, die Kleider öffnen zu können, ohne Gefahr zu laufen, von Bremſen zerſtochen zu werden. Doch wenn die Muſik den Reiz der Neuheit

verloren hat, ſtellen ſich Schlafſucht und Müdigkeit ein. Der Akſakal beginnt bedenklich zu ſchwanken und wird von Sirkin geknufft, der bald darauf ſelbſt dabei betroffen wird, wie er mit weitgeöffnetem Munde dem Sandmann ein Schnarchſtändchen bringt, den Rücken gegen die Reling gelehnt und den Kopf über dieſe hinaushängend. Heimtückiſcherweiſe gleitet ſeine Mütze herab und fällt ins Waſſer; er zuckt zuſammen und iſt wieder ſo munter wie ein Fiſch. Ich muß mich der Mütze erbarmen; ſtopp! wir landen, und nach fünf Minuten herrſcht lautloſes Schweigen.



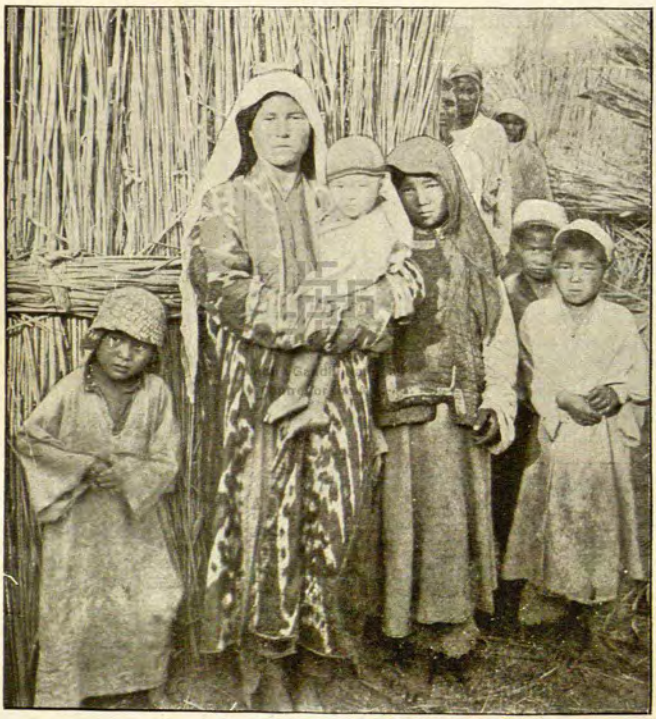
Die Pontonfähren auf dem Wege nach Abdall.

Durch wahre Wolken von Bremſen, Mücken und Stechfliegen trieben wir weiter den Tarim hinab. Der Fluß näherte ſich jetzt ſeinem Ende, dem Kara-koſchun, wo er nach ſeinem 2000 Kilometer langen Kampfe mit der Wüſte unterliegt. Bei dem Fiſcherdorfe Tſcheggelik wurde unſere gute alte Fähre im Stich gelaſſen und den Dorfbewohnern geſchenkt, die über ein ſo großartiges Geſchenk, deſſengleichen ſie noch nie geſehen hatten, entzückt waren. Auf proviſoriſchen Pontonfähren gingen wir dann nach Abdall, wo die Flußreiſe endete.

In den letzten Tagen hatte ich eine unangenehme Nachricht erhalten. Ein neuer Eilbote brachte den Beſcheid, daß Sirkin und Tſchernoff wegen des Aufſtandes in China zurückkehren müßten. Mir blieb nichts weiter übrig, als den Kurier nach unſerem Hauptquartier in Nordtibet zu ſchicken und Tſchernoff Befehl zu ſenden, daß er ſofort

nach Abdall eilen müſſe. Es war mir ein Troſt, daß ich in einem Briefe an den Kaiſer die Koſaken gerühmt und gezeigt hatte, wie unentbehrlich ſie mir waren. Ich wandte mich auch nicht vergeblich an die Güte des Kaiſers, wie wir in der Folge ſehen werden.

Eine von Turdu Bai geführte Kamel- und Pferdekarawane erwartete mich in Abdall, wo ich von den Umſtänden zu der Geduldsprobe einer mehrtägigen Raſt gezwungen wurde. Erſt mußte ich Tſchernoffs Ankunft abwarten, und dann warteten wir mehrere Tage ſehnſüchtig auf einen ordentlichen Sturm, um aufbrechen zu können. Die Sache lag ſo: die Tiefebene um die Sümpfe herum hatte ſich in ein wahres Fegfeuer von Bremſen verwandelt, die es für Menſchen und Tiere unmöglich, ja lebensgefährlich machten, ins Freie auch nur



Frauen und Kinder der Loplik.

zu gucken. Unſere Kamele, die nach dem Verlieren ihrer Winterwolle jetzt ganz nackt waren, und die Pferde beherbergte ein großer Schilfſchuppen, der noch dichter gemacht wurde; nur bei Nacht konnte man die Tiere zur Tränke führen. Hätte ſich ein Oſtſturm auch nur von der gewöhnlichen Art erhoben, ſo wären die Bremſen ſpurlos verſchwunden.

Auch ich und die Koſaken wohnten in Schilfhütten. Tſchernoff kam an, friſch und geſund, aber ſehr niedergeſchlagen darüber, daß er uns gerade jetzt, da alle ſich nach dem Leben im Gebirge ſehnten, verlaſſen mußte. Dann warteten wir noch ein paar Tage auf den Sturm, der aber nicht kam. Die Zeit wurde jedoch aufs beſte angewandt. Es machte ein großes Vergnügen, die einfache Poeſie des Lopvolkes, ſeine Liebesgeſchichten und Märchen zu ſtudieren. Brauche ich noch zu ſagen, daß dieſe Dichtkunſt mehr als einfach iſt! Sie dreht ſich meiſtens um die Liebe, wie überall bei den Menſchenkindern, und über Kähne, Fiſchnetze und Ruderfahrten geht der Horizont der Lopleute nicht hinaus. Eine wehmütige Unterſtrömung zieht ſich durch alle ihre Lieder, aber die Liebe zu der eigenen Hütte, dem eigenen Herde wirkt in all ihrer rührenden Naivität erfriſchend. Anſpruchslos, einförmig und in Armut leben dieſe Menſchen, aber dennoch lieben ſie ihr Land und ihre Seen. Sie lieben ſie mindeſtens ebenſo heiß wie wir Schweden unſere öden Felsklippen, unſere Hügel voll Heidekraut und Kiefern und unſere kargen Äcker, deren Korn oft zu früh eintretende Nachtfröſte verderben, und dennoch haben wir ſo vieles, auf das wir ſtolz ſein können, — was den Lopleuten fehlt.

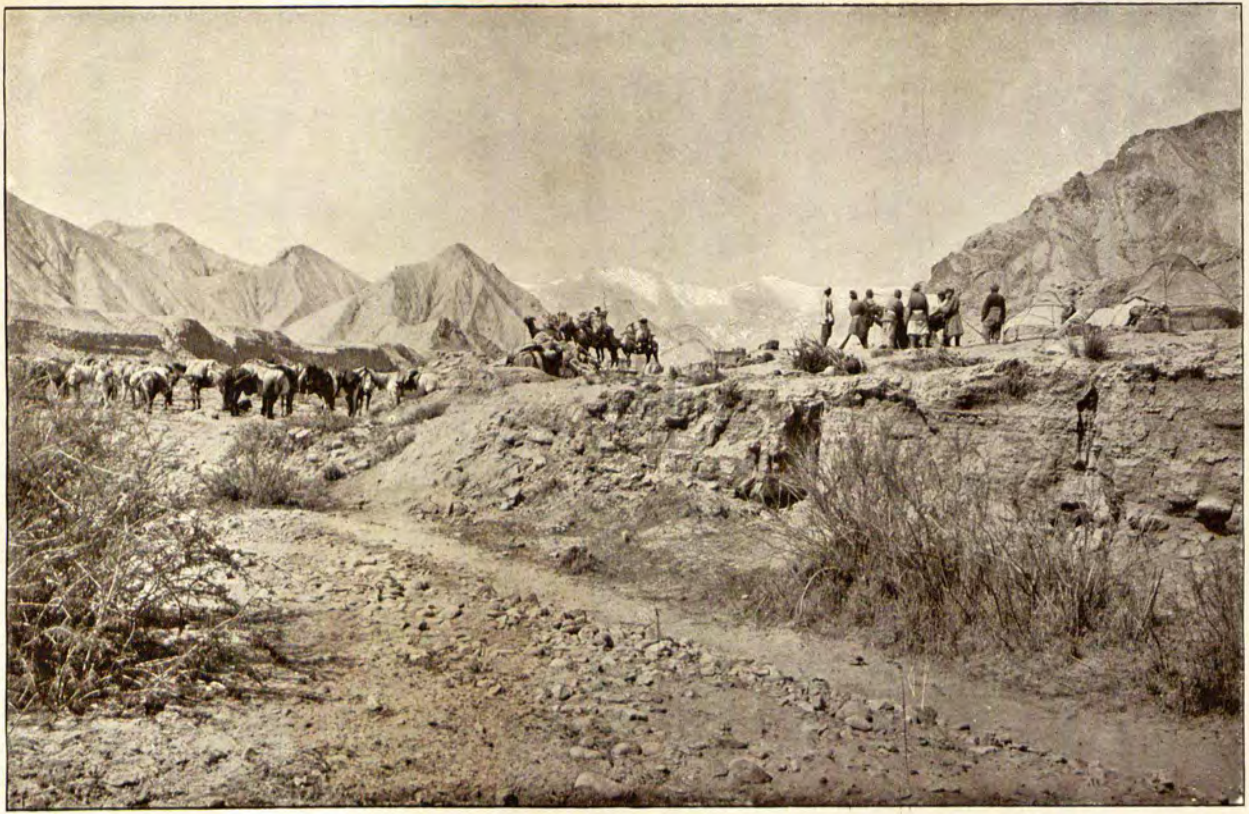
Vierzehntes Kapitel.

In das öde Tibet.

Das Warten dauerte meinem unruhigen Blute ſchließlich zu lange, und am 30. Juni gab ich Befehl, daß die Karawane am ſelben Abend gerüſtet auf unſerem Hofe ſtehen ſolle. Kaum waren die Kamele aus ihrem Verſtecke herausgeführt, ſo wurden ſie auch ſchon von den abſcheulichen Bremſen umſchwärmt. Zu jedem fertig beladenen Kamele wurden vier Männer geſtellt, die nach Möglichkeit die Inſekten mit Schilfbüſcheln zu verſcheuchen ſuchten. Die königlichen Tiere betrugen ſich jedoch würdevoll und zeigten ihre gewöhnliche erhabene, ſchweigende Geduld.

Als die Karawane fortgezogen und der Glockenklang wieder einmal verhallt war, blieb mir noch eine harte, ſchwere Pflicht zu erfüllen, es galt, Sirkin und Tſchernoff Lebewohl zu ſagen. Ich dankte ihnen gerührt für ihre Dienſte, drückte ihnen die Hand und ſah ſie ihre Rappen beſteigen und in einer Staubwolke auf dem Wege nach Tſcharchlik und Kaſchgar verſchwinden.

Jetzt war ich in Abdall ganz allein; alle meine Leute waren wie Spreu vor dem Winde verweht, aber ich würde ſie mir nach und nach wieder zuſammenſammeln. Es war ſchon Nacht, als ich mit zwei Ruderern in einem bequemen ſchlanken Kahne Platz nahm und das letzte Stück des Tarim hinabſauſte. Der Mond ging gerade unter, aber die Luft war klar, und die Sterne leuchteten wie Fackeln über den wandernden Seen, auf die wir bald hinausglitten und wo ein



Aufbruch ins tibetische Hochgebirge.

ſchwaches Lüftchen in dem Schilfe raſchelte. Bald aber verloren wir uns in dichten Schilfdickichten, in die die Luftzüge der Sommernacht nicht hineindrangen; es war dort erſtickend heiß, moderig und drückend, und von den lauwarmen Waſſerflächen der Sümpfe ſtiegen Miasmen auf. Da ich von dieſer Gegend ſchon eine Karte aufgenommen hatte, konnte ich ruhig ſchlafen und dann und wann ein bißchen ſchnarchen. Gegen Morgen begannen die Leute zu ſingen, um ſich wach zu halten. Es war nicht mehr weit nach dem Vereinigungspunkte, wo die Karawane im erſten Morgengrauen, nach dem Takte ihrer Glocken marſchierend, anlangte.

Ich beſtieg ein Pferd, und wir verließen die Seen, um die troſtlos einförmige, völlig ebene Sandwüſte an ihrem Südufer zu durchziehen. Die Sonne erhob ſich majeſtätiſch über dem Horizont und goß ein Meer von Licht und Wärme über die Wüſte aus. Sie ging in ſeltener Pracht auf, und ihre Strahlen brachen ſich in den feinen, leichten Wolken, die wie ein Schleier vor ihrem Antlitz ſchwebten. Ihre Ränder waren von der Rückſeite erleuchtet und glühten wie Kränze von flüſſigem Golde. Die Farbe des Himmels war ein reines, fleckenloſes Türkisblau.

Ein außerordentlich feſſelndes Schauſpiel gewährte auch das Panorama der Gebirge, die ſcharf und klar in der ſchrägen, beinahe horizontalen Beleuchtung hervortraten. Die Ketten ſchimmerten in roſa und violetten Schattierungen, die durch die Entfernung gedämpft waren und einen reizenden, harmoniſchen Hintergrund für die trockene Wüſte bildeten.

Kaum iſt die Sonne ganz aus ihrem Bette im Oſten gekrochen, ſo wird die Wärme läſtig, und die Luft füllt ſich wieder mit Myriaden von Bremſen, mit denen wir einen verzweifelten Kampf mit Hilfe der Reitpeitſchen führen. Früh am Vormittag lagerten wir an einem Brunnen mit ſalzigem Waſſer und hatten viel zu tun, die Kamele gegen ihre Todfeinde zu verteidigen.

Am nächſten Morgen wurde ich um 3 Uhr geweckt; Lichter und Laternen wurden angezündet und das Frühſtück, Tee, Eier und Brot,

aufgetragen. Eine Stunde ſpäter ging es weiter. Wir hatten einen langen Weg, beinahe 70 Kilometer, vor uns. Waſſer wurde in einigen kupfernen Kannen mitgenommen. Der Boden iſt hart und mit Kies beſtreut; der Pfad ſteigt langſam nach dem Fuße des Gebirges an, kein Grashalm iſt zu ſehen. In launenhaft wechſelnden Abſtänden ſind kleine Steinpyramiden aufgetürmt, um dem Wanderer bei Sturm als Wegweiſer zu dienen. Die Aſiaten glauben, Wegen und Pfaden gegenüber eine gewiſſe Dankbarkeitspflicht zu haben, und legen daher beim Vorübergehen einen oder mehrere Steine auf die Haufen.

Unſere beiden jungen Hunde wurden bald müde, wir legten ſie daher in einen mit Filzdecken überzogenen Weidenkorb. Jolldaſch und Maſchka konnten die Hitze nicht vertragen. Von Zeit zu Zeit erhielten ſie einen Schluck Waſſer, blieben aber unaufhörlich zurück. Schließlich hörten wir ſie gar nicht mehr. Schagdur ritt zurück und fand ſie im Schatten einer kleinen Lehmterraſſe, wo ſie friſchen Sand aufgekratzt hatten, auf dem ſie keuchend lagen. Jolldaſch kam gutwillig mit, aber Maſchka wollte ſich nicht rühren. Schagdur nahm ihn daher vor ſich auf den Sattel. Er war jedoch noch nicht weit gelangt, als der Hund ſich ganz merkwürdig gebärdete und den Kopf hinundher zu werfen begann, bis dieſer ſchlaff hängen blieb. Der Koſak flößte ihm den letzten Reſt ſeines Trinkwaſſers ein, aber es nützte nichts; Maſchka war ſchon tot und mußte am Wege liegen bleiben. Der Verluſt dieſes ſchönen, treuen und mutigen Hundes war ein harter Schlag. Um Jolldaſch zu retten, banden wir ihn auf ein Kamel und bedeckten ihn mit einer Filzmatte. Dort lag er knurrend und fühlte ſich entſetzlich krank. Unſere große Karawane, die uns nach Mandarlik vorausgegangen war, hatte unter ihren Hunden noch mehr Verluſte gehabt als wir. Nicht weniger als acht waren teils geſtorben, teils nach den Seen zurück geflohen.

Ja, es war eine mühſelige Strecke, dieſer Wüſtenſtreifen, der uns vom Gebirge trennte. Als aber die Sonne ihren Bogen über den Himmel geſpannt hatte, waren auch wir, nach einem Marſche von $14^1/_2$ Stunden, angelangt. In der erſten kleinen Talmündung, wo

ein kleiner Bach durch üppiges Gras rieselte, wurde eine Weile geraſtet. Man ſtelle ſich Jolldaſch vor, als er in ſeinen Banden das Waſſer über die Kieſel rauſchen hörte! Er ſpitzte die Ohren, kläffte und biß um ſich. Und als er und ſeine beiden Kameraden, die zuerſt beide ein wenig ſteifbeinig und taumelig waren, ſchnell herunter gehoben worden waren, ſtürzten ſie ſich in den Bach und begannen das friſche Waſſer hinunter zu ſchlucken, während ihre Augen wie Kohlen glühten. Manchmal ging es zu ſchnell, und das Waſſer kam in die unrechte Kehle; dann huſteten ſie und räuſperten ſich, hierauf wurde das Schlürfen wieder fortgeſetzt. Schließlich legten ſie ſich in ihrer ganzen Länge ins Waſſer, Vorder- und Hinterbeine ſo lang ausgeſtreckt, wie es nur irgend möglich war, rollten ſich im Graſe, bellten vor Freude und tranken von neuem. Hätten wir nur auch Maſchka dabei gehabt, ſo wäre alles gut geweſen.

Unſer Zug ſchritt langſam aufwärts über die doppelte Bergkette Aſtin-tag, die eine Grenzmauer zwiſchen der zentralaſiatiſchen Wüſte und Tibet bildet. Friſche Luft, ſternklare Nächte, gelegentlich ein wohltuender, leichter Regen, keine Bremſen, — wie herrlich war es! In Temirlik in dem großen, breiten Tſchimentale waren wir ſchon 2961 Meter über dem Meere. Hier begegneten uns zwei Boten aus dem Hauptquartiere mit der Nachricht, daß dort alles gut ſtehe. Sie waren uns beide neue Erſcheinungen. Der eine hieß Chodai Värdi; er war ein Schafskopf, der mir ſpäter einmal beinahe einen verhängnisvollen Streich geſpielt hätte. Der andere war ein junger Afghane aus Tſchertſchen und hieß Aldat. Er hatte den Winter im Gebirge zugebracht, um Yake, tibetiſche Grunzochſen, zu ſchießen, deren Fell er an Kaufleute aus der Stadt Kerija zu verkaufen pflegte. Jung, hübſch und ſtattlich, ſtreifte er alljährlich wie ein Nimrod in dieſen hohen Gebirgsgegenden umher. Flinte, Pelz, Meſſer und Feuerſtahl waren das einzige, was er bei ſich hatte; er nährte ſich von dem Fleiſche der erlegten Yake und trank aus den Quellen des ewigen Schnees.

Aldat war ein ſympathiſcher, eigentümlicher Menſch. Er lachte nie, ſprach kein überflüſſiges Wort, antwortete auf Fragen kurz und

bestimmt und ging, die Flinte auf der Schulter, fast stets allein. Sein Blick war wehmütig und schweifte forschend umher, sein Gang war königlich, er schien ebenso leicht über den Boden hinzuschweben wie die Antilopen, und er ermüdete nie in dieser dünnen Luft, die bei uns heftiges Herzklopfen erzeugte. Ohne Zaudern nahm er mein Anerbieten an, mich auf meinem ersten Zuge nach Tibet zu begleiten.

Welch ein seltsames Leben, so unerklärlich und anziehend zugleich!

„Was fängst du an, wenn die Jagd fehlschlägt und du nichts zu essen hast!" fragte ich.

„Dann hungere ich", antwortete er.

„Wo schläfst du nachts?"

„In Schluchten und Rinnen, manchmal in Höhlen."

„Fürchtest du nicht, von Wölfen angefallen zu werden?"

„Ich habe Zunder und Feuerstein und zünde jeden Abend ein Feuer an; überdies habe ich die Flinte."

„Nun, kommt es denn nicht vor, daß du dich in diesem Gewirre von Bergen verirrst?"

Indira Gandhi National Centre for the Arts

„Ich kann mich nicht verirren; ich bin unzähligemal über die Pässe durch die Täler gewandert."

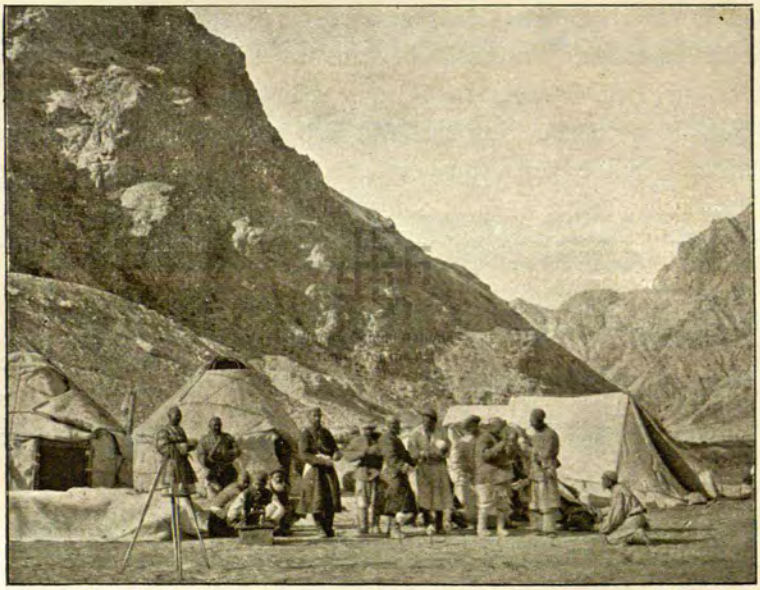
„Ist es dir nicht leid, stets ganz allein zu sein?"

„Nein, aber ich sehne mich nach dem Frühling, wenn meine Brüder kommen und die Yakfelle abholen!"

Ein unruhig umherirrender Geist in Menschengestalt! Ich kann mir für das Alleinsein kaum ein düstereres Land denken als Nordtibet. Bei Tage geht es noch an, aber nachts, wenn beißende Kälte die Haut packt und die dunkeln Bergketten sich unheimlich und drohend im Mondscheine erheben! Wie manchen Abend wohl war der arme Aldat müde und erschöpft mit getäuschten Hoffnungen an die einsame Quelle gekommen, wo nur die Antilopen zu trinken pflegten; an ihrem Rande hüllte er sich fester in seinen Pelz und wartete den langsamen Gang der nächtlichen Stunden ab. Der neue Tag brach nur an, um ihn zu mahnen, ohne Rast und Ruhe wie ein Spürhund die Jagd auf wilde Yake von neuem zu beginnen. Er war mir ein Rätsel. Ich

hatte alles Nötige, Diener, eine Leibwache von Koſaken, Nachtwächter und Hunde, aber dennoch, wenn der Schneeſturm klagend um das Zelt ſauſte und die Wölfe in den Bergen heulten, war mir oft recht wunderlich zumute.

Ein paar Tage ſpäter ſtiegen wir im Hauptquartiere im Tale von Mandarlik (3437 Meter über dem Meere) ab, wo alle die Unſeren, Menſchen und Tiere, es vortrefflich hatten. Die neue Kara-



Hauptquartier bei Mandarlik

wane, die hier ausgerüſtet wurde, war folgendermaßen zuſammengeſetzt. Tſcherdon, meine rechte Hand, war Zeltaufſchlager, Kammerdiener und Koch, Turdu Bai wurde Führer der ſieben Kamele, Mollah Schah Aufſeher der elf Pferde und eines Maulеſels und Kutſchuk fungierte als Ruderer auf den geplanten Seefahrten; Nias, ein Goldſucher, den wir im Gebirge getroffen hatten, ſollte 16 Schafe, unſeren lebenden Proviant, treiben, und Aldat war unſer Führer, ſoweit ſeine Kenntniſſe reichten. Jolldaſch, Maltſchik und ein großer gelber Mongolenhund,

den uns unſere nächſten mongoliſchen Nachbarn geſchenkt hatten, waren auch dabei und wurden im Augenblicke des Aufbruchs von ihren zurückbleibenden Kameraden, mit denen ſie nicht in Eintracht gelebt hatten, zum Abſchiede noch tüchtig zerzauſt.

Schagdur wurde zum Chef des Hauptquartiers ernannt, das nach einigen Tagen nach Temirlik verlegt werden ſollte.

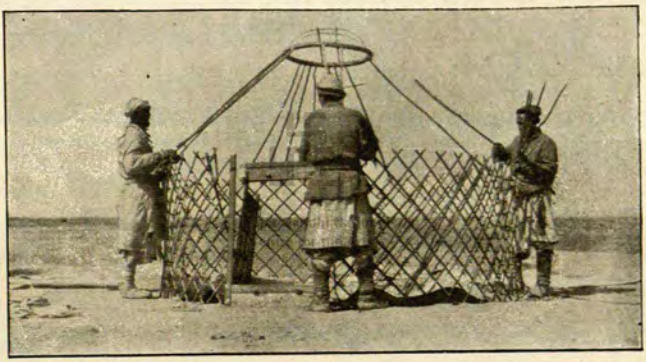
Die Glocken hallten von den Granitfelſen Mandarliks wieder, als wir am 20. Juli 1900 von dieſem friedlichen Orte fortzogen, um bisher völlig unbekannte Teile der Erde zu erforſchen. Schon beim erſten Lager hatte die Landſchaft einen Hochgebirgscharakter angenommen, und wir befanden uns hier in einer Höhe von 3984 Meter. Melodiſch rieſelte ein Bach durch das Tal, und auf ſeinen Uferrändern blühten niedliche kleine Blumen in üppigem Mooſe. Das einzige Brennmaterial, das es gab, waren die Hinterlaſſenſchaften von den Beſuchen der Yake und Kulane oder Wildeſel. Murmeltiere pfiffen gellend vor ihren Erdhöhlen, und Rebhühner gackerten geſchäftig auf den Hängen der Berge; Tſcherdon ſchoß einige von ihnen.

Am folgenden Morgen herrſchte vollſtändiger Winter, und die Landſchaft verſchwand unter einer dichten Schneedecke. Wenn der Hochſommer ſo iſt, bekommt man Reſpekt vor dem Winter dieſer Berggegenden. In dichtem Schneegeſtöber zogen wir am 22. Juli nach einem Tale mit ſpärlicher Weide; während der Nacht gab es ein richtiges Schneetreiben, und die Kälte ging auf — 4,8° herunter.

Bei Tagesanbruch weckte mich ein entſetzlicher Lärm, und ſchnell eilte ich aus dem Zelte. Es hatte ſich entſchieden etwas Unangenehmes zugetragen. Zwiſchen unſeren beiden Zelten zeigten ſich überall Wolfsſpuren; nur vier Schafe, die angebunden geweſen, waren noch da, die übrigen, nebſt Nias, waren verſchwunden. Alle Mann begaben ſich auf die Suche und fanden hier und dort zwiſchen den Hügeln neun zerriſſene Schafe, nur eins wurde gerettet, und eins war gar nicht zu finden.

Nias, der vor Aufregung zitterte, beſchrieb das nächtliche Abenteuer in folgender Weiſe. Er hatte, wie gewöhnlich, neben den Schafen

unter einer Filzmatte geſchlafen und erwachte mitten in der pechfinſteren Nacht von ihrem Blöken, das jedoch das Heulen des Sturmes nur ſchwach durchdrang. Er fuhr in die Höhe und erblickte drei Wölfe, die gegen den Wind einen Angriff auf die Schafe gemacht hatten, um ſie von den Zelten fortzujagen und dann weiter in Behandlung zu nehmen. Nias ließ ſich gar nicht die Zeit, uns zu wecken, ſondern ſtürmte, ohne zu überlegen, den Schafen zu Fuß nach; er war die ganze Nacht wie ein Verrückter umher gelaufen, ohne daß es ihm gelungen wäre, mehr als eins zu retten. Der Angriffsplan war vollſtändig geglückt, nicht einmal die Hunde hatten etwas



Das Gerüſt meiner Jurte.

gemerkt; aber der „Mongole" war ſchon durchgebrannt, Jolldaſch ſchlief in meiner Jurte, und der unerfahrene Maltſchik lag, wie ein Igel zuſammengerollt, hinter dem Zelte der Leute.

Wir hatten den folgenden Tagemarſch kaum angetreten, als das vermißte Schaf einen Abhang herunter galoppierte. Es wurde mit Jubel empfangen; man freute ſich um ſo mehr über dieſes wiedergefundene Schaf, als man eben noch den Verluſt der neun beklagt hatte.

Auf dem Kamme der gewaltigen Bergkette Tſchimen-tag erreichten wir die bedeutende Höhe von 4269 Meter und ſollten am 24. Juli zwei andere Ketten von noch größerer Höhe überſchreiten. Ich blieb immer weit hinter den anderen zurück, weil ich mit Kartenzeichnen,

Photographieren u. dgl. zu tun hatte. Meine Begleiter waren Tscherdon und Tokta Ahun, einer unser besonderen Freunde aus Abdall, der einige Tagereisen weit mit uns zog. Der ganze Tag verging; wir verloren die Spur der Karawane nicht und begannen uns nach der Rauchsäule zu sehnen, die das Lagerfeuer ankünden würde. Wir hatten die eine Bergkette überschritten und ritten durch ein schmales Tal nach dem Kamme der anderen hinauf. Die Vegetation nahm ab, und wir gelangten in immer kälter werdende Regionen. Es wurde dämmerig, und es wurde dunkel. Die anderen hatten augenscheinlich noch den nächsten Paß überschritten. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, sie reitend einzuholen, aber ich mußte an meine Karte denken, die sich im Dunkeln nicht zeichnen ließ. Hier blieb also nichts weiter übrig, als zu bleiben, wo wir uns befanden. Tokta Ahun aber mußte weiterreiten und sollte so schnell wie möglich mit meiner Jurte und meinen Kisten zurückkommen.

Das Klappern der Pferdehufe auf dem Schutte des Talbodens erstarb bald, und dann hatten ich und mein Kosak es in der dunkeln, kalten Nacht in einer Höhe von 4652 Meter nicht gerade gemütlich. Wir hüllten uns fester in unsere Mäntel, setzten uns nieder und unterhielten uns. Tscherdon erzählte von seinen Erlebnissen während der Manöver in Transbaikalien und ich von den vielen düsteren Nächten, die ich in der Wüste Takla-makan durchwacht hatte. Der Nachtfrost wurde stärker, und der Wind fegte durch das Tal herunter. Wir suchten hinter ein paar großen Steinblöcken Schutz, aber zum Schlafen war es zu kalt. Von elfstündigem Ritte ermüdet, hätte uns ein Glas Tee recht gut getan; wenn wir doch wenigstens ein Feuer hätten anzünden können, aber hier gab es keine Spur von Brennmaterial, und überdies war es stockfinster. Eine Weile schlummerten wir, aber ein langgezogenes Wolfsgeheul machte uns wieder munter; hier gab es augenscheinlich außer uns noch andere hungrige Geschöpfe. Schließlich mußten wir aufstehen, mit den Füßen stampfen und turnerische Ubungen machen, um den Blutumlauf im Gange zu halten. Erst um 3 Uhr morgens, nachdem wir fünf Stunden gewartet hatten, kam eine kleine

Entſatzkarawane, und das „Souper" ſchmeckte gut nach ſiebzehnſtündigem Faſten.

Nun wurde die Kette Kalta-alagan überſchritten, und wir zogen nach Weſten durch ein ſehr breites, flaches Tal, wo Kulane in Menge weideten. Bei der Ankunft im Lager Nr. XV — in dieſen menſchenleeren Gegenden werden die Lager zur beſſeren Unterſcheidung numeriert — war ich ſehr erſtaunt, am Eingang meiner Jurte die Bekanntſchaft zweier neuer Paſſagiere zu machen, zweier kleiner, erſt einige Tage alter Kulanfüllen, die frei umherliefen und keine Spur von Furchtſamkeit zeigten. Die Männer hatten ſie zu Pferde eingeholt, als ſie mit ihren Müttern entflohen waren. Dieſe kleinen Wildeſel waren gar zu niedlich und zahm, und ich hatte den Wunſch, ſie mit Mehlbrei aufzufüttern und ſie mitzunehmen. Wir würden ſie außerordentlich liebevoll behandelt haben, und ſie wären dann wie Hunde mit uns über die Hochebenen ihrer Heimat gelaufen. Doch Tokta Ahun, der ein erfahrener Kulanjäger war, erklärte, daß ſie ohne die Muttermilch nicht länger als fünf Tage leben könnten. Da befahl ich, daß die kleinen Geſchöpfe nach dem Weideplatze, wo ſie gefangen worden, gebracht werden ſollten, damit ſie von dort aus ihre Mutter aufſuchen könnten. Auch mit dieſem Vorſchlage war Tokta Ahun nicht einverſtanden. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß die Mutter ihr Junges wie die Peſt ſcheut, wenn Menſchenhände es berührt haben. Sie huldigt offenbar der Anſchauung, daß alles, was ſolche Hände anfaſſen, beſudelt wird, eine recht originelle, weltkluge Philoſophie. Den einzigen Dienſt, den ich alſo dieſen Kindern der Wildnis leiſten konnte, war, ſie ſchlachten zu laſſen; ſie wären ſonſt ein Opfer der Wölfe geworden, von denen es in dieſer Gegend wimmelte.

Die Kulanfüllen.

Unſer Weg geht weſtwärts weiter, nach dem See Kum-köll hinunter. Unmittelbar links von unſerem Wege erhebt ſich ein kompakter Gürtel von gewaltigen Sanddünen. In der Steppe gibt es eine Bremſenart, die die Pferde und das Hochwild entſetzlich peinigt, indem ſie ſich in ihren Nüſtern feſtbeißt. Die Kulane ſchützen ſich, wenn ſie von den Bremſen angegriffen werden, dadurch, daß ſie beim Weiden die Naſenlöcher auf den Erdboden drücken. Die Yake dagegen räumen vollſtändig das Feld vor ihnen und ziehen bei Sonnenuntergang in die Sanddünen hinauf, wo es keine Bremſen gibt. Gegen Abend gehen ſie wieder in die Steppe hinunter. Da indeſſen gegen 4 Uhr ein heftiges Unwetter mit Hagel und Regen losbrach, wußten die Yake, daß ihre Feinde ſich verkriechen würden und ſie die Weideplätze ruhig aufſuchen könnten. Zuerſt zeigte ſich eine Kuh, die mit ihrem Kalbe die Dünenwand herunterrutſchte; ſie erblickte uns rechtzeitig und kehrte ſofort um. Darauf erſchien eine ganze Herde von über 30 Tieren, die ſich auf einem mächtigen Dünenkamme in einer Reihe aufſtellte. Ich mußte eine Weile halten, um dieſen wirklich impoſanten Anblick mit dem Fernglaſe beobachten zu können. Sie hoben ſich außerordentlich ſcharf von dem gelben Sande ab und hatten die Köpfe erhoben, wie ſie es tun, wenn ſie Gefahr wittern. Man konnte beinahe ſehen, welchen Genuß der erfriſchende Regen, der auf die Erde ſchmetterte, ihnen bereitete.

Eine Strecke weiter erblickte Tſcherdon einen kleinen Wolf, ſetzte ihm nach und führte ihn gebunden mit ſich nach dem Lager am See. Der kleine Kobold biß um ſich und machte entſetzlichen Lärm, mußte ſich aber auch von den Mohammedanern, die die zerriſſenen Schafe nicht vergeſſen konnten, alle möglichen Schimpfworte gefallen laſſen. Der Gefangene war indeſſen der Lage völlig gewachſen und überliſtete die Rachedurſtigen. Er biß nachts den Strick durch und entfloh mit dem Ende. Die Mohammedaner hofften, daß er in der Halsſchlinge erſticken würde, wenn er heranwüchſe, ich aber hielt es für wahrſcheinlich, daß die Mutter ſie ihm rechtzeitig entzwei nagen werde.

Während der beiden folgenden Wochen überſchritten wir die hin-

sichtlich der Kammhöhe mächtigste und höchste Bergkette Asiens und der ganzen Erde, den Arka-tag. Sein Hauptpaß lag 5180 Meter über dem Meere, 340 Meter höher als der Gipfel des Montblanc; wir sollten jetzt fast zwei Monate auf größeren Höhen zubringen, als Europas höchste Berge aufzuweisen haben. Brauche ich zu sagen, daß das Reisen in solchen Gegenden mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft ist? Manchmal muß man tagelang marschieren, ehe man Spuren von

Aus dem tibetischen Hochgebirge.

Weideplätzen antrifft, und findet man endlich einen, so ist er mit so dünnstehendem, hartem Grase bewachsen, daß die Tiere sich daran nicht entfernt satt fressen können. Unsere Tiere werden daher sehr mitgenommen. Tscherdons Pferd, sein besonderer Freund, das auf seinen Ruf herbeikam, war das erste, welches zusammenbrach. Das Terrain ist auch anstrengend genug. Es führt auf und ab, durch Täler und über Pässe, ein Labyrinth von Bergen. Beinahe von jedem Lagerplatze aus mußte ich ein paar Kundschafter nach Süden schicken, um nachzusehen, ob das Terrain für die Karawane passierbar war. Täglich rückten

wir 20—30 Kilometer gegen das Herz des unbekannten Tibet vor. In demſelben Maße, wie die Kräfte der Tiere abnahmen, ſchmolz unſer Proviantvorrat zuſammen, ſo daß die Laſten leichter wurden. Wir brachten es kaum übers Herz, die letzten vier Schafe zu ſchlachten, die uns jetzt von ſelbſt wie Hunde folgten, und es war auch nicht nötig, da Aldat das Glück hatte, in einer Talmündung zwei Orongoantilopen mit ſchlanken leierförmigen Hörnern zu überraſchen und zu er-

Die Karawane auf dem Arka-tag.

legen. Tſcherdons Patronen waren ſchon verſchoſſen; nur für die Hagelflinte war noch Munition da, aber Aldat hatte noch reichlichen Vorrat an Pulver und Kugeln.

Mir machte es Vergnügen, ſo zu reiſen und zu wiſſen, daß ich überall der erſte Europäer war, der über dieſe Berge wanderte, auf denen es keine anderen Pfade als die von wilden Tieren getretenen gibt und man im Boden keine anderen Spuren ſieht als die Fährten von Yaken, Kulanen und Antilopen. Das Territorium iſt herrenlos, Flüſſe, Seen und Berge haben keine Namen, alles gehört

Auf der höchsten Bergkette der Erde.

mir, es ist für ein paar Monate mein Eigentum, mein eigenes Land. Wie das Schiff schaukelnd seine spurlose Bahn durch die Dünungen des Weltmeeres zieht, so kreuzen auch wir über die Bergketten Tibets und zwischen diesen zu Stein verwandelten, riesenhaften Wogen dahin.

Als ich am 6. August nach einem anstrengenden Tage in die Nacht hinaustrat, war der Himmel bewölkt; nur ein Gletscherstock im Süden lag nicht im Schatten, und der Mond erhellte mit seinem bleichen Lichte die kalten Firnfelder. Meine Leute schliefen fest, die Karawanentiere waren festgemacht worden, das Lagerfeuer war erloschen, nur der Bach sang sein plätscherndes, wehmütiges Lied zwischen den Schieferplatten. Stumm und still liegt die Nacht einsam über der Wildnis, rings umher dehnt sich auf allen Seiten ein Chaos von unbeantworteten Fragen und ungelösten Rätseln aus. Weit hinten im Süden ahnt man den Kamm des Himalaja und dahinter Indien mit seinen stickigen Dschungeln. Im fernen Westen verstricken sich unsere tibetischen Gebirge mit dem Hochlande von Pamir, und wenn die Sonne bei uns aufgeht, hat sie schon ihre Morgenstrahlen auf das Reich der Mitte fallen lassen. Vergebens schaue ich nach einem Feuer oder nach der Spur eines Menschen aus; ich bin in einen unbewohnten und unbewohnbaren Teil der Erde gelangt; ich fühle, daß ich wie ein Staubkorn auf ihrer unermeßlichen Oberfläche verschwinde, und glaube zu spüren, wie der Planet sein rastloses Rollen durch den Weltenraum mit schwindelnder Geschwindigkeit fortsetzt.

Fünfzehntes Kapitel.

Rekognoszierungen zu Waſſer.

Das Lager Nr. XXIV wurde am Ufer eines Salzſees aufgeſchlagen, wo ſich nicht die geringſte Spur von Vegetation zeigte. Deſto beſſer aber war es, daß ſich jetzt im Süden nur ein ſehr niedriger Kamm von abgerundeten Hügeln erhob, eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Ketten, die wir eben überſchritten hatten. Ich ritt nach dem Kamme voraus; der Boden wurde immer weicher und beſtand aus durch und durch naſſem Schlamme, in dem es nach den Tritten des Pferdes gluckſte und patſchte. Schließlich ſank das Pferd ſo tief ein, daß ich vorzog, zu gehen und es zu führen. An einer Stelle, wo mir mein Stiefel beinahe im Kot ſtecken blieb, machte ich Halt und wartete. Die Karawane kam, die Leute keuchten vor Anſtrengung, die wie immer geduldigen, ergebenen Kamele ſchwankten mühſam hinterdrein, bei jedem Schritte fußtief einſinkend, aber dennoch beſſer von ihren breiten Fußſchwielen getragen als die Pferde von ihren Hufen. Eines von ihnen fiel und mußte abgeladen werden, um wieder in die Höhe kommen zu können.

Man bekommt heftiges Herzklopfen und glaubt, daß die Herzklappen jeden Augenblick zerſpringen werden; es wird einem ſchwindlig und man meint, der Boden ſchwanke. Nicht einmal die Schieferplatten, die hier und dort liegen, tragen; man tritt darauf, ſie geben nach, ſinken ein wie in Teig, und es entſteht ein gähnendes Loch, das ſich ſofort mit Waſſer füllt. Man meint, dieſer ganze Kamm aus

lockerem Schlamme müſſe immer platter werden und in den See hinabrinnen. Der Regen und die vollſtändige Abweſenheit jeglicher Vegetation ſind die Entſtehungsurſachen ſolch abſcheulichen Bodens.

Als es gar zu arg wurde, mußten wir umkehren und zogen ein breites Tal hinab, wo wir einen kleinen Fleck mit ſchlechtem Graſe fanden. Die Tiere waren erſchöpft, und wir mußten ihnen zwei Ruhetage ſchenken. Am erſten Tag herrſchte der wildeſte Sturm. Es blitzte und donnerte mehrmals in der Minute, und der Orkan trieb dicht an der Erdoberfläche unmittelbar über unſeren Köpfen hin. Es krachte, als ſollten die Berge zerreißen, und Blöcke ſtürzten mit Donnergepolter herab. Man wird von den Blitzen geblendet und fühlt deutlich, wie der Boden bei den Donnerſchlägen erbebt. Sich in einem ſolchen Unwetterzentrum zu befinden und ſeiner Leidenſchaft preisgegeben zu ſein, iſt unheimlich und erhebend zugleich. Die Hunde heulten jämmerlich; das Zelt der Leute wurde beinahe fortgeweht und wurde feſter verankert. Der Hagel ſchmetterte auf die Erde; ihm folgte dichter Schneefall. In der Dämmerung wurden die Kamele in einen dichten Kreis gelegt und mit allen Filzteppichen, die wir entbehren konnten, zugedeckt; ſie zitterten vor Kälte und hatten nicht viel Freude von ihrem Ruhetage.

Am 12. Auguſt mußten wir um jeden Preis die Südkette zu überſchreiten verſuchen; wir gingen ein ſehr breites, offenes Tal hinauf. Doch auch hier war der Boden widerwärtig: ein einziger Sumpf von gelbem Schlamme, naß wie ein Schwamm, heimtückiſch und mörderiſch. Es gluckſt und klatſcht, wenn die Tiere ihre Füße aus dem zähen, ſaugenden Schmutze herausziehen. Der Boden iſt jetzt ſo locker, daß die anfangs wie ſchwarze Löcher gähnenden Spuren ſich in kurzer Zeit wieder ſchließen und verſchwinden. Ein verfluchtes Land! Daß Weide und Brennmaterial in einer Höhe von 5000 Meter fehlen, kann man verſtehen, doch warum trägt der Boden nicht, weshalb droht er, die ganze Karawane zu verſchlingen, weshalb iſt die Erdoberfläche hier verdünnt wie die Luft, die allein ſchon beinahe imſtande iſt, das Herz des Fußgängers zu zerſprengen?

Ich ſitze wieder auf, aber das Pferd fällt faſt bei jedem Schritt. Es iſt, als ſeien ihm die Füße mit Bindfaden zuſammengebunden, den es bei jedem Schritt zerreißen müßte. Ich reite voraus, um die Tragfähigkeit zu erproben. Die Karawane folgt im Schneckengang, die Laſttiere ſcheuen vor den tiefſten Löchern zurück, weigern ſich, hineinzutreten, und wenden ſich lieber ſeitwärts, aber nur, um dort auf noch ſchlimmere Stellen zu ſtoßen.

Die Stunden vergehen; unheimlich ſchwer und langſam ſchreiten wir durch dieſes Land, das uns feſthalten will, nach einem niedrigen Paſſe hinauf. Unſer Vorrücken erinnert an einen Feldzug in Feindesland, wo man auf ſich ſelbſt und ſeine eigenen Vorräte angewieſen iſt, ſich immer weiter von einer ſicheren Operationsbaſis entfernt und während des Marſches nichts weiter findet als eingeäſcherte Städte, zerſtörte Dörfer und verwüſtete Felder. Unter ſolchen Umſtänden iſt das einfallende Heer dem Untergange um ſo ſicherer preisgegeben, als es ſeine Schiffe verbrannt hat und überall von Gefahren umringt iſt. Und doch liegt in ſolch unbedachtem Unternehmen ein eigener Reiz. Je weiter es geht, deſto klarer iſt es, daß die Schwierigkeiten des Rückzuges durch dieſelbe Einöde wachſen werden, aber gerade dieſe Schwierigkeiten lockten mich. Wird es mir gelingen, ſie zu überwinden? Auch nicht der entfernteſte Gedanke an Umkehr kam mir!

Auf dem Paſſe ſpazierte ein einſamer Wolf; was ſuchte er wohl hier? Es war erſt 4 Uhr, aber es dunkelte wie an einem Herbſtabende, als der gewöhnliche Sturm kam, donnernd wie das Gepolter auf einer rieſenhaften Kegelbahn oder wie das Bombardement einer Feſtung. Doch jetzt heißt es Halt machen, man ſieht ja nichts. Wir lagern auf dem Schlammabhange und graben um die Zelte Abflußgräben. Hier verweilten wir einen Tag, denn eines der Kamele war zurückgeblieben und ſollte geholt werden. Nur mit Mühe ließ es ſich zum Aufſtehen bewegen, fiel aber wieder hin und mußte totgeſtochen werden. Den ganzen Tag goß es vom Himmel herab, und auf beiden Seiten meines Bettes hatte ich je einen kleinen See, der abgeleitet werden mußte. Ich muß genau überlegen, wohin ich empfindliche Sachen lege, denn

überall tropft und rieſelt es durch den Filzbezug der Jurte. Alles iſt naß und ungemütlich, man ſehnt ſich fort, gleichviel wohin, denn ſchlimmer kann es nirgends ſein.

Am 14. Auguſt zeigte ſich die Sonne wieder, und wir hatten das Glück, einen Platz mit leidlicher Weide zu finden. Hier wurden auch unſere feuchten Kleidungsſtücke gründlich getrocknet. Eine Woche ſpäter wurde unſer Weitermarſch durch einen gewaltigen See gehemmt, an deſſen Norduſer wir lagerten. Hier wurde folgender Tagesbefehl erlaſſen: am 22. Auguſt ſollte Kutſchuk mich ſchräg über den See zu einem ſich am Südoſtufer erhebenden Berge rudern. Die Karawane ſollte gleichzeitig auf der Weſtſeite um den See herumziehen, an demſelben Berge Halt machen und dort abends ein Feuer anzünden, das uns als Leuchtturm dienen ſollte und nach dem wir, wenn es nötig ſein würde, rechtzeitig unſern Kurs ändern könnten.

Einen merkwürdigeren See hätte ich mir nicht denken können. Am Norduſer war er ſo flach, daß wir in ihm $1^1/_2$ Kilometer weit zu Fuß gehen und die Segeltuchjolle teils tragen, teils ziehen mußten, ehe ſie auf dem Waſſer ſchwamm. Der Seegrund war überall mit einer ſteinharten Salzkruſte bedeckt, deren Kriſtalle wir an den Fußſohlen fühlten. Endlich konnten wir jedoch Platz nehmen, und Kutſchuk ſtieß das Boot mit ſeinem Ruder vorwärts. Ich hatte eine mehrere hundert Meter lange Lotleine in dem Gedanken mitgenommen, daß dieſer neuentdeckte See ebenſo tief ſein könnte wie der bis zu 50 Meter tiefe Kara-kul auf dem Hochlande von Pamir, aber die größte Tiefe betrug nur 2,33 Meter, ſo daß das 2,13 Meter lange Ruder faſt überall genügte.

Wir paſſierten eine kleine ſemmelförmige Inſel und hielten dann ununterbrochen den Kurs nach dem Berge hinter dem Vereinigungsplatze. Das Wetter iſt ſtrahlend ſchön, kein Lüftchen rührt ſich; klar und ſcharf ſpiegeln ſich die Wolken im Waſſer. Nur um die Randberge herum ſieht man einen Kranz von dichteren, weißen Wolken. Die Sonne, in dieſen Gegenden ein ſeltener Gaſt, wärmt ordentlich, und wir freuen uns, einen Schimmer vom Sommer wiederzuſehen und

wieder von seinen entflohenen Annehmlichkeiten träumen zu können. Wie schön, sein Gesicht in ihrer Strahlenflut baden zu lassen und zu fühlen, wie man von all der Nässe und Kälte in der Nachbarschaft des Arka-tag wieder trocknet, und dennoch nichts mit den giftigen Insekten zu tun zu haben, die tiefer unten das treue Sommergefolge der Sonne bilden. Hier summt keine Fliege, hier plätschert kein Fisch im Wasser, das so ohne alles Leben ist wie eine chemische Lösung. Überall ist es still und friedlich wie an einem Sonntag; die stürmischen Luftgeister sind verstummt, aber sie ruhen gewiß nur zu neuen Taten aus. Die Landschaft hat einen höchst ungewöhnlichen, flüchtigen und leichten Ton in dieser reinen, verdünnten Luft. Man könnte sie mit einer jungen Frau in Empiretracht von weißer und hellblauer Seide vergleichen; es ist das luftigste Aquarell in verdünnten Farben, alles ist ätherisch und durchsichtig wie eine Luftspiegelung oder ein Traum. Nur neben dem Boote glänzt das Wasser smaragdgrün, sonst ist es marineblau vom Widerscheine des Himmels.

Mitten auf dem mehr als meilenbreiten See hatte man einen herrlichen, großartigen Rundblick auf die umliegenden Berge, und im Osten und Westen schien sich die Wasserfläche bis ins Unendliche zu erstrecken. Kutschuk ruderte ruhig und kräftig, aber das Südufer schien noch immer gleich weit entfernt zu sein. Das Wasser plätscherte um das Ruder; es war der einzige Laut, der die Stille auf diesem tibetischen Toten Meere unterbrach, dessen Spiegel 4765 Meter über dem Weltmeere liegt.

Das Wasser ist so salzig, daß ins Boot fallende Tropfen wie Stearin erstarren; wenn sie verdunstet sind, bleibt eine dünne, kreideweiße Glocke stehen, die bald zusammenfällt. Die Ruder sind so weiß, als wären sie angestrichen worden, unsere Hände weiß und rauh, unsere Anzüge vom Spritzwasser weiß getüpfelt, und das Innere des Bootes sieht aus, als wäre das Fahrzeug zu einem Mehltransport benutzt worden.

Am Morgen hatten wir die Karawane langsam am Westufer hinschreiten sehen, aber als die Entfernung zunahm, verloren wir sie

aus den Augen. Als wir uns jetzt dem Südufer näherten, begannen wir wieder mit dem Fernglase nach den Unseren auszuspähen, aber sie waren nicht zu erblicken.

Gegen Abend zeichneten sich die Hügel des Südufers immer deutlicher ab, aber der eben noch so blanke See sah auf einmal wie mattgeschliffen aus, und ein entferntes Brausen ertönte, das wir für einen in den See mündenden Fluß hielten. Es war jedoch ein sich erhebender Wind, der den See allmählich aufwühlte; wir hißten das Segel und erreichten in sausender Fahrt das Ufer.

Bevor die Dämmerung in Dunkelheit überging, eilten wir auf den nächsten Hügel hinauf, um uns nach der Karawane umzusehen. Doch es war keine Spur von Menschen oder Tieren zu entdecken. Wild und unheimlich still lag die ganze Gegend da; es war, wie wenn wir in eine Klosterruine träten, in der seit tausend Jahren kein Besucher gewesen ist. Während Kutschuk Stauden der Jappkakpflanze, die hier ziemlich reichlich wuchs, sammelte, wanderte ich zu Fuß zwischen den Hügeln umher. Ein gebleichter Kulanschädel lag auf einem Abhange, wo eine Bärenspur in die lockere Erde eingedrückt war. Ich rief und horchte, aber die Karawane war und blieb verschwunden, und kein Feuer verriet, wo sie Lager geschlagen hatte.

In der Dunkelheit ging ich nach dem Landungsplatz zurück, wo Kutschuk einen gewaltigen Stoß Brennmaterial zusammengetragen hatte. Wir hielten Rat. Entschieden war die Karawane auf ein unerwartetes Hindernis gestoßen, sonst wären gewiß ein paar Reiter nach dem Vereinigungsplatze gekommen, um uns Bescheid und das Wichtigste von allem — Essen, Wasser und warme Kleider, zu bringen. Wie wäre es, wenn wir den günstigen Wind benutzten und nach Westen segelten? Doch nein, die Dunkelheit war zu undurchdringlich, und der See ging zu hoch für unser empfindliches Zeugboot.

Es blieb uns nichts weiter übrig, als die Nacht auf unserem Ufer zu verbringen. Alle Sachen wurden nach dem Lagerplatze hinaufgetragen, auch das Boot, das in seine beiden Hälften auseinandergenommen worden war. Diese wurden aufgerichtet und bildeten

vorzügliche Schilderhäuser, die uns gegen den Wind schützten. Wir waren gerade in Ordnung, als der Regen kam. Die Boothälften wurden im Winkel auf je ein Ruder gelehnt, und dadurch hatten wir sowohl Schutz gegen den Wind wie ein Dach über dem Kopfe. Ich nahm die eine Rettungsboje, Kutschuk die andere, und mit ihnen als Kopfkissen gelang es uns, noch ein Weilchen zu schlafen, ehe der Nachtfrost einsetzte.

Um 9 Uhr zündeten wir Feuer an und plauderten dann noch ein paar Stunden. Ach, wenn wir doch ein wenig heißen Tee und Brot oder auch nur einen Becher Wasser gehabt hätten! Als aller Feuerungsvorrat verbrannt war, krochen wir ins Nest, und nun kamen uns die Boothälften wieder zustatten. Erst wurde das Segel auf dem Kiese, der dadurch nicht viel weicher wurde, ausgebreitet, dann das Korkkissen zur Hälfte in die Erde eingegraben; nun legte ich mich, entsprechend zusammengekrümmt, nieder, worauf Kutschuk die eine Boothälfte über mich deckte. Ich hatte den Boden des Bootes nur einen Zoll über meinem Gesichte und lag wie in einem Sarge, eine Illusion, die dadurch noch lebhafter wurde, daß Kutschuk mit einem Ruderblatte als Spaten Sand und Kies um meine Kiste herumschaufelte, um alle Ritzen zu verstopfen. Drinnen war es wirklich so eng und dunkel wie in einem Grabe. Kutschuk bohrte sich auf dieselbe Weise unter der anderen Boothälfte in den Sand. Eine Weile wurde die Unterhaltung noch fortgesetzt; die Stimme meines Ruderers glich einer Stimme aus dem Grabe, und meine eigene klang hohl und dumpf. Um Mitternacht begann es zu gießen, und wie Trommelwirbel schmetterte der Regen auf den straffgespannten Boden des Bootes. Was focht es uns an, wir lagen warm und trocken unter Dach! Hungrig waren wir wie die Wölfe, aber die Müdigkeit behielt schließlich doch die Oberhand, und wir schliefen in unseren Gräbern, die wilden Tiere der Einöde und unsere treulose Karawane vergessend.

Gegen Morgen wurde die Kälte fühlbar und weckte mich von Zeit zu Zeit auf. Endlich blinzelte das Morgenlicht unter einer Reling durch, ich rief Kutschuk, der den Sargdeckel öffnen mußte. Wir

waren ſteifgefroren und liefen fort, um Brennmaterial zu ſammeln, das mit den letzten Streichhölzern angezündet wurde. Die Karawane blieb verſchwunden, und wir konnten nichts weiter tun, als ſie aufſuchen.

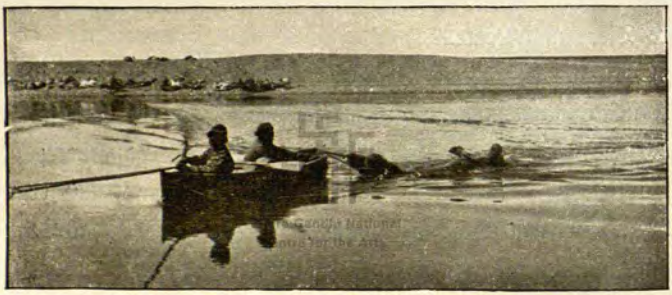
So fügten wir denn das Boot wieder zuſammen, takelten es, ſetzten es ins Waſſer und beſtiegen es; das Segel wurde gehißt, ein Ruder diente als Maſt, das andere als Steuer, und ſauſend fuhren wir unter dem Winde längs des Ufers nach Weſten hin. Der Wind war ſtark, der See ging hoch, die Jolle rollte tüchtig, und Kutſchuk ſaß bleich und ſeekrank vorn im Boote; das reichliche Abendeſſen, von dem er die ganze Nacht geträumt hatte, wäre jetzt rettungslos verloren geweſen, wenn er es hätte verſpeiſen können. Endlich erblickte ich zwei weiße Punkte, unſere Zelte, und eine Menge ſchwarzer Punkte, unſere Tiere und Leute.

Es ſtellte ſich heraus, daß der Marſch unſerer Karawane von einem mächtigen Flußarme gehemmt worden war, der ſich aus einem im Weſten liegenden großen Süßwaſſerſee in den Salzſee ergoß. Er war ſo tief, daß Turdu Bai beinahe ertrunken wäre, als er ihn zu Pferd zu durchwaten verſucht hatte. Sie hatten daher das Lager aufgeſchlagen und ein großes Feuer angezündet, das wir jedoch infolge der bedeutenden Entfernung nicht geſehen hatten. Aldat war es gelungen, einen Kulan zu ſchießen, deſſen Fleiſch uns ſehr willkommen war. Ein neues Wölflein, das gefangen worden war, überfraß ſich ſo daran, daß es krepierte.

Hier befanden wir uns in einer recht ſchönen Lage! Den Weg nach Süden verſperrte uns der Fluß, und im Oſten und Weſten lagen gewaltige Seen, deren Umgehung mehrere Tage in Anſpruch genommen haben würde. Umkehren und wieder durch das abſcheuliche Land mit dem ſchwankenden Boden, der uns zu verſchlingen gedroht, ziehen? Nein, ich danke, wir werden uns ſchön hüten, eher wieder dorthin zu gehen, als bis der Boden in der Herbſtkälte erſtarrt war und uns trug.

Alſo vorwärts! Ich übernahm es, die ganze Geſellſchaft mit der kleinen Jolle über den Fluß zu bringen, ein Vorſchlag, der mit einem gewiſſen Mißtrauen aufgenommen wurde. Der Fluß war an ſeiner

ſchmalſten Stelle 58 Meter breit und hatte eine ſtarke Strömung. Die Karawane machte Halt, und alle Laſten wurden an den Rand des Waſſers geſtellt. Alles, was an Stricken um Laſten und Proviantſäcke geſchlungen war, wurde in Anſpruch genommen und zu einem langen, ſtarken Kabeltaue vereinigt, deſſen eines Ende am linken Ufer feſtgebunden wurde. Das Kabel wurde längs des Ufers hingelegt, und während ich aus Leibeskräften in einem Bogen über den Fluß ruderte, ſtand Kutſchuk, mit dem anderen Ende in der Hand, bereit, an Land zu ſpringen und es auf dem rechten Ufer feſt zu machen. Das Tau war jedoch zu kurz, wir ſtreiften am Ufer vorbei, trieben eine Strecke weit mit der Strömung und arbeiteten uns dann wieder nach dem Aus-



Bugſierung eines Kamels über den Fluß.

gangspunkte hin, wo noch ein Seilſtumpf angeſpleißt wurde, worauf wir dasſelbe Manöver mit beſſerem Erfolge wiederholten. Das Kabel wurde nun von beiden Seiten ſo ſtraff gezogen, daß es die Waſſerfläche nicht berührte.

Darauf wurden die Pferde zuſammengetrieben; nach einigem Zögern ließen ſie ſich dazu bewegen, über den Fluß zu ſchwimmen. Am allerſchlimmſten war das Überſetzen der Kamele, die durchaus nicht hinüberſchwimmen wollten; ich habe überhaupt nie ein Kamel ſchwimmen ſehen. Wir mußten ſie einzeln hinüberziehen. Mit vereinten Kräften wurde das Kamel ins Waſſer geſtoßen und geſchoben. Ein Strick wurde ihm um den Kopf gelegt, der von Turdu Bai, der hinten im Boote ſaß, über Waſſer gehalten wurde. Ich ziehe das

Boot längs des geſpannten Seiles quer über den Fluß. Da es aber dem Kamele gar nicht einfällt, mitzuhelfen, und das Tier, ganz bequem im Waſſer liegend, ſich ziehen läßt, habe ich den ganzen, von der beſtändig ſaugenden Strömung verurſachten Druck in meinen Händen und muß mit ganzer Kraft anpacken, um nicht loszulaſſen; denn täte ich es, ſo würde die ganze Herrlichkeit in den Salzſee hinaustreiben und das Kamel verloren ſein. Ich lotſte das Tier jedoch glücklich nach dem anderen Ufer, wo es eine Weile zappelnd lag, bis es feſten Boden unter den Füßen fühlte und ſo gnädig war, aufzuſtehen. Das Waſſer ſtrömte von ſeinen Seiten, als es dort in der Einſamkeit ſtand und ſich verwundert nach ſeinen Kameraden umſah.

Feſter Boden unter den Füßen.

Nach dem dritten Kamele war ich vollſtändig erſchöpft und wurde von Tſcherdon abgelöſt. Mit dem letzten Kamele kam auch das einzige noch lebende Schaf hinüber, das ſich immer bei den großen Höckerträgern aufhielt. Schließlich wurde unſer ganzes Gepäck in vierzehn Partien befördert und dann das Lager am rechten Flußufer aufgeſchlagen. An dieſem Tage hatten wir alſo nur 58 Meter zurückgelegt, aber dennoch vom Morgen bis zum Abend angeſtrengt gearbeitet.

Die folgenden Tagereiſen führten uns über hügeligen Boden und an noch ein paar Salzſeen vorbei; am Ufer des erſten ſchoß Aldat einen Yak und befeſtigte durch dieſen Meiſterſchuß ſein Anſehen als ein ſehr guter, mutiger Schütze, denn der Yak iſt gefährlich, wenn er verwundet wird.

Am 28. Auguſt erhob ſich auf unſerem Weg ein neues Hindernis, wieder ein Fluß, an deſſen Ufer wir warteten, während Mollah Schah mehrere, aber gleich ungünſtige Furten unterſuchte. Unterdeſſen begann der Donner zu rollen, wie das Gebrüll des Löwen vor dem nächtlichen Raubzuge in der Wüſte, ein tyranniſches Warnungsſignal, aufzupaſſen. Ein Sturm war im Anzuge; der weſtliche Himmel verdunkelte ſich, und bleiſchwere Wolkenmaſſen wälzten ſich wie eine Schlagwelle über das Land, bereit, alles ihnen im Wege Stehende zu vernichten. Sie gleichen einem rieſigen Schleppnetze, einem Kriegsheere, deſſen Mitte und beide Flügel in gleichmäßigem Tempo zum Angriffe ſtürmen. Die Wolken des linken Flügels hatten dunkelrot gefärbte Ränder, die des rechten waren rabenſchwarz. Die alleräußerſten Vorpoſten waren in die unglaublichſten Figuren zerriſſen, die ein dämoniſcher Sturm vor ſich her jagte. Im Oſten badet ſich die Landſchaft noch in Licht und Sonnenglanz. Im Weſten aber zieht ſich das Netz immer dichter um uns zuſammen. „Abladen und die Zelte aufſchlagen!“ Wir hatten gerade das Gerüſt der Jurte aufgeſchlagen und ein paar Filzdecken über ihre Dachbalken geworfen, als der Sturm mit ſeinem ſchweren Geſchütze heranſauſte und Hagelſchauer auf die Erde praſſelten. Jedes Hagelkorn iſt wie aus einem Blasrohre abgeſchoſſen, es ſchmerzt und peitſcht Geſicht und Hände; man muß förmlich Spießruten laufen, bis man glücklich wieder unter Dach iſt.

Der nächſte Tag wurde zu einer Rekognoszierungsbootfahrt benutzt. Der große Fluß ergießt ſich in einen Salzſee, der, wie ſich herausſtellte, auch einen breiten, kurzen Waſſerlauf aus einem großen Süßwaſſerſee aufnahm. Während der Ruderfahrt überraſchten wir etwa fünfzig Wildgänſe, die wohl auf ihrem Wege nach Indien hier raſteten. Die Schar flog auf, aber eine Gans blieb auf dem Waſſer liegen. Kutſchuk ruderte ſchnell, wir kamen ihr immer näher, und da ich weiter keine Waffe hatte als ein Ruder, warf ich dieſes wie einen Speer, und es gelang mir, damit den Vogel zu erlegen, der uns zum Abendeſſen außerordentlich willkommen war. Jetzt waren auch die Schrotpatronen zu Ende, aber wir fertigten uns Bogen und Pfeile an und lebten wie Robinſon Cruſoe.

Der neuentdeckte See reizte meinen Appetit, und ich beſchloß, mit einer kleinen, leichten Karawane, die aus Tſcherdon, Mollah Schah und Kutſchuk nebſt einigen Pferden und aus Jolldaſch, meinem treuen Fußwärmer im Zelte, beſtand, um ihn herumzureiten. Die anderen ſollten mit allen Kamelen und vier müden Pferden, die der Ruhe bedurften, zurückbleiben und die gute Weide ausnutzen.

Es war nicht ſo leicht, an das Nordufer des Sees zu gelangen. Zweimal mußte die Jolle in Anſpruch genommen werden, um uns

Der Fiſchberg.

über den Fluß und den breiten Sund zu fahren. Nachher aber ging alles gut und ſchön. Längs des Nordufers zog ſich eine kleinere Bergkette hin, in deren Schluchten Yake weideten und aus denen neugierige Kulane herausguckten, um ſich unſere Pferde anzuſehen. Füchſe, Haſen und Antilopen waren häufig; man konnte ſich beinahe zum Bleiben in dieſer merkwürdigen Gegend verſucht fühlen, wo das Gras beſſer als je zuvor war und man ſich in einem Labyrinthe von herrlichen blauen Seen verlor. Fern im Süden erhoben ſich großartige Berge mit blendendweißen Schneekuppen, die mit leichten Wolken bekränzt waren. Die Luft war milder als bisher. Uns erſchien dieſes Land wie ein

Eldorado; wir waren hier in geringerer Seehöhe, als wir ſeit langem geweſen, und doch befanden wir uns noch immer in größerer Höhe als der Gipfel des Montblanc.

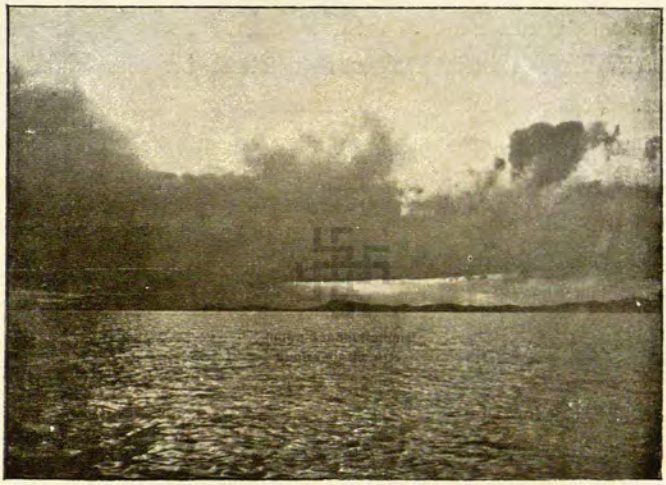
Am Oſtende des Sees rekognoszierte ich von einem Hügel herab. Im Oſten dehnte ſich noch ein großer See aus. Beide trennte eine ſehr ſchmale Landenge. Nun gut, dann reiten wir auch um dieſen See herum! Vorwärts marſch! Die Berge werden ſchwierig, und wir reiten auf ihrem Kamme, mit einer wunderbaren Ausſicht nach Norden auf den eben verlaſſenen Salzſee und nach Süden über die neuen Süßwaſſerſeen. Tibet ſcheint hier reicher an Waſſer als an Land zu ſein. An einer Stelle, wo ziegelrote Sandſteinfelſen ſenkrecht in das Waſſer fallen, lagern wir. Gerade hier iſt der See am breiteſten. Noch einmal unternehme ich dasſelbe Wageſtück wie auf dem großen Salzſee. Tſcherdon und Mollah Schah erhalten Befehl, am folgenden Morgen um den See zu ziehen, während ich mit Kutſchuk nach dem Süduſer hinüber rudere.

Wir beeilen uns jedoch nicht. Unterhalb der Felſen ſtehen große Schwärme von fetten Fiſchen. Ein paar Zeltlatten dienen als Angelruten. Jolldaſchs Halsband liefert das Material zu Angelhaken, Köder ſind kleine Stücke von Yakfleiſch, und leere Streichholzſchachteln ſind zu Korken wie geſchaffen. Die Jolle wird unter die Felswand getragen, deren Blöcke oft nur an einem Haare zu hängen ſcheinen und jeden Augenblick in das Boot hinabſtürzen können.

Ich zünde meine Pfeife an, nehme eine bequeme Stellung ein, werfe die Angel aus und gebe mich einem wohltuenden dolce far niente hin, während die Streichholzſchachtel auf- und niedertanzt, bis ein mittelgroßer Fiſch ſeine Abneigung gegen den Halsbandhaken überwunden hat und zappelnd im Boote landet. Wir fiſchten hier nicht zu unſerem Vergnügen, ſondern der Nahrung wegen; die Beute fiel freilich dürftig aus und gab kaum eine Mahlzeit für uns alle, aber ich hatte den Genuß, auszuruhen und dem Nordweſtwinde zu lauſchen gegen den wir vollſtändig geſchützt waren, der aber ſauſend, wie ein Waſſerfall, über den Berggrat herabſtürzte. Und der ſonſt unerſchütter-

lich ruhige Kutſchuk wurde außergewöhnlich lebhaft, als er dieſelbe Fiſchart erblickte, von der er an den Ufern des Tarim von Kindheit an hatte leben müſſen. Es war ihm, als habe er unerwartet lauter Landsleute getroffen. Kurz, wir waren richtig in Sommerfriſche, und viele Erinnerungen von den Stockholmer Schären tauchten aus der blauen Tiefe auf.

Unter ſolchen Umſtänden fliehen, wie man weiß, die Stunden ſchnell dahin, und erſt lange nach Mittag konnte ich mich von dieſem freundlichen Ufer losreißen. Gerade da wurde es im Weſten dunkel,



Sonnenuntergang auf dem See nach dem Sturme.

und der Himmel überzog ſich bald mit Wolken. Wieder war ein Sturm im Anzuge. Sollten wir ſein Ende abwarten oder die Fahrt über den großen, offenen See wagen? Ich war für das letztere. Kutſchuk brauchte nicht lange zu rudern, bis wir in den heulenden Nordweſtſturm hineingerieten und von ihm vorzügliche Hilfe erhielten. Im Süden ſegelten ſchon blaugraue Wolken mit lang herabhängenden Hagelfranſen längs der Berge hin, die nach und nach verſchwanden, und hinter uns verfinſterte es ſich auf dieſelbe Weiſe. Das Ungewitter kam immer näher, der See ging immer höher, und die Wellen um uns her ſchäumten weiß.

Jetzt schlägt die Hagelbö nieder, die großen Körner fallen prasselnd auf die aufspritzende Wasserfläche. In einer Minute ist das Innere des Bootes kreideweiß. Es wurde um uns her so dunkel wie am Abend, wir verschwanden sozusagen in einer Grotte von Hagelnebel; keine Spur von Ufern oder Bergen ist sichtbar, nur der nächste Fleck des empörten Sees. Hier galt es das Leben; wir mußten auf die Wellen achten, die der stärker werdende Wind zu außergewöhnlicher Höhe aufwühlte; sie waren jedoch mehrere Male so lang wie das Boot, das infolgedessen weich und fügsam von ihrem rollenden Laufe gehoben und gesenkt wurde. Gleich südlich von den Felsen hatte ich 48 Meter Tiefe gelotet, nachher aber wurde der See schnell immer seichter. Je weiter wir uns von dem felsigen Nordufer entfernten, desto mehr waren wir dem Sturme ausgesetzt. Wie würde es uns bei dieser sausenden Fahrt und dem undurchdringlichen Nebel gehen, wenn das Südufer langsam abfiele und das Boot einer Nußschale gleich in der Brandung auf Grund stieße!

Nachdem der Hagelsturm aufgehört hatte, tobte das Unwetter noch ärger, aber jetzt sahen wir wenigstens, wie die Sache stand. Noch hatten wir nicht den halben Weg zurückgelegt. Die Wellen gingen so hoch, daß sie das ganze Uferpanorama verdeckten, wenn wir uns in ihren Tälern befanden. Wenn die Sonne gelegentlich zwischen den Sturmwolken hervorschaute, sahen die Wogenkämme unheimlich aus, blank wie Delphinrücken, glitzernd, smaragdgrün und tiefblau schillernd, mit sprühendem, blitzendem Schaume bedeckt, in dem die Reflexe wie Juwelen funkelten.

Auch diesmal lief alles glücklich ab. Gott ist der Vormund der Toren. Das Ungewitter zog über das heilige Tibet hin, der Wind legte sich, die Einzelheiten des Ufers traten scharf hervor, und eine Rauchsäule zeigte uns den Ort des Lagers an. Vom See aus wurden wir Zeugen eines prachtvollen Sonnenunterganges. Das Tagesgestirn selbst verbargen Wolken, aber unter diesen ergossen sich seine Strahlen über den See, dessen Spiegel wie Quecksilber glänzte und zitterte.

In Todesgefahr.

Sechzehntes Kapitel.

5500 Meter über dem Meere.

Nach vielen Erlebniſſen und Abenteuern, die in dieſem Buche nicht erzählt ſind, und nach noch einer lebensgefährlichen Bootfahrt über den weſtlichen See langten wir eines Nachts bei heftigem Sturme und Schneetreiben müde und frierend wieder in Turdu Bais Lager an. Die Kamele und Pferde hatten ſich neu gekräftigt, und Aldat überraſchte mich mit vier fetten Orongoantilopen, deren Fleiſch uns über die nächſte Zukunft hinweghalf. Dieſes Lager, das 44., wurde der Wendepunkt; noch weiter nach Süden durften wir uns nicht wagen; wir hatten nur für $2^1/_2$ Monate Proviant mitgenommen und waren ſchon beinahe 50 Tage unterwegs.

Doch ehe ich von dieſem Teile Tibets ſchied, wollte ich noch eine Exkurſion machen. Im Süden erhob ſich ein Firnmaſſiv, das verlockend ausſah; ich wollte ſüdlich um dieſen Gebirgsſtock herumziehen und wählte Tſcherdon und Aldat als Begleiter. Die Karawane ſollte nördlich davon auf ebenem Boden marſchieren; nach vier Tagen mußten wir uns am Weſtfuße des Berges treffen. Die zuerſt anlangende Geſellſchaft ſollte dort auf die andere warten. Wir würden einander kaum verlieren können, da wir ja ſtets die Spur der Kamele als Wegweiſer hatten. Der Sicherheit halber nahmen wir aber doch den ganzen Reſt von Aldats Pulvervorrat mit für den Fall, daß wir die Unſeren nicht mehr wiederfinden würden.

Mit meinen beiden Leuten ritt ich in gewundenen Tälern nach

dem Berge hinauf. Zwei große weiße Wölfe verfolgten uns eine Strecke weit, und Jolldaſch, der über dieſe Frechheit ſchlechter Laune war, mußte angebunden werden; er wäre verloren geweſen, wenn er nach ſeinem Willen auf die Iſegrimme hätte losſtürmen dürfen. Am Abend des zweiten Tages lagerten wir müde und ſteifgefroren auf einer Halde, auf der die letzten jämmerlichen Grashalme wuchſen.

Als das Lager fertig war — wir ſchliefen auf ſolchen Ausflügen unter proviſoriſchen Filzzelten — meldete Aldat, daß ein wenig höher am Abhange ein großer Yak graſe, und bat, ihn erlegen zu dürfen. Ich ſah Aldat zu, wie er katzenartig in den Bodenvertiefungen hinſchlich, um hinreichend nahe an das nichts Böſes ahnende Tier heranzukommen. Er verdankte es dem ſtarken Gegenwinde, daß er ſich dem Yak auf dreißig Schritt nähern und die Flinte unbemerkt auf die Gabel legen konnte. Der Schuß krachte, der Yak ſprang empor, daß die Erde umherflog, lief dann aber nur noch einige Schritte, blieb ſtehen, taumelte, verſuchte ſich im Gleichgewicht zu halten, ſtürzte, erhob ſich aber wieder und wiederholte dieſe Bewegungen mehrere Male, bis er ſchließlich kopfüber hinfiel und liegen blieb. Aldat lag noch immer regungslos wie eine Bildſäule hinter ſeiner Flinte, um nicht die Aufmerkſamkeit und die Rachgier des ſterbenden Tieres zu wecken.

Es war ein fünfzehnjähriger, großer, fetter Stier, deſſen prächtige Fettmaſſen wir mit ſcharfen Meſſern herausſchnitten. Unſer Lager befand ſich auf einer Höhe von 5143 Meter. Es ſtrengte ſehr an, zu Fuß zum Yak hinaufzugehen; man kann immer nur wenige Schritte hintereinander machen, das Herz klopft und droht zu zerſpringen und man erſtickt beinahe vor Atemnot. Wir wurden mit der Arbeit vor Dunkelwerden nicht mehr fertig, aber früh am nächſten Morgen ging Aldat wieder zu ſeinem Yak hinauf. Da wir nichts von ihm hörten, ſchickte ich ihm Tſcherdon nach. Er war erkrankt und lag neben ſeinem Opfer. Er taumelte herab mit heftigem Kopfweh und Naſenbluten, den deutlichen Symptomen der Bergkrankheit, an die wir gewöhnt waren und die ſich bald zu legen pflegte.

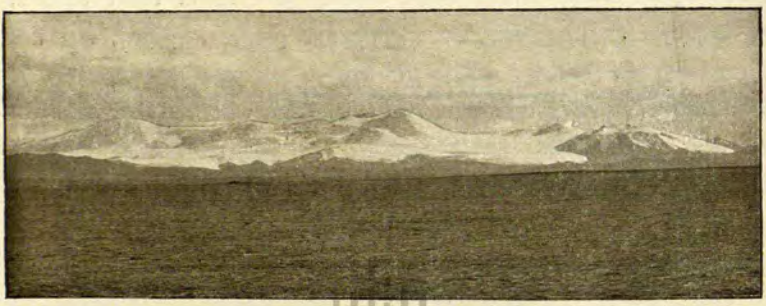
Mein Koſak und ich packten nun alles zuſammen und beluden unſere beiden Packpferde, Aldat wurde in ſeinen Sattel gehoben, und dann traten wir den Marſch nach dem Paſſe hinauf an, deſſen flache Schwelle ſich im Weſten zeigte. Zur Rechten hatten wir den mächtigen Gebirgsſtock mit ſeinen Gletſcherzungen. Der Boden war locker, die Pferde ſanken in den Schlamm ein, die Stunden verrannen, und wir erreichten die Schwelle. Aber hinter ihr erhob ſich eine neue und dann wieder eine; immer höher hinauf ging es in dieſer dünnen, mörderiſchen Luft. Der Sturm ging uns gerade entgegen, und wir

Ein im Schlamm verſinkendes Kamel.

wurden von ihm bis ins Mark durchkältet. Manchmal mußten wir im Schutze großer Granitblöcke verweilen. Endlich erreichten wir die höchſte, 5426 Meter hoch liegende Schwelle. Man denke ſich zwei Eifeltürme übereinander auf den Gipfel des Montblanc geſtellt! Es iſt eine ſchwindelnde Höhe, und wir hatten hier die halbe Atmoſphäre unter uns!

Unſer nächſter Lagerplatz befand ſich in einer völlig vegetationsloſen Gegend. Am Tage darauf ſahen wir in der Ferne drunten auf der Ebene einige dunkle Punkte. Es waren Turdu Bai und Kutſchuk, die mit dem Auftürmen eines gewaltigen Steinhaufens beſchäftigt waren, der uns als Wegmarke dienen ſollte.

Die Herbſtkälte begann jetzt fühlbar zu werden, und jeden Morgen und Abend wurde ein Topfdeckel mit glühenden Kohlen in meine Jurte gebracht, — ſonſt gefror die Tinte in der Feder, was die Geduld ſehr auf die Probe ſtellt. Dank einem vorteilhaften Terrain konnten wir am 14. September volle 30 Kilometer zurücklegen. Im Lager überfiel uns ein ſehr heftiger Schneeſturm. Draußen war es ſo finſter wie in einem Sacke. Wie gewöhnlich wollte ich um 9 Uhr zum Ab-



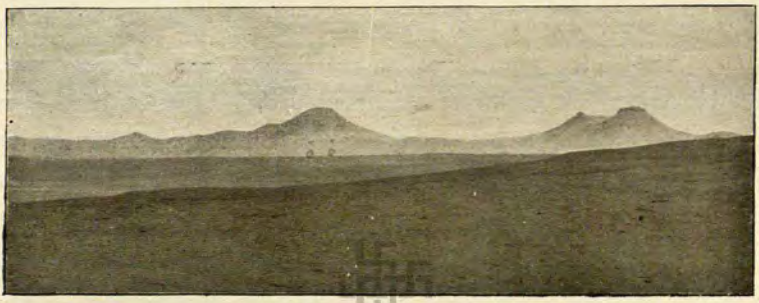
Tibetiſches Gebirgspanorama.

Indira Gandhi National

leſen der Thermometer hinausgehen. Unſere Ableſelaterne gehörte zu den angegriffenſten Invaliden der Karawane; drei ihrer Glasſcheiben waren durch Pappe erſetzt, und die vierte hatte zwanzig mit Papierſtreifen und Syndetikon verklebte Riſſe. Das Zelt der Leute war nicht zu ſehen, obgleich man das Zelttuch im Winde flattern hörte. Man hörte das müde, ſchwere Atmen der Kamele. Der Schnee knirſchte unter den Füßen. Vollgeſchneit und frierend eile ich wieder hinein. Draußen heult der Sturm die ganze Nacht entſetzlich; es ſauſt und praſſelt, wenn der Schnee gegen den Filzbehang ſchlägt, aber dieſe neue Decke hält die Jurte warm.

Der viele Schnee taute während der folgenden Tage auf und machte das ſchlammige Land, das wir zu durchziehen hatten, noch weicher als ſonſt. Bis Mittag bleibt jedoch die Erdoberfläche gefroren, und es geht ſich darauf wie auf dünnem Eiſe. Dann aber taut ſie auf. Eine Stelle hatten fünf Kamele in ſchönſter Ordnung paſſiert, das ſechſte aber, das letzte, ſank mit beiden Vorderbeinen ein.

Es ſteckte im Schlamme feſt und ſank immer tiefer. Die anderen gingen, von Turdu Bai geführt, einige Schritte weiter; der Naſenſtrick, an dem das Kamel geführt wurde, ſtraffte ſich und riß, und das Kamel brüllte vor Schmerz. Alle Leute eilten herbei und nahmen ihm ſeine Laſt ab. Dabei fiel es auf die Seite; der Boden wurde immer weicher, und das Tier lag ſo unbeweglich wie im Waſſer und wollte keine Anſtrengungen machen. Wir patſchten und rutſchten in dem Schmutze



Tibetiſches Gebirgspanorama.

Indira Gandhi National

um das Tier herum, und ich fürchtete, daß es verloren ſein werde. Wir befeſtigten ihm Stricke um die Beine, um ſie nacheinander herauszuziehen; der Packſattel, der ſich im Schlamme feſtgeſogen hatte, wurde losgeſchnallt, aber das Kamel ſank immer tiefer ein. Ich wollte dieſes prächtige, treue Tier nicht auf ſo gemeine Weiſe verlieren. Schnell wurden einige Filzdecken abgeſchnallt und zuſammengefaltet unter jedes herausgezogene Bein gelegt. Auf dieſe Weiſe erhielt das Kamel einen Stützpunkt und konnte wieder aufgerichtet werden. Nachdem es ſich ein paar Minuten ausgeruht hatte, zwangen wir es durch Rufen, Peitſchenſchläge und Ziehen am Naſenſtricke zu einer verzweifelten Kraftanſtrengung. Endlich ſtand es glücklich auf den Beinen und taumelte nach feſterem Boden hin, während ihm Schlamm und Schmutz in Klumpen von den Beinen und Seiten trieften. Als es dort zitternd, atemlos und verwirrt ſtand, mußte ihm der Lehmpanzer, der ſeinen Körper bedeckte, mit einem Meſſer abgekratzt werden.

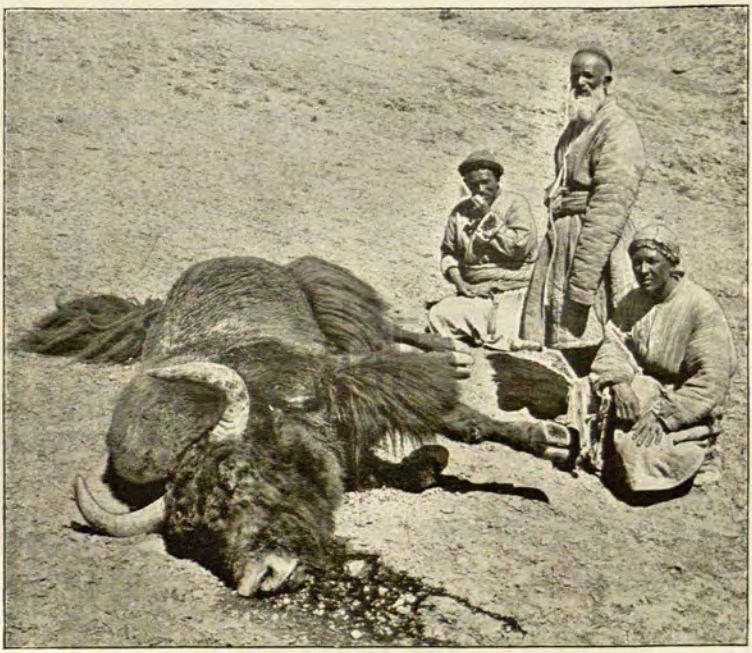
So zogen wir in dem öden Tibet dahin. Wir ſehnten uns nach

Menſchen, waren aber noch 400 Kilometer von unſerem Hauptquartier entfernt. Unſere Tiere waren todmüde und konnten nur noch kurze Tagemärſche machen. Drei Tage Marſch, den vierten Ruhe, war jetzt die Marſchordnung.

Der arme Aldat wurde immer kränker. Er hatte die Herrſchaft über Körper und Geiſt verloren und ſtarrte mit wirren Blicken ins Leere. Nachts phantaſierte er von ſeiner toten Mutter und ſeinem alten Vater in Tſchertſchen. Oft ſchwebten ihm ſeine früheren Jagdzüge vor, und er rief mich und bat, ob er auf die Jagd nach wilden Yaken gehen dürfe, obgleich er kein Glied rühren konnte. In der erſten Zeit konnte er wenigſtens noch — feſtgebunden — zu Pferde ſitzen, aber bald mußten wir ihn gut zugedeckt in ein proviſoriſches Bett, das ein Kamel trug, legen. Seine Füße waren hart und kalt wie Eis und blauſchwarz; bald rieb ich ſie mit Schnee, bald bekam er heiße Fußbäder, aber die dunkle Farbe ſtieg immer höher nach den Knien hinauf. In den Füßen hatte er gar kein Gefühl, aber das Herz tat ihm weh. Eines Abends bat er, im Freien zwiſchen zwei Kamelen ſchlafen zu dürfen. Die Mohammedaner glauben nämlich, daß die von dieſen Tieren ausſtrahlende Körperwärme für einen Kranken, deſſen eigene Kräfte abnehmen, heilſam und ſtärkend ſei. In Tſchertſchen hatte Aldat einmal, als er krank war, kleine, mit Sprüchen aus dem Koran beſchriebene Papierſtreifen verſchlucken müſſen, aber jetzt hatten wir keinen der heiligen Schriften kundigen „Mollah“ bei uns. Eine zweite mohammedaniſche Kur wurde eines Tages verſucht, als Tſcherdon eine Orongoantilope geſchoſſen hatte. Der Kranke wurde ganz nackt ausgezogen und in die weiche, noch warme Antilopenhaut gewickelt, die, mit den Haaren nach außen, feſt an ſeinen Leib gepreßt wurde und daran feſtklebte. Es war recht bitter, ihm nicht helfen zu können.

Das Tierleben fing wieder an, reicher zu werden. Eines Morgens weckte mich ein entſetzlicher Lärm im Lager, die Hunde bellten, daß ihnen beinahe die Luft ausging, und die Leute ſchrien ſich heiſer. Ich eilte hinaus und ſah einen großen Bären ganz ruhig vom Lager,

das er recht gewiſſenhaft viſitiert hatte, fortgehen. Als die Hunde ihn anfielen, hielt er es für ratſam, abzuziehen; er muß geahnt haben, daß es mit unſerem Munitionsvorrat ſchlecht ſtand. Einige Schüſſe waren freilich noch da, und zwei von ihnen jagte Tſcherdon in die Bruſt eines koloſſalen Yaks, deſſen Bild ich vorführen kann. Ein zudringlicher Wolf mußte ebenfalls ins Gras beißen, aber der Bär



Mollah Schah, Turdu Bai und Kutſchuk vor Tſcherdons Yak.

durfte nicht geſchoſſen werden, ſo gern Tſcherdon ihm auch zu Leibe gehen wollte; er hatte ja nichts Böſes getan und das letzte Schaf, das ſtets zwiſchen zwei Kamelen ſchlief, wo es am wärmſten war, nicht angerührt.

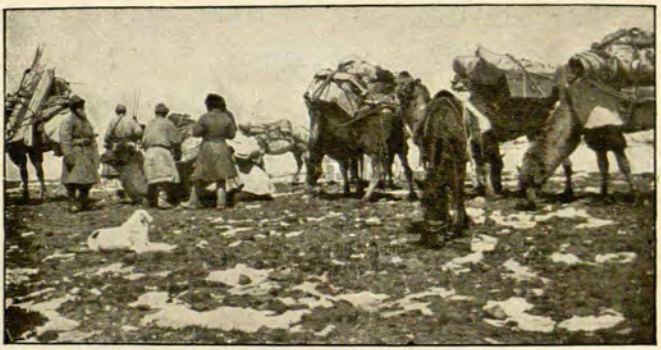
In dieſer Gegend von Tibet war der Boden wie ausgehöhlt von Murmeltieren, deren Baue überall ihre gähnenden Löcher zeigten. Dieſe großen, kräftig gebauten Nagetiere ſehen unbeſchreiblich komiſch aus, wenn ſie ſich einzeln oder paarweiſe auf der Erddecke über dem

Höhleneingange ſonnen. Wenn wir uns nähern, rollen ſie wie Billardbälle in ihre Löcher hinein; vorher aber begrüßen ſie uns mit ſchrillen Pfiffen, die von allen Abhängen widerhallen. Wir wurden von dieſen kritiſchen Zuſchauern regelrecht ausgepfiffen. Ein alter Murmelonkel, der taub geweſen ſein muß und ſich ungebührlich weit von ſeiner ſicheren Höhle entfernt hatte, mußte für ſeine Unvorſichtigkeit büßen. Er lag, ſich ſonnend, auf dem Rücken an einem Abhange, beide Vordertatzen auf dem Magen; er ſah einem Menſchen oder wenigſtens einem Affen verwünſcht ähnlich. Jolldaſch fuhr wie ein Pfeil auf ihn los und ſtörte ihn in ſeiner Sieſta; während er ſich verteidigte, eilten die Männer herbei und banden ihn, und dann wurde er unverletzt auf einem Kamel untergebracht. Wir wollten ihn zähmen; er blieb zwei Monate lang unſer Gaſt, aber die Wildheit war ihm nicht auszutreiben. Sobald man ſich näherte, ſetzte er ſich auf die Hinterbeine, bereit, mit ſeinen meſſerſcharfen Vorderzähnen zuzubeißen. Eine derartige Bißwunde ſoll ſehr ſchwer heilen. Hielt man ihm einen Stock hin, ſo biß er große Späne davon ab. In den Lagern war er an einen kurzen Stock gefeſſelt, deſſen anderes Ende mit einem Tau an einem in den Boden eingerammten Pflocke verankert war. Er ſprang im Kreiſe um den Pflock herum und begann jeden Abend, an einer ihm geeignet ſcheinenden Stelle eine Höhle zu graben, wahrſcheinlich in der Hoffnung, ſich in dieſes Verſteck hineinretten zu können. Vergebliches Bemühen! Ehe er noch fußtief gekommen war, wurde er am nächſten Morgen auf ſein Kamel gepackt, um abends wieder eine neue Höhle zu beginnen. In ſeine Heimat ſollte er nie zurückkehren; er gewöhnte ſich aber bald daran, auf dem Kamelrücken zu ſchaukeln. Brachte er uns auch weiter keinen Nutzen, ſo war er doch der Bajazzo und Spaßmacher der Karawane; er war gar zu komiſch, wenn er ſeine kleinen Pläne an dem Pflocke verfolgte. Einen unauslöſchlichen Haß hegte er gegen die Hunde, die ihm indeſſen nie etwas zuleide taten.

Die Kulane waren häufig. Mit ihren eleganten Bewegungen boten ſie eine wirkliche Augenweide. Sechs von ihnen liefen während eines Tags lange ganz dicht hinter uns her, als wünſchten ſie, ſich

zu erbieten, unſeren müden Pferden beim Tragen ihrer Laſten zu helfen. Ihre ſchlanken Formen ſind geradezu vollendet; ſie laufen im Halbkreiſe, 45° gegen die Erde geneigt, machen ein unerwartetes Manöver und bleiben plötzlich in einer Reihe ein wenig vor oder neben uns ſtehen. Ihre Bewegungen ſind ſo bewundernswert regelmäßig und ſicher, daß man glauben könnte, ſie trügen unſichtbare Koſaken auf dem Rücken.

Meine Leute ſehnten ſich jetzt aufrichtig aus dem unwirtlichen Tibet fort und zählten die Tage und Meilen, die uns noch von den Unſeren trennten. Sie freuten ſich auch gar nicht, als ich wegen des ſchlechter gewordenen Zuſtands Aldats für den 22. September



Umbetten des kranken Aldat.

einen Extrafaſttag am Südufer eines mittelgroßen Salzſees anordnete. Doch als Aldat am folgenden Morgen weder beſſer noch ſchlechter ſchien, konnten wir nicht länger warten, ſondern betteten ihn in weichen Filzdecken zwiſchen zwei Feuerungsſäcken auf ein Kamel. Seine Füße wurden ebenfalls in Filzdecken gewickelt und ein zuſammengerollter Pelz unter ſeinen Kopf gelegt.

Das Lager war abgebrochen, alle Tiere ſtanden beladen da. In dem Augenblick, als wir uns in Marſch ſetzen wollten, hörte Aldat auf zu atmen. Seine ſchönen grauen Augen ſtanden halb offen und ſchienen in der Ferne ein Land zu ſuchen, das unſeren Blicken nicht erreichbar war. Er, der früher mit leichten, ſchnellen Schritten auf

der Spur der Yake über die Berge geeilt, war den Strapazen erlegen, sein seltsames, freudenarmes Leben war beendet.

Ernst und schweigend versammelten sich die Mohammedaner um das Totenbett. Schließlich brach Turdu Bai das Schweigen mit der Frage, was mit dem Toten geschehen solle. Einige stimmten für sofortige Beerdigung, ich aber fand, daß er wenigstens erst kalt werden müsse, und kommandierte daher „Marsch". Das Kamel hatte ihn schon so manchen Tag getragen, und er war eine leichte Last.

Unsere Karawane hatte sich jetzt in einen Leichenzug durch Tibets öde Täler verwandelt. Keiner sprach; eine feierliche, gedrückte Stimmung herrschte. Kulane und Yake wurden heute in Ruhe gelassen; die schwarzen Todesraben folgten uns in weiten Kreisen. Am Westufer eines Sees wurde das Lager aufgeschlagen. Während die anderen ihre gewöhnlichen Arbeiten verrichteten, gruben Mollah Schah und Nias ein Grab für Aldat. Mollah Schah sah wild und eigentümlich aus und sprach fast nie. Seinem Aussehen nach hätte er recht gut ein eingefleischter Schurke sein können, doch wenn er es je gewesen ist, so hat er sich während unserer Reise geändert, denn sein Betragen war stets tadellos. Er schien nicht den geringsten Abscheu vor Leichen zu hegen und sollte seine Geschicklichkeit als Totengräber leider noch ein paarmal zeigen müssen. Jetzt aber war er, wie auch die anderen, zu müde, um die Leiche zu waschen, wie es mohammedanischer Brauch ist. Aldats einer Pelz wurde unter, der andere über den Toten gelegt, der in Kleidern, Mütze und Stiefeln begraben wurde. Es war das einfachste Begräbnis, bei dem ich je zugegen gewesen bin; keine Zeremonien, keine anderen Gebete als die, welche ich schweigend für die Seelenruhe des Toten in einer anderen besseren Welt emporsandte. Das Grab wurde wieder zugeschüttet und unser Kamerad seiner Ruhe in dieser feuchten, verräterischen Erde überlassen. Ein länglicher Hügel wurde darüber aufgeschüttet. An der Kopfseite wurde eine Zeltlatte eingerammt, an deren Spitze eine von Aldats eigenen Jagdtrophäen, ein Yakschwanz, festgebunden wurde, wie es auf den Gräbern der Mohammedaner üblich ist. Ich ritzte den Namen des Toten und die

Daten mit arabiſchen und lateiniſchen Buchſtaben in ein kleines Brettſtück ein, für den Fall, daß das Schickſal jemand hierherführen ſollte, ehe jede Spur von dem Grabe verwiſcht wäre.

Am Morgen wurde die Karawane früher als ſonſt fertig, — alle wollten von dieſer traurigen Stelle fort. Unmittelbar vor dem Aufbruch verſammelten ſich die Mohammedaner am Grabe und murmelten leiſe ein Gebet, dann wurde der arme Aldat einer entſetzlichen Einſamkeit überlaſſen. Die wilden Tiere der Einöde waren die einzigen Pilger, die von nun an ſein Grab beſuchen würden. Der ſchwarze Yakſchwanz, das Symptom des Todes, flatterte melancholiſch im Weſtwind, entſchwand aber bald unſeren Blicken, als wir über die Hügel fortzogen.

Je mehr wir uns dem Arka-tag näherten, deſto öder wurde wieder das Hochland. Eines Tages ritten Tſcherdon und ich voraus und überſchritten eine 5203 Meter hohe Kette. Erſt bei Dunkelwerden machten wir in einer Gegend Halt, wo es keinen Grashalm gab, und erwarteten dort die anderen. Todmüde kamen ſie in kleinen Abteilungen an. Ein Schimmel aus Jangi-köll war in hoffnungsloſem Zuſtand zurückgelaſſen worden. Zwei Kamele und ein Pferd hatten ſchlimme Augen; ſie blinzelten immerfort, als litten ſie an Schlafſucht.

In mißlichen Zeiten inſpizierte ich nach dem Abendeſſen ſtets das Lager und die Tiere. Die Kamele lagen nebeneinander, mager und erſchöpft. Die Pferde waren feſtgebunden; die Männer ſchliefen, müde von den Anſtrengungen des Tages. In der Nacht tobte ein Schneeſturm, und am nächſten Morgen war die Landſchaft wieder kreideweiß. Kutſchuk ging zurück, um das Pferd zu holen, das noch lebte; es konnte jedoch das Lager nicht mehr erreichen, ſondern fiel unterwegs tot nieder.

Von dieſen hohen Regionen ſollten wir jetzt in ein großes offenes Tal hinunter, in deſſen Mitte ſich die ſtürmiſch bewegte Fläche eines Salzſees ausdehnte. Erſt in der Nähe trat er jedoch aus dem dichten Nebel, der das Becken füllte, hervor. Der Weſtſturm jagte mit wohl 25 Meter Geſchwindigkeit in der Sekunde dahin. Man muß die Knie feſt zuſammendrücken, um nicht aus dem Sattel geweht zu werden. Die ganze Karawane neigt ſich nach der Windſeite hinüber,

die Kamele liegen gewiſſermaßen auf dem Winde und ſchwanken in ihrem wiegenden Gange. Schwänze, Mähnen und Mäntelzipfel ſtehen wie flatternde Wimpel in der Richtung des Windes.

Im Lager wäre unſer kleiner Mauleſel beinahe krepiert. Er muß giftige Kräuter gefreſſen haben, denn er ſchwoll unförmlich auf und krümmte ſich ſtöhnend am Boden. Tſcherdon behandelte ihn auf Burjatenweiſe, indem er ihm einen Pfriemen bis an den Stiel in die Seite ſtieß. Es ſtrömten Gaſe heraus, aber kein Tropfen Blut. Dann wurde das Tier zum Aufſtehen gezwungen und ihm ein Seil um das Hinterteil gelegt. Ein Mann zog am Halfter vorwärts, ein zweiter prügelte das Tier mit einer Holzlatte. Jedesmal, wenn es hinten ausſchlug, zogen zwei andere Männer an je einem Ende des Bauchſtrickes, ſo daß das Tier nach links und rechts geriſſen wurde. Man mag von dieſer richtigen Pferdekur ſagen, was man will, jedenfalls hat ſie den Eſel geheilt. Er wurde ganz geſund, begleitete mich auf dem Ritt nach Lhaſa, zog mit der Karawane durch ganz Tibet nach Ladak, ging über den Kara-korum-Paß nach Kaſchgar und befand ſich vortrefflich, als ich ihm im Mai 1902 auf immer Lebewohl ſagte.

Jetzt galt es, wieder die Schanzen des Arka-tag zu ſtürmen. Mit Tſcherdon und Mollah Schah ritt ich voraus nach dem Paſſe hinauf. Der Anſtieg war nicht gefährlich, doch bevor wir die Schwelle erreichten, bewölkte ſich der Himmel, und ein ungemütliches Dunkel umgab uns in dieſer Welt von Bergen. Der Paß lag der ganzen Wut des Schneeſturmes offen, und wir hatten das Gefühl, in dem Toben der entfeſſelten Elemente am Ende gar verloren zu ſein. Meine Hände waren vor Kälte gefühllos, und nur mit größter Mühe konnte ich am Aneroidbarometer die Höhe ableſen, die 400 Meter mehr betrug als die des Montblanc. Die Karawane ließ auf ſich warten, und meine beiden Diener begaben ſich in das Tal hinunter, um den anderen zu helfen. Ich blieb auf dieſem ſcharfen Bergkamme, der wie ein Sprungbrett in den Weltraum hinausragt, in deſſen unendliche Leere hinein man nur einen Schritt zu haben meint. Ich kroch in

Tscherdon und Schagdur mit ihrer Beute.

Rechts der Schneider Ali Ahun.

meinen Pelz, soweit ich konnte, und drehte dem Sturme den Rücken zu. Der Schnee wirbelte büschelförmig um meine Seiten.

Jetzt läuteten die Glocken ganz in der Nähe. Die Tiere zogen wie Schatten an mir vorüber, ihre Schritte waren unhörbar. An der Spitze ging Turdu Bai, vorgebeugt, den einen Arm zum Schutze des Gesichtes erhoben; er mühte sich ab, als arbeitete er sich durch ein Dickicht hindurch. Einen Augenblick Rast. Im Norden gähnt der Abgrund wie ein bodenloses Höllenloch, ein siedender Kessel voll wirbelnder Schneewolken; es heult und pfeift auf allen Seiten, es klagt und stöhnt, wenn der Wind sich über den scharfen Paßkamm wälzt.

Der Nordabhang ist jäh. Kutschuk ist Lotse, er verschwindet sofort im Schneegestöber; es ist, als habe er den Boden unter den Füßen verloren und sei in diesen scheußlichen Abgrund gefallen, in den wir uns nun der Reihe nach ohne Besinnen ebenfalls stürzen mußten. Der Lotse stieg in zahllosen Zickzackbiegungen abwärts. Alle zehn Schritt mußten wir halten und uns umdrehen, damit uns nicht das Gesicht erfror. Alle gehen zu Fuß, um die Kamele zu stützen. Eins von diesen gleitet aus, fällt, überschlägt sich einmal und verursacht einen Aufenthalt. Wir gleiten und rutschen immer tiefer in dem Schnee hinunter. Alles um uns her tanzt, es dreht sich vor unseren Augen, — o, auf dieser abscheulichen Höhe kann man vor Atemnot vergehen. Bevor wir den Talgrund erreichten, war es stockfinster, und auf dem ersten, einigermaßen ebenen Flecke schlugen wir mitten im Schnee das Lager auf; hier bot sich uns nichts weiter als Gestein und Schnee.

Schwere Tage erwarteten uns noch. Wohl ging es abwärts, aber es stürmte in einem fort, und kaum waren wir aufgebrochen, so war auch der Weststurm wieder da und ließ uns auf unseren elenden Gäulen vor Kälte erstarren. Schließlich zeigte sich fern im Norden der Salzsee Atschik-köll, er schien aber vor uns zurückzuweichen. Wir marschierten den ganzen Tag, es dämmerte und wurde dunkel, nur das bleiche Licht des Mondes erhellte die kalte Einöde. Nias blieb mit einem Pferde zurück, Kutschuk mit einem zweiten. Wasser, Wasser! Wir mußten zum Abend Wasser haben; hier unten (4251 Meter)

war kein Schnee gefallen, alle Bachfurchen waren trocken. Endlich machte Turdu Bai am Ufer eines Flusses Halt.

Vor uns erhebt sich eine neue Bergkette, die wir, nach einem notwendigen Rasttage, überschreiten müssen. Also wieder in den Sattel und aufwärts über Berghalden, Pässe und schreckliche Klüfte! Bald wird gemeldet, daß ein Pferd nicht weiter kann. Kaum ist es totgestochen, so legt sich ein zweites, um nicht wieder aufzustehen. Hinter diesem Passe war es jedoch nicht mehr weit bis an Weideland, und ich sehnte mich glühend danach, unseren sterbenden, im Begräbnisschritte schwankenden Tieren ihren wohlverdienten Lohn zu schenken. Ein drittes Pferd, das nicht beladen war, brach zusammen und wurde sofort getötet. Als wir den Paß erreichten, fehlte noch eins, mein treues Wüstengrauchen, das beide Wüstenreisen mitgemacht und das Ördeks geschnitzte Bretter nicht hatte tragen wollen.

In dem Lager gab es keine Spur von Weide. Ich untersuchte mit Turdu Bai den Rest unseres Reisvorrates. So viel, wie nur irgendwie zu entbehren war, wurde an die letzten Pferde verteilt, die, gebunden und mit Filzmatten zugedeckt, dastanden und die Köpfe hängen ließen. Am Morgen lag eines steif gefroren tot in der Reihe, den Hals ausgestreckt und die Augen starr. Niemand hatte gemerkt, wann und wie seine Leiden endeten, und die noch lebenden Kameraden schenkten ihm keine Beachtung. Sie waren zu müde und hinfällig, um Teilnahme zu empfinden; sie schienen sich nur nach Ruhe zu sehnen und starben ohne Seufzer, ohne Klagelaut, während es mir unsagbar schmerzlich war, an ihrem Untergange schuld zu sein. Bewunderungswürdig in ihrer Resignation lagen die Kamele, wie gewöhnlich, noch regungslos in derselben Stellung wie am Abend vorher. Sie waren vom Reif weißgepudert und warfen sehnsüchtige Blicke talabwärts, wo wir für die letzten Veteranen Rettung zu finden hofften. Wie lange würden wir auf diese Weise aushalten können? Die Tagemärsche wurden immer kürzer, die Kälte immer größer. Am 8. Oktober hatten wir $-18{,}3°$. Wir zogen ein enges, tief zwischen senkrechten Felswänden eingeschnittenes Tal hinab. Die Begräbnisglocken gaben ein

helles Echo, es klang wie eine Siegeshymne in einem Tempelsaale, und die Tiere stolperten sterbend vorwärts zwischen den Millionen von Granitblöcken, die den Talgrund bedeckten. Wir waren hier wieder in Montblanchöhe, und um uns her pfiff der Schneesturm. Ein Kamel gleitet aus und fällt von der steilen Wand einer Terrasse hinab, trägt aber glücklicherweise keinen Schaden davon; seine Last zerstreut sich in kleinen Portionen im Gerölle. Ein langer Aufenthalt ist die Folge, mit dem Spaten muß ein Pfad geschaufelt werden. Ein zweites Kamel kann nicht mehr mit uns Schritt halten; es wird zurückgelassen, um am nächsten Morgen abgeholt zu werden. Es war Mitternacht, ehe das Glockengeläute zwischen den Bergen verstummte, und der Mond war wieder aus dem Dunkel der Schneewolken herausgetreten.

Das Kamel war schon so kalt und hart wie Eis, als Turdu Bai es holen wollte. Ohne einen traurigen oder vorwurfsvollen Blick in seinem brechenden Auge hatte es seinen Dienst beendet. Es war zu stolz, um auch nur den Versuch zu machen, zwischen diesen unfruchtbaren Granitfelsen Weide zu finden. Es behielt seine Würde und Majestät bis an die Stelle, wo seine Gebeine im Tale bleichen sollten. Erst als es keinen Schritt mehr weiter konnte, als die Todesschatten sein Bewußtsein umnebelten, nahm es zum letzten Male Abschied von dem fliehenden Tageslichte und legte sich so bequem nieder, wie das Schuttbett es gestattete. Die mahnenden Schläge nahm es mit stolzer Verachtung hin; es klagte nicht, einige Hiebe mehr oder weniger hatten für das Tier keine Bedeutung mehr. Der Mensch hatte kein Recht mehr darüber, es sehnte sich nur nach dem Tode als Herrn, jenem erlösenden Engel, der der herzlosen Tyrannei des Menschen tausendfach vorzuziehen ist.

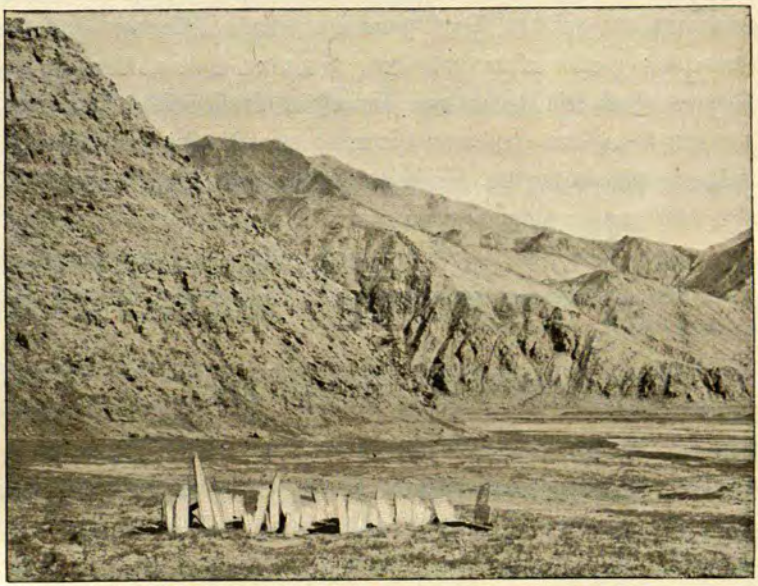
Seit 84 Tagen hatten wir kein menschliches Wesen gesehen, als wir am 10. Oktober an einem von mongolischen Lhasapilgern zusammengetragenen Steinhaufen lagerten, dessen Steine mit heiligen Inschriften versehen waren. Hier erblickten wir in der Ferne zwei Reiter. Mollah Schah, der gute Lungen hatte, lief ihnen wie ein Toller nach,

holte ſie ein und führte ſie zu mir. An jenem Abend herrſchte Jubel in unſerer kleinen Schar. Zunächſt kauften wir den Männern ihren Proviant ab, einen kleinen Beutel mit Weizenmehl, und Tſcherdon begann ſofort Brot zu backen, welche Delikateſſe wir manch lieben Tag nicht geſehen hatten. Dann kaufte ich auch ihre Pferde und beauftragte Togdaſin — ſo hieß der eine Jäger —, Tag und Nacht hindurch nach unſerem Hauptquartier in Temirlik zu reiten und Islam zu befehlen, uns ſchleunigſt mit einer ganzen Entſatzkarawane bis an die Juſſup-alik-Quellen entgegenzukommen. Togdaſin nahm ein paar leere Konſervenbüchſen mit, um zu zeigen, daß er wirklich mein Kurier ſei. Ich beneidete ihn nicht um ſeinen nächtlichen Ritt, denn die Kälte war unter —20° geſunken, aber eine gute Geldentſchädigung ſollte er haben, wenn er ſich ſeiner Miſſion wie ein ganzer Mann entledigte. Das Geld für die Pferde hatte er in ſeiner Taſche, und er hätte ſich natürlich mit ſeiner Beute aus dem Staube machen können, aber daran dachte ich gar nicht, ich vertraute ihm blind, — und er vertraute mir.

Drei Tage ſpäter brachen wir in Feſtſtimmung auf, denn gegen Abend ſollten wir die Juſſup-alik-Quellen erreichen, dafür ſtanden Mollah Schah und Nias, welche die Gegend kannten, ein. Es dämmerte, es wurde dunkel, ja ſtockfinſter, und noch war nichts von irgendwelchen Quellen zu ſehen. „O, jetzt iſt es gar nicht mehr weit", verſicherte Mollah Schah ein über das anderemal und ſtiefelte, von ſeinen grünen Katzenaugen geführt, weiter. Wir kamen von dem Pfade ab, auf dem wir gezogen waren, ſolange Tag herrſchte. Dank dem harten, ebenen Boden hielten die Tiere dieſen langen, die Geduld auf die Probe ſtellenden Marſch aus.

Vor Müdigkeit und Schlafluſt fielen wir beinahe um, als die beiden Führer plötzlich mit dem Rufe ſtehen blieben: „Ein Feuer, ein Feuer in der Ferne!" Ein elektriſcher Schlag ſchien alle getroffen zu haben, ohne Verabredung wurde der Marſch beſchleunigt. Die lebhafteſte Unterhaltung kam in Gang in unſerem kleinen Wanderſtaate, in dem eben noch Grabesſtille geherrſcht hatte. Aller Blicke hingen wie feſtgebannt an dem kleinen hellen Punkte. War es ein

großes Feuer, so war es so weit entfernt, daß wir es während der Nacht nicht mehr erreichen würden; war es aber klein, so würden wir noch dorthin gelangen. Wir mußten es erreichen, sollten wir auch vor Müdigkeit zusammenbrechen, wenn wir nur endlich dazu kamen, unsere steifen Glieder an seinen funkensprühenden Scheitern zu wärmen, wo die Rettung uns mit offenen Armen erwartete. Bald würden wir die Unseren treffen, in ihrem Kreise sitzen und von unseren



Steinhaufen mit heiligen Inschriften.

Abenteuern erzählen, während Reispudding mit Fleisch, Fett und Gemüse über dem Feuer kochte. Wir elenden, erschöpften, hungrigen Wanderer würden uns dann endlich satt essen können.

Wie dem auch sei, Togdasin hatte seinen Auftrag mannhaft ausgeführt und sollte für seine Zuverlässigkeit auch einen ordentlichen Klumpen chinesischen Silbers erhalten.

In stockfinsterer Nacht gingen wir gerade auf das Feuer zu; bald verschwand es, bald flammte es wieder auf. Unsere Lotsen warnten vor Rinnen und trockenen Bachbetten. Ich sah nichts und mußte mich

bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, je nachdem mir die Hand vor Kälte erstarrte, an dem Boote, das ein Kamel trug, festhalten. Während der letzten Tage war auch ich zu Fuß gegangen, denn unsere letzten Pferde konnten sich kaum noch selbst schleppen.

Das Feuer war nicht mehr sichtbar, unsere Hoffnung erloschen, und die Müdigkeit machte sich wieder geltend. Einmal machten wir in einer Gegend Halt, wo Stauden wuchsen; ein paar davon wurden angezündet und bei ihrem Scheine eine gewaltige Menge von ihnen gesammelt und auf das Feuer geworfen. Gierige Flammen flackerten empor und warfen einen rotgelben, tanzenden Schein über die öde Steppe. Doch kein Zeichen von Einverständnis ließ sich wahrnehmen. Nun gut, wenigstens erwärmten wir uns ordentlich. Ein paar Revolverschüsse wurden abgegeben, die in der dunkeln Leere klanglos verhallten, ohne auch nur ein Echo hervorzurufen. Wir riefen, wir horchten mit verhaltenem Atem, die Gegend lag grabesstill da, und der Feuerschein zeigte sich nicht mehr. Vielleicht schliefen die anderen schon fest nach einem forcierten Ritte.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Als wir unser eigenes Feuer verließen, gähnte vor uns noch undurchdringlichere Finsternis als vorher. Ein Blinder kann keine schwärzere Nacht vor Augen haben, und unwillkürlich schaute ich zu den Sternen empor, um mich davon zu überzeugen, daß ich meine Sehkraft noch nicht eingebüßt hatte. Stunde auf Stunde schleppten wir uns nach Osten weiter, und die Tiere gingen mit, als witterten sie Weide.

Jetzt flammt das Feuer wieder auf! Wir passieren den ersten Gebüschgürtel, sichtlich der Vorbote der Wassernähe; wir können nicht mehr weit von den Quellen entfernt sein. Von Zeit zu Zeit riefen die Männer so laut, wie es ihre Lungen erlaubten, aber ihre Stimmen verhallten ungehört in der Nacht. Das trügerische Feuer wurde schwächer und verschwand. War es ein Irrlicht, ein Elmsfeuer, das uns irreführte, uns lockte und in dem Maße, wie wir uns ihm näherten, vor uns zurückwich?

In der Karawane erstarb das Gespräch, und unsere eben aufgeflackerte Hoffnung erlosch mit dem Feuer. Das Marschtempo wurde

unheimlich langſam, wir gingen nicht, wir ſchwankten vorwärts. Als ich nicht mehr konnte, gebot ich zu allgemeiner Zufriedenheit Halt. Wir hatten mehr als genug von der zwölfſtündigen ununterbrochenen Wanderung.

Schnell zündete Tſcherdon ein Feuer an. Die Karawane ſah in dem fahlen Lichte zum Erbarmen aus. Die Leute lagen am Boden, jeder an der Stelle, wo er Halt gemacht hatte. Infolge des Fehlſchlagens unſerer Hoffnung fühlten wir die Erſchöpfung doppelt. Die Kamele waren ruhig unter ihren Laſten ſtehen geblieben, und ihr Atem bildete in der Kälte Rauchſäulen.

Unſere Ausdauer ſollte indeſſen nicht ganz unbelohnt bleiben. Es ſtellte ſich heraus, daß wir von Weide und Brennmaterial umgeben waren, derengleichen wir ſeit Monaten nicht geſehen hatten. Eine Kanne Waſſer hatten wir noch, und unſer ſpätes Mittagseſſen beſtand aus einer kleinen Taſſe Tee und einem Stücke geröſteten Kulanfleiſches pro Perſon. Das Lager wurde proviſoriſch aufgeſchlagen, und das Feuer mußte eine gute Stunde als Signal für die Entſatzkarawane brennen, — falls es nämlich wirklich das Feuer der Unſeren geweſen und ſie möglicherweiſe ſchon nachts aufbrächen, um uns weiter weſtlich zu ſuchen. Und dann verſanken wir in einen bleiſchweren Schlaf unter dem funkelnden, klaren Sternengewölbe. Wir befanden uns jetzt wieder in einer Höhe von nur 3471 Meter Höhe.

Am Morgen des 15. Oktober ſchliefen alle gründlich aus. Die Gegend war ſtill und öde, nirgends zeigten ſich Menſchen. Eine Quelle lag in der Nähe, und wir konnten daher bleiben, wo wir waren. Tſcherdon, der von Togdaſin Kugeln und Pulver erhalten hatte, verſuchte ſein Glück auf der Jagd, kam aber um 2 Uhr mit leeren Händen wieder. Dafür meldete er aber, daß er fern im Weſten etwas Schwarzes geſehen habe, das er anfangs für eine Kulanherde gehalten, nachher aber ſei er zu der Anſicht gelangt, daß es Reiter ſeien, die ſich dem Lager näherten.

Ich eilte mit dem Fernglaſe hinaus. Es iſt in der Tat eine berittene Schar in einer Staubwolke. Wir beſteigen einen Hügel und beobachten die Schar mit der größten Spannung. Noch iſt ſie weit, weit entfernt und ſcheint ein wenig über dem Vegetationsgebiete, das

sie noch nicht erreicht hat, zu schweben. An den auf und nieder hüpfenden Bewegungen sieht man, daß sie angestrengt reiten. Jetzt verschwinden sie in dem dunkeln Vegetationsgürtel, aber die Staubwolke steigt noch über diesem auf. Es müssen die Unseren sein, die unser Signalfeuer nicht bemerkt haben, sondern bei Morgengrauen weitermarschiert sind, bis sie auf die Kamelspuren stießen und dann einsahen, daß wir aneinander vorbeigezogen waren.

Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt, als zwei Reiter hinter den Büschen auftauchen; dann zeigen sich noch zwei, die eine ganze Herde von Rossen vor sich herjagen. Sie reiten Karriere. Jetzt erkenne ich Islam an seinem Lederbaschlik. Er reitet auf einem Schimmel voran. Er treibt sein Pferd an und sprengt ein wenig vor den anderen heran, sitzt ab, grüßt und meldet, daß „im Schipkapasse alles ruhig" ist. Die übrigen waren Musa aus Osch, Chodai Värdi und Tokta Ahun aus Abdall.

Die wechselseitige Freude, die wir empfanden, das Leben, das während einiger Ruhetage im Lager herrschte, das großartige Festmahl mit Reispudding, das gefeiert wurde, — alles dieses kann sich der Leser selbst denken, und ich brauche nicht davon zu sprechen. Nur ein paar Tagereisen trennten uns noch von dem großen Hauptquartiere in Temirlik, wo wir, unserer Meinung nach, alles besaßen, was diese Welt uns bieten konnte. Damit war diese mühevolle Reise zu Ende. Sie hatte zu großen geographischen Entdeckungen geführt, aber diese hatten auch große Opfer an Strapazen, Leiden und Leben gekostet. Von den 12 Pferden lebten nur noch 2, von den Kamelen nur 4. Eines von ihnen erreichte glücklich Temirlik und stand dort zwei Tage lang wie eine Bronzestatue in dem gelbgewordenen Grase; am dritten Tage legte es sich nieder und starb, ohne die Weide auch nur berührt zu haben. Und, was das Traurigste von allem war, einer meiner Diener war den Anstrengungen erlegen, und zwar einer, den wir alle sehr lieb gehabt hatten.

Im Faltboot auf dem Ajag-kum-köll.

Siebzehntes Kapitel.

Erlebniſſe und Abenteuer in Nordtibet.

Am 11. November waren wir wieder zum Aufbruch bereit. Der Zweck dieſer neuen Exkurſion, die etwa einen Monat in Anſpruch nehmen ſollte, war, auf ſechs Päſſen drei der parallelen Bergketten Nordtibets zu überſchreiten und eine Karte von ihnen aufzunehmen, ſowie Tieflotungen auf dem großen See Ajag-kum-köll anzuſtellen, der unmittelbar weſtlich von dem See Kum-köll liegt, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon gemacht haben. Ich hatte eine auserwählte kleine Karawane, Tſcherdon, Islam, Tokta Ahun, Togdaſin uſw., 13 ausgeruhte Pferde und 4 Maultiere. Jolldaſch und Malenki hatten nichts dagegen, mitzukommen.

Ein Vergnügen war es eigentlich nicht, mitten im Winter in das Hochland zu ziehen, aber die geographiſchen Probleme, die zu löſen ich mir vorgenommen hatte, durften nicht vernachläſſigt werden. Nach anſtrengenden Ritten über wüſte Berge erreichten wir glücklich das Seeufer, wo wir in einer Tiefe von $1^1/_2$ Meter Trinkwaſſer fanden. Während des Ruhetages, der den Pferden hier bewilligt wurde, erhielten Tſcherdon und Togdaſin Erlaubnis, auf Jagd auszureiten. Sie blieben abends aus und kamen die ganze Nacht nicht zurück. Erſt gegen Mittag ſtellten ſie ſich wieder ein, und Tſcherdon erzählte uns folgendes: ſie waren bei der Verfolgung einer Herde von Archaris oder Bergſchafen durch wilde Täler bergauf geritten, hatten als die Steigung zu groß wurde, ihre Pferde zurückgelaſſen und waren über

Maſſen von herabgeſtürzten Blöcken zu Fuß weiter geklettert. Die Wildſchafe hatten ſie in immer höhere Regionen hinaufgelockt. Auf einmal war Togdaſin zuſammengebrochen und hatte über entſetzliche Herz- und Kopfſchmerzen geklagt. Tſcherdon holte die Pferde herbei, aber da der Kranke ſich nicht einmal im Sattel halten konnte, mußten ſie die Nacht dort zubringen. Togdaſin bat ſeinen Kameraden, ihn zu verlaſſen, er müſſe ja doch ſterben und wo es geſchehe ſei ganz einerlei. Während der Nacht ſchüttelte Tſcherdon Togdaſin von Zeit zu Zeit tüchtig, damit er nicht erfröre. Als der Tag anbrach, ſchleppten ſie ſich nach dem Lager hinunter. Togdaſins Zuſtand war höchſt beklagenswert, er war ganz verwirrt. Ich hatte ihn hier oben im Gebirge gefunden, ebenſo wie Aldat, und nun ſchien ſein Leben das nächſte zu ſein, das die Geiſter der Berge als Opfer fordern würden. Ganz ſo ſchlimm war es jedoch nicht. Wir ſchleppten ihn während der Exkurſion mit uns und ſorgten für ihn nach beſten Kräften. Im Hauptquartier wurde er dann gepflegt, aber ſeine Krankheit war außerordentlich hartnäckig. Wir brachten ihn noch lebend in die Tiefebene hinunter, und in der kleinen Stadt Tſcharchlik erholte er ſich. Aber er blieb für den Reſt ſeines Lebens ein Krüppel. Wie bei Aldat waren auch ſeine Füße ſchwarz geworden, und ſie fielen ihm nun buchſtäblich Stück für Stück ab, zuerſt die Zehen, darauf die Muskulatur des Fußes, ſo daß der Knochen bloß lag. Er konnte nicht mehr gehen, aber er war die ganze Zeit — im April 1901 — ausgezeichneter Laune und beklagte ſich keinen Augenblick. Ich ſchenkte ihm ein Pferd, Kleidungsſtücke und eine Geldſumme, und er war eitel Dankbarkeit. Armer Togdaſin, ob er wohl noch lebt?

Inzwiſchen wurde das Boot früh am Morgen des 18. Novembers in Ordnung gebracht, und Tokta Ahun ruderte mich über die ſalzige Tiefe des ſpiegelblanken Sees. Diesmal waren wir vorſichtig; außer Segel, Rudern, Rettungskiſſen, Tieflotungsapparaten und anderen Inſtrumenten nahmen wir Proviant für zwei Tage, eine kupferne Kanne mit Waſſer, ein Säckchen mit Eisſtücken nebſt Pelzen und Filzdecken mit; in der kleinen Jolle lag alles ſo voll, daß man ſich kaum bewegen konnte.

Das Wetter war herrlich. Der öſtliche Teil des Sees war mit dünnen Eisſcheiben bedeckt, die ſo intenſiv in der Sonne glitzerten, daß wir Schneebrillen aufſetzen mußten; die Schollen ſchaukelten und klirrten ſogar bei den unbedeutenden Wellen, die unſer Boot erregte. Das Eis ſtammte von dem Fluſſe her, der ſich in den See ergießt, während dieſer ſelbſt infolge ſeines ſtarken Salzgehaltes völlig eisfrei war.

Das Faltboot auf dem Ajag-kum-köll.

Während des Lotens flogen die Stunden vorüber. Gegen Sonnenuntergang ſah man Staubwolken längs des Südufers hinjagen. Dann ertönte das gewöhnliche, ſturmverkündende Brauſen, und bald befanden wir uns in den Strichen der Windbahn. Wir hielten unſeren Kurs, bis das Stampfen des ſchwerbelaſteten Bootes uns zwang, nach Südoſten zu rudern, und trieben nun in einer Richtung mit Wind und Wellen weiter. Die Dämmerung war ſchon eingetreten, und bei hohem Seegange an einem unbekannten Ufer zu landen, war gefährlich; die zerbrechliche Nußſchale konnte leicht zertrümmert werden.

Inzwiſchen tanzte das Boot weiter. Zum Glück hatte der Wellengang ſich des Eiſes am Südufer bemächtigt und es fortgetrieben, es

hätte ſonſt die Jolle wie mit Meſſern zerſchnitten. Die vor uns im Dunkeln leuchtende weiße Linie war die ſchäumende Uferbrandung. Ehe wir uns deſſen verſahen, tobte ſie ſchon um uns herum. Eine Woge ſchleuderte das Boot auf das Ufer, das hier glücklicherweiſe aus Sand beſtand, aber der Sog zog es ſofort wieder ins Waſſer, worauf es noch einmal mit ſolcher Wucht hinaufgeworfen wurde, daß die Holzrahmen krachten. Im letzten Augenblick ſprang Tokta Ahun ins Waſſer, und es gelang uns, das Boot aufs Land zu ziehen, aber erſt, nachdem ein paar anſtürmende Wellen hineingeſchlagen und einen Teil unſerer Habe durchnäßt hatten.

In dem Nachtlager, das jetzt im Windſchutze am Fuße eines Hügels eingerichtet wurde, verlebten wir einen recht gemütlichen Abend. Holzige Köuruk-Pflanzen lieferten vorzügliches Brennmaterial und wurden mit Hilfe kleiner, hier und dort angezündeter Filialfeuer in der Dunkelheit eingeſammelt. Nach einem wohlſchmeckenden Abendeſſen mit Tee, das Tokta Ahun zubereitet hatte, qualmten wir aus unſeren Pfeifen und ſchmiedeten großartige Pläne für die beabſichtigte Winterreiſe nach der Wüſte Gobi, dem alten Lop-nor und den Sümpfen des Kara-koſchun, die Tokta Ahun ebenſo genau kannte wie ſeine Taſche. Schon um 9 Uhr waren es —14°; als unſer Feuerungsmaterial zu Ende war, hüllten wir uns feſt in unſere Pelze und krochen unter die Boothälften. Ich muß freilich geſtehen, daß in dieſer Nacht aus dem Schlafe nicht viel wurde. Allerdings hatte ich vier Paar wollene Strümpfe und ein Paar ſchöne Pelzſtiefel, meinen Pelz und den Baſchlik an, und dazu noch Filzdecken, aber wenn man feſt angezogen iſt und die Kälte unter —22° herabſinkt, iſt es einfach unmöglich, ſich warm zu halten.

Wir waren auch halb erfroren, als wir vor Tagesanbruch aus unſeren dünnen Schalen krochen und die Teekanne wieder auf das Feuer ſetzten. Ich mußte mich entkleiden, um das Blut durch Reiben wieder in Umlauf zu bringen. Die Nachtkälte bleibt jedoch den ganzen Tag in den Knochen ſitzen, und richtig warm wird man erſt, wenn man ſich wieder in ſeinen gewöhnlichen, relativ bequemen Verhältniſſen befindet.

Bei 19° Kälte ſtießen wir das Boot vom Lande ab, um den See noch einmal, jetzt in nordweſtlicher Richtung, zu kreuzen; denn die Karawane hatte Befehl, in dieſer Richtung weiter zu marſchieren und uns an einem großen Feuer, das uns als Leuchtturm dienen ſollte, zu erwarten.

Schon als wir noch weit draußen auf dem See waren, glaubten wir, auf der rechten Fährte zu ſein, und vermeinten, das Zelt, die Jurte und die Tiere zu ſehen. Aber als wir nahe genug herangekommen waren, um mit dem Fernglaſe das Ufer deutlich ſehen zu können, verwandelten ſich jene in zwei kleine Hügel und dieſe in eine Kulanherde. Wir landeten dennoch und konſtatierten, daß die Karawane nach Weſten weitergezogen war. Zwei Bären waren kürzlich nach der entgegengeſetzten Seite getrabt, um die Murmeltiere in ihrem tiefen Winterſchlafe zu ſtören.

Es blieb uns keine andere Wahl, als am Ufer entlang zu rudern und die Unſeren aufzuſuchen. Eine Staubwolke unter der ſinkenden Sonne täuſchte uns; ſie war durch fliehende Kulane verurſacht. Ich war ſteifgefroren; Tokta Ahun hielt ſich durch das Rudern warm und ſang ein ſchwermütiges Lied aus den Hütten von Abdall. Schließlich durchdrang Feuerſchein die Dunkelheit. Drei Stunden hielten wir Kurs auf den Schein, dann verſchwand er wieder. Wir ruderten jedoch weiter, und ſchließlich wurde unſer Rufen durch Hundegebell beantwortet. Das Feuer loderte jetzt in unſerer unmittelbaren Nähe auf, und ein Fackelträger empfing uns am Ufer. —

Nach vielen harten Schickſalen waren wir nach Temirlik zurückgekehrt, wo die Kälte jetzt grimmig war und bis auf —27° ſank. Sechs Tage konnte ich dort vor dem nächſten Aufbruche ausruhen, aber die Zeit wurde mit Vorbereitungen zu der großen, langwierigen Exkurſion, die jetzt angetreten werden ſollte, ausgefüllt. Ein Andiſchaner Kaufmann, der ſich aus eigenem Antrieb in mein Lager begeben hatte, um dort Geſchäfte zu machen, ſtarb an der gewöhnlichen, ſchweren Bergkrankheit und wurde unter den üblichen Zeremonien begraben. Der kranke Togdaſin wurde eines Tages ins Freie gebracht,

und alle Mohammedaner verſammelten ſich um ihn, um die böſen Geiſter, die von ſeinem Körper Beſitz ergriffen hatten, durch allerlei Gebetformeln und Beſchwörungen zu vertreiben. Man opferte auch einen Bock, um Allah dadurch zu erweichen. —

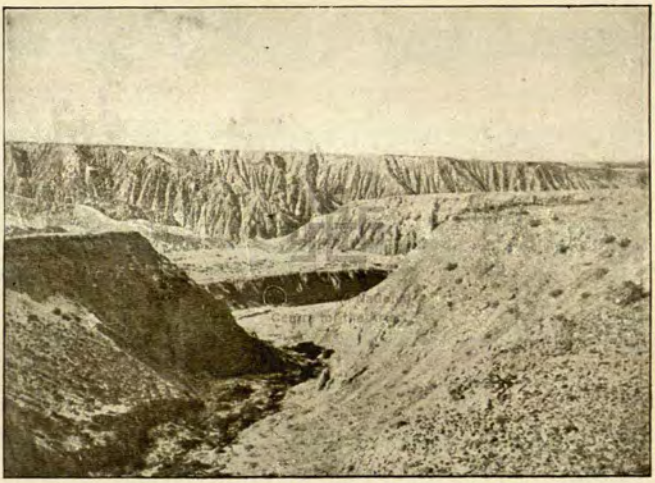
Am 12. Dezember verließ ich Temirlik zum letztenmal. Tſcherdon, Islam, Turdu Bai und ſechs andere Diener hatten Befehl, das Hauptquartier nach Tſcharchlik zu verlegen und dort etwa in vier Monaten meine Rückkehr zu erwarten. Mich begleiteten Schagdur, der direkt unter mir ſtand, Faisullah, Tokta Ahun, Mollah aus Abdall, Chodai Kullu, Chodai Värdi, Ahmed und der kürzlich angeworbene Jäger Li Loje. Außer dem Türkiſchen, ſeiner Mutterſprache, konnte dieſer noch Chineſiſch und Mongoliſch; er hatte in Bokalik Pferde geſtohlen und war ein bißchen verrückt. Elf Kamele trugen das Gepäck, und elf Pferde dienten zum Reiten. Jolldaſch, Malenki und Maltſchik, letztere nun zu großen, zottigen Karawanenhunden herangewachſen, bildeten unſere vierbeinige Eskorte.

Alle Tiere waren gründlich ausgeruht, einige der Kamele hatten ein ganzes Jahr lang keine Laſten getragen. Sie waren infolgedeſſen während der erſten Tage ungeduldig und mutwillig und mußten vorſichtig geführt werden, damit ſie ihre Laſten nicht abwarfen. Zwei der ruhigſten trugen meine Inſtrumentenkiſte, im übrigen beſtand die Hauptmaſſe der Ladung aus Mehl, Reis, Mais und Talkan (geröſtetes Mehl), Zelten, Kleidungsſtücken, Hausgerät, Spaten, Äxten, Eimern und dergleichen. Alles ging jedoch gut.

Unſer einziges Dromedar (einhöckeriges Kamel) war eine boshafte Beſtie. Der Geifer ſtand ihm wie Seifenſchaum um die Lippen und tropfte in großen Flocken auf die Erde. Sein eines Vorderbein war am Packſattel feſtgebunden, ſo daß das Tier, ohne im geringſten am Gehen gehindert zu werden, nicht laufen konnte. An das unmittelbar vor ihm gehende Kamel war es mit einer Kette befeſtigt; es konnte ſo ſeine Nachbarn nicht anfallen, was ſein eifrigſtes Dichten und Trachten war, und um das Maul trug es eine Halfter, die ihm das Beißen nicht geſtattete. Dieſer Veteran von Kaſchgar

sah prachtvoll aus mit seinen funkelnden, wilden, kohlschwarzen Augen, deren Weißes dann und wann, wenn er schlechter Laune war, beim Rollen hervortrat.

An dem See Gas-nor rasteten wir einen Tag, während dessen Tokta Ahun zu Pferd nach der Akato-tag-Kette hinaufgeschickt wurde, um dort einen geeigneten Paß ausfindig zu machen. Keiner von uns war je dort gewesen, aber die Leute wußten, daß diese Kette für außerordentlich schwer passierbar galt. Der Kundschafter kehrte spät abends



Das nach dem Passe des Akato-tag hinaufführende Tal.

mit dem Bescheid zurück, daß er einen Paß gefunden, der sich benutzen lasse, wenn nur seine höchste Schwelle mit Spaten bearbeitet würde.

Nach 29,6° Kälte während der Nacht traten wir am 17. Dezember durch einen engen, gewundenen Hohlweg wieder in die stillen Säle der Berge ein. Dieses Gebirge ist außerordentlich bizarr und ungewöhnlich. Es besteht aus lauter Ton, der von zahllosen, tiefen, trockenen Rinnen ausmodelliert ist. Wir hatten jedoch für vier Tage Wasser mitgenommen und lagerten unweit des Passes in einer gänzlich unfruchtbaren Gegend. Frühmorgens gingen einige Leute nach der Paßschwelle hinauf und gruben an dem steilen Abhange einen

Zickzackpfad. Auf dieſem wurden die Kamele einzeln hinaufgeführt, wobei die Leute von hinten nachſchoben und die Laſten ſtützten. Ein paar Tiere fielen und mußten abgeladen werden, worauf ihre Laſten hinauf getragen wurden.

Auf der anderen Seite geht es in ebenſo ſcharfen Krümmungen hinunter. Tokta Ahun verſicherte, es gebe nur eine ſchwierige Paſſage, und es zeigte ſich auch, daß die Schlucht dort ſo eng war, daß ſich kaum ein Fußgänger hindurchzwängen konnte. Es gelang uns jedoch,

Bahnen eines Wegs über den Paß.

die Kamele auf den Abhängen der rechten Seite glücklich daran vorbeizuführen.

Ein Ende weiter machte der Zug Halt, und die Männer eilten nach der Spitze. Der Korridor wurde wieder ſo ſchmal, daß die Laſten auf beiden Seiten anſtießen. Hier gab es keine Möglichkeit, auf den Seiten der Berge vorbeizuſchlüpfen, wir mußten durch das Loch, deſſen Wände mit den Beilen bearbeitet wurden. Inzwiſchen ging ich voraus und gelangte an eine Stelle, die noch ſchlimmer war. Der Hohlweg hatte ſich wie eine ſchmale Rinne unter den Lehmwänden der linken Talſeite eingeſchnitten, und dieſe bildeten überhängende,

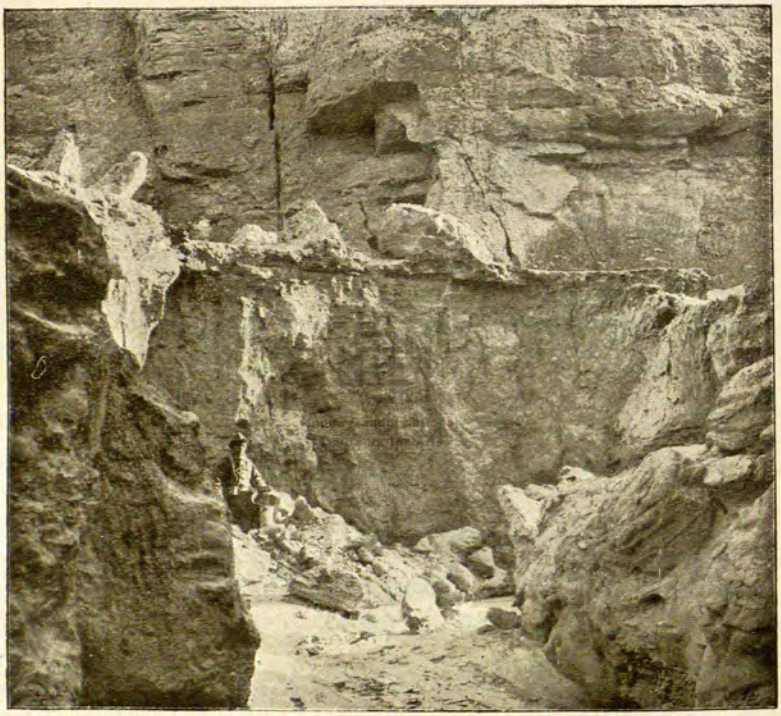
gefährliche, zerriſſene Gewölbe. Gerade hier hatte kürzlich ein Bergrutſch ſtattgefunden, und gewaltige Tonblöcke verſperrten den Durchgang. Einige von ihnen konnten wir mit vereinten Kräften unter das Gewölbe rollen, und diejenigen, die gar zu groß waren, wurden mit Spaten und Äxten zerſtückelt. Die Seitenwände wurden erweitert, die Pferde bahnten über die noch vorhandenen Trümmer einen Weg, und dann wurden die Kamele vorſichtig durch das Loch geführt, wo, im Falle eines neuen Bergrutſches die ganze Karawane begraben

Die gefährliche Brücke.

worden wäre. Am ſchwerſten hatte es, wie gewöhnlich, das Kamel, das die Feuerung trug. Es blieb mitten in dem Loche ſtecken und machte eine ſo verzweifelte Anſtrengung, loszukommen, daß die Holzlaſt ihm mit Donnergepolter abrutſchte und von den Wänden ein paar Tonblöcke herabſtürzten. Es ſah unheimlich aus, wie die ganze Geſellſchaft in einer undurchdringlichen Staubwolke verſchwand und man noch nicht wußte, ob ſich dieſe loſen Wände nicht anſchickten, herabzuſtürzen.

Unaufhörlich unterbrochen ſchreiten wir weiter; bald müſſen vorſpringende Ecken fortgehauen werden, bald ſind hinderliche Tonmaſſen

aus dem Wege zu räumen. Die Karawane machte wieder Halt. Beſchämt und niedergeſchlagen meldet Tokta Ahun, das Tal ſei verſperrt; er hatte ſich früher ſtets durch ſeine ſicheren, zuverläſſigen Angaben ausgezeichnet, nun aber hatte er uns in eine richtige Mauſefalle hineingelockt. Von den auf beiden Seiten viele hundert Meter hohen Bergen



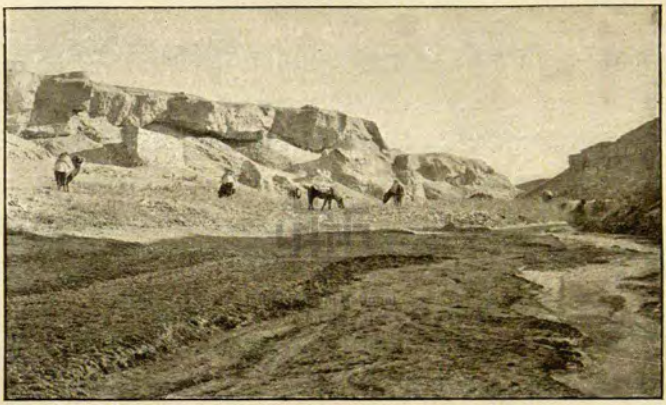
Der Platz, an dem wir umkehrten.

waren koloſſale Tonmaſſen herabgeſtürzt und hatten den Durchgang verrammelt. Unter dem herabgeſtürzten Material hatte ſich zufällig ein Wäſſerchen, das wohl dem Regen ſeinen Urſprung verdankte, einen Tunnel gegraben; auf deſſen Gewölbe hätten wir, falls es nicht unter dem Gewichte der Kamele einſtürzte, wohl noch weiter kommen können.

Bevor der Verſuch gewagt wurde, wollte ich jedoch ſelbſt rekognoszieren. Unweit der gefährlichen Brücke verſchmälerte ſich das Tal

noch mehr und ging in eine nicht einmal einen Meter breite und 15 Meter hohe Spalte über. Dieſe fiel ungeheuer ſteil nach einem dunkeln, unterirdiſchen Gange, einem Ablaufe für ehemalige Gewäſſer ab; in dieſer gewundenen Krypte hätte kaum eine Katze ihren Weg finden können. Nun war es klar; wir mußten dieſen ganzen verwickelten, mühſamen Weg wieder zurück, um an einer anderen Stelle zu verſuchen, ob es uns dort beſſer glücken wollte.

Nach mehrtägiger Wanderung durch vollkommen vegetations- und



Die Quelle am 22. Dezember.

waſſerloſe Gegenden entdeckten wir eine ſchöne Quelle, die von umfangreichen Eisſchollen und guter Weide umgeben war.

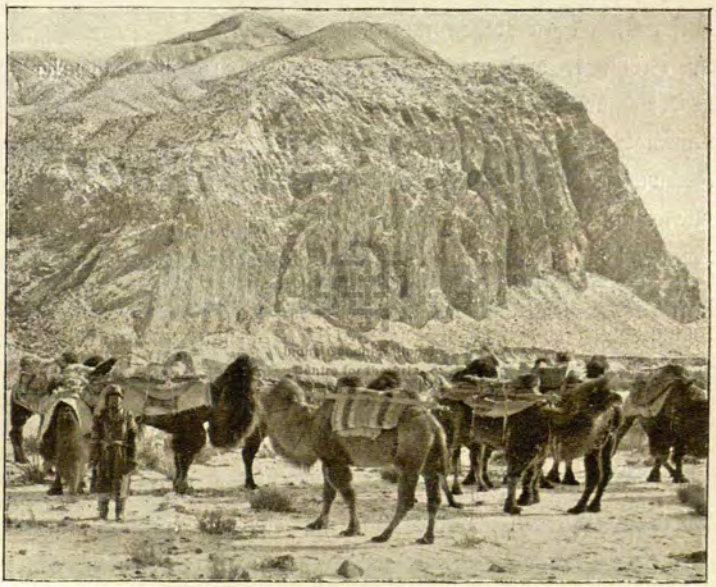
Ein neuer Weihnachtsabend brach an, ein langer, düſterer Tag, denn an ihm ſteigen alle teuren Kindheitserinnerungen wieder auf, und es iſt ſchwer, mit ihnen allein zu ſein. Wir ſchlugen das Lager in einer der Talmündungen des Aſtin-tag, einer außerordentlich öden Gegend, auf; aber Brennmaterial gab es dort, und ein munter ſprühendes Weihnachtsfeuer war das einzige, was an das fröhliche, helle Feſt in der Heimat erinnerte.

Damit die Erinnerungen an dem ſtillen Abend nicht Zeit und Gelegenheit hatten, auf mich einzuſtürmen, rief ich Schagdur, der das Ideal eines guten, treuen Dieners war, und lud ihn ein, bei mir

zu ſitzen. Ich weihte ihn jetzt in meinen Plan ein, Lhaſa wenn möglich zu beſuchen. Er ſtrahlte förmlich und freute ſich unausſprechlich über dieſes tolle Abenteuer. Von Kindheit an hatte er von dem heiligen Wallfahrtsorte des Lamaismus erzählen hören und er glaubte, daß wir dieſe Stadt glücklich erreichen würden, wenn wir uns als mongoliſche Pilger verkleideten. Es war ſchon Nacht, als ich ihn wieder gehen ließ, und er hatte ſichtlich den Kopf voll großer Träume. Von jetzt an plauderten wir oft über dieſen Plan und ſprachen dabei Ruſſiſch, ſo daß die Mohammedaner nicht verſtanden, um was es ſich bei unſeren Unterredungen handelte.

Unſer Zug ging nach Oſten weiter durch die öden und unbewohnten Gebirgsgegenden des Aſtin-tag. In der Nacht auf den 31. Dezember herrſchte ein fürchterlicher Sturm. Die Stangen fielen von der Wölbung der Jurte herunter, und dieſe mußte proviſoriſch mit Stricken feſtgebunden werden. Das Feuer mußten wir ausgehen laſſen, und erſt, als ich, ganz entkleidet, in mein Pelzneſt gekrochen war, taute ich auf, — nun konnte es draußen donnern, ſoviel es wollte. Dunkel war es in der Morgenſtunde, obgleich der Himmel klar war, und es heulte und pfiff um uns her. Unter ſolchen Umſtänden iſt das Reiten eine Tortur. Vergeblich kämpft man mit der Kälte und man kann kaum die Lebensgeiſter wachhalten. Man wird ſchläfrig und betäubt, die Glieder werden gefühllos und erſtarren in der Stellung, die man im Reiten einnimmt, und es bedarf einer Kraftanſtrengung, um ſich aus dem Sattel herabgleiten zu laſſen. Die Neujahrsnacht begann ſehr kalt und klar, und der Mond ſtand wie eine elektriſche Lampe am Himmel. Ich las die Bibeltexte und die Geſänge, die am letzten Abend des Jahres in allen Kirchen Schwedens geſungen werden, und wartete in meiner Einſamkeit die Wende des Jahrhunderts ab. Ein wichtiger Augenblick, wenn ein Jahrhundert mit ſeinem ganzen Abgrunde von Kummer und Sünde in die Nacht der Zeiten verſinkt! Hier läuteten keine Kirchenglocken; nur der Sturm, der vom Wechſel der Jahrhunderte unabhängig iſt, ſang in brauſenden Orgeltönen ſeinen wehmutsvollen Trauermarſch.

Am 1. Januar 1901 wälzten ſich mit unverminderter Kraft unerſchöpfliche Kaskaden von Luft durch die Täler. Von einer kleinen Paßſchwelle herab erblickten wir den koloſſalen, ſchneebedeckten Gebirgsſtock Anambaruin-ula. Dieſen Gebirgsknoten zu umgehen und einen Beſuch bei den Särtängmongolen zu machen, war gleichbedeutend mit einem Abſtecher von 310 Kilometer. Ich übergehe die Einzelheiten dieſer Reiſe. Genug damit, daß ſie grimmig kalt war, das Thermo-

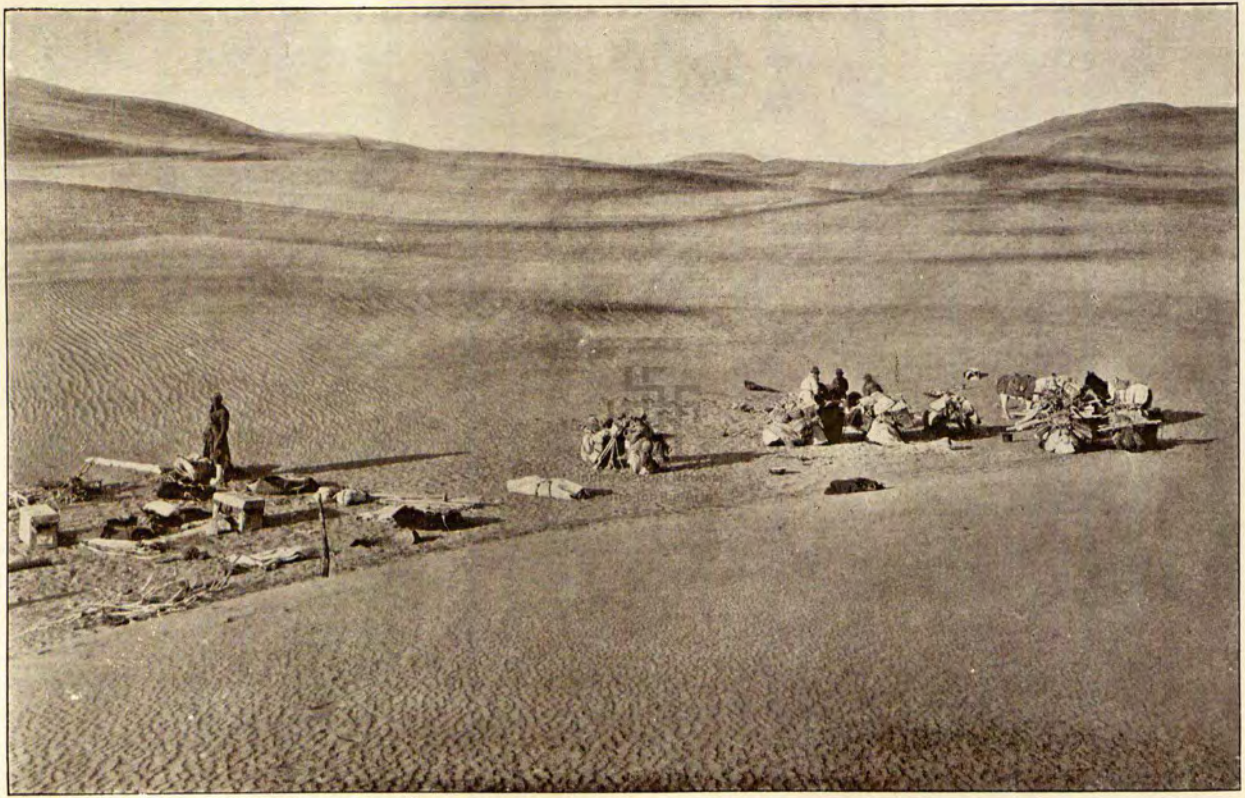


Aus dem Tale von Dſchong-duntſa.

meter auf —32,5° ſank und wir von den Mongolen freundlich aufgenommen wurden. Wir ritten um das Gebirge herum, bewunderten ſeine großartigen Szenerien und gewaltigen Talſchlünde, von denen Dſchong-duntſa der herrlichſte iſt, und kehrten glücklich nach dem Ausgangspunkte, dem Bache Anambaruin-gol, zurück.

Hier befanden wir uns an einem bedeutungsvollen Wendepunkte. Es war meine Abſicht, die Wüſte Gobi oder Scha-mo nach Norden hin zu durchziehen, und da wir begründeterweiſe erwarten konnten,

weite Strecken durch unbekanntes, waſſerloſes Land ziehen zu müſſen, war es wenig angemeſſen, ſo viele Pferde mitzunehmen. Wir behielten daher nur die drei beſten. Alle übrigen nebſt einigen ausrangierten, entbehrlichen Sachen wurden Tokta Ahun und Ahmed anvertraut, die Befehl erhielten, das Hauptlager in Tſcharchlik aufzuſuchen, und außerdem noch einen Brief an Tſcherdon und Islam Bai mitnehmen mußten. Dieſer Brief enthielt ein Verzeichnis des Proviants, deſſen wir bedurften, und ferner noch Auskunft über die Dispoſitionen, die zu treffen waren. Dann ſollte ſich Tokta Ahun mit dem Proviant, drei unbeladenen Pferden und dem Poſtkurier, der aus Kaſchgar angelangt ſein mußte, nach Kum-tſchappgan begeben, an welchem Punkte ſich der Tarim in den Kara-koſchun ergießt, und von dort noch zehn Tagereiſen am Nordufer des Sees weiter ziehen; dort ſollte er ein Standlager aufſchlagen, eine Hütte bauen, mit der Gegend bekannte, dort beheimatete Fiſcher an ſich ziehen und Enten und Fiſche fangen, damit wir, wenn wir aus der Tiefe der Wüſte an dieſen Vereinigungspunkt kämen, dort Obdach und Nahrung fänden. Auf einem von Norden her weit ſichtbaren Hügel ſollte um die Mittagszeit und gleich nach Einbruch der Dunkelheit ſtets ein großes Feuer unterhalten werden, deſſen Schein und Rauchwolken uns als Leuchtfeuer dienen könnten. An dieſem Vereinigungspunkte ſollten ſie ſich ſpäteſtens in 45 Tagen, vom 27. Januar 1901 an gerechnet, einfinden, dann ſofort mit dem Signaliſieren beginnen und damit fortfahren, bis wir etwas von uns hören ließen. Ich baute meine Pläne blind auf dieſe Verabredung. Wenn nicht alles klappte, würde unſere Lage recht kritiſch werden können.



Lager mitten in der Sandwüste.

Achtzehntes Kapitel.

Waſſer! Waſſer!

So dezimiert, begannen wir am 27. Januar 1901 unſre Wüſtenwanderung. Während der erſten Tage war das Terrain günſtig, Steppenland und kleine, leicht zu erklimmende Berge; Waſſer fehlte ganz, aber ein paar Kamele waren mit Eis in Säcken beladen. Nach Überſchreitung einer letzten Schwelle haben wir den alten, wohlbekannten Anblick vor uns, das Sandmeer, ein wahrhaftes Meer von koloſſalen Dünen. Ich ging, wie gewöhnlich, voraus, teils um nicht in dem ewigen Winde zu erfrieren, teils um als Lotſe die bequemſten Übergänge für die Meinigen ausfindig zu machen. Das Lager wurde an einer verhältnismäßig ebenen Stelle mitten im Sande aufgeſchlagen, — abſolut nichts weiter als Sand umgab uns auf allen Seiten. Einige Tage ſpäter ſtießen wir jedoch auf eine Oaſe mit Schilf und Tamarisken.

Am 9. Februar gruben wir am Nordrande der Wüſte einen Brunnen, der ſalzhaltiges Waſſer gab. Als wir ihn am Tage darauf verließen, hatten wir noch für 10 Tage Eis, was für Menſchen und Pferde, aber nicht für die Kamele hinreichte. Es handelte ſich jetzt darum, nordwärts durch gebirgige Steinwüſten zu ziehen, wo wir wenig Ausſicht hatten, Waſſer zu finden; ich ſah daher ein, daß uns eine gewagte Reiſe bevorſtand.

Einſtweilen marſchierten wir drauf los durch ganz unglaublich unfruchtbare, wüſte Gegenden, die nur ſelten etwas anderes als eine Kamelſpur belebte. Es war mir ein Genuß, dieſes Land, in das noch

nie ein Europäer seinen Fuß gesetzt hat und das auf unseren Karten von Asien nur ein großer weißer Fleck ist, zu besiegen. Unser Kurs führte mehrere Tage hindurch nach Nordosten. Dann und wann wurde ein niedriger Bergkamm überschritten, und ihm folgten endlose Steinwüsteneien, bis sich wieder ein kleiner Bergrücken in dem flachen Terrain erhob. Keine Spur von Wasser war zu entdecken, und in diesen Geröllbetten danach zu graben, wäre vergebliche Mühe gewesen. Ich hatte freilich gehofft, endlich einmal eine Quelle anzutreffen, aber als das Land nach Norden hin immer gleich wüst blieb, sah ich ein, daß unsere Lage anfing, kritisch zu werden. Die Kamele dursteten seit mehreren Tagen, wir mußten diese treuen, geduldigen Veteranen um jeden Preis retten.

Da standen wir nun, fern von der Gobi, die doch wenigstens Brunnen mit salzigem Wasser besaß, in einem trostlos ausgedörrten Lande, in dem nicht ein einziger Grashalm wuchs. Was tun? Sollten wir nach der Wüste Gobi zurückkehren? Nein, das war viel zu weit und unsicher; vielleicht hätten wir einen Teil von ihr erreicht, wo es keine wasserführenden Schichten gab. Weiter nach Norden zu ziehen, war geradezu Wahnsinn. Das Klügste war, auf Grund der im vorigen Jahre aufgenommenen Karte und der kürzlich ausgeführten astronomischen Ortsbestimmung den Versuch zu machen, die Oase Altimisch-bulak, deren Lage mir bekannt war, zu erreichen. Ich ging zu Fuß voraus und ruhte nur selten im Sattel aus. Wenn es wirklich die Situation zu retten galt, hatte ich keine Ruhe zum Reiten. Alle Leute mußten ebenfalls gehen, wir hatten ja nur drei Pferde, die schon ziemlich erschöpft waren.

Am 16. Februar kreuzten wir eine wirkliche Heerstraße für wilde Kamele; dort sah man nicht weniger als 87, zum Teil ganz frische Spuren. Wir blieben einen Augenblick stehen und hielten Kriegsrat. Sicherlich waren alle diese Kamele nach einer Quelle gelaufen, aber wie weit war es dorthin? Vielleicht mehrere Tagemärsche! Wir durften uns nicht verleiten lassen, ihnen zu folgen, sondern mußten treu an dem einmal bestimmten Kurse festhalten. Ich trug jede Kamelspur, die wir

ſahen, auf der Karte ein, um aus der Lage der Fährten möglicherweiſe wichtige Schlüſſe ziehen zu können. Es war, als hätten unſichtbare Geiſter dieſe Spuren hervorgezaubert. Bis ins Unendliche lag das Land ſtill und leer da, und dennoch waren ganze Karawanen von wilden Kamelen vielleicht erſt vor wenigen Stunden hier vorbeigezogen.

Es ſah für uns allmählich düſter aus; ſeit zehn Tagen hatten die Kamele nichts getrunken; man konnte nicht das Unmögliche von ihnen verlangen, wir mußten unſere Schritte beſchleunigen, um ſie zu retten. Am 17. Februar marſchierten wir den ganzen Tag; ich hörte die Karawanenglocken in der Ferne hinter mir, immer meiner Spur folgend wie ein memento mori, dem wir nicht entfliehen können. Todmüde legt man ſich ſchlafen und baut ſeine ganze Hoffnung auf den folgenden Tag. Doch ich fühle mich noch lange nicht ausgeruht, wenn Schagdur kommt, um mich zu wecken. Schon bei Tagesanbruch herrſchte ein halbnördlicher Sturm; er ging bald in einen Buran erſter Klaſſe über, der heulte und pfiff, ohne einen Augenblick zu ruhen. Er fegt am Boden hin, nimmt Staub, Sand und kleine Steine mit und peitſcht uns, eiſig kalt, in die Seite. Wenn man auch geht und ſtampft, man wird vom Winde durchgeblaſen und ſteifgefroren, die Hände ſchwellen und werden gefühllos. Die Drangſale häufen ſich wie böſe Geiſter um unſere Karawane; das Terrain iſt jetzt auch ſchwierig, zahlloſe Hügel werden in rechten Winkeln überſchritten.

Unſer Holzvorrat war längſt verbraucht, und auch nicht ein Span von Stecknadelgröße war zu finden. Alles iſt Stein und Sand. Die Kette, auf die ich losgeſteuert war und an deren Fuße ich eine Quelle zu finden gehofft, ſchien zurückzuweichen und uns zu fliehen; ſie verſchwand jetzt vollſtändig in dem aufgewirbelten Staubnebel. Am Abend erſchien ſie unerreichbarer als je. Die Kamele hielten ſich trotz dieſes forcierten Marſches aufrecht und bewahrten ihre königliche Haltung, und obwohl ſie keinen Stengel zu freſſen und keinen Tropfen Waſſer zu trinken hatten, gingen ſie doch mit hocherhobenem Kopfe, philoſophiſchem Blicke und langen, ſicheren Schritten vorwärts. Die Spuren der wilden Kamele waren jetzt meiſtens nach Nordweſten gerichtet,

wahrscheinlich nach der geheimnisvollen Quelle, an der wir vor einigen Tagen, unserer Meinung nach, vorbeigegangen waren.

Als es dämmerte, lagen wir in einer offenen Furche ohne Schutz gegen den Wind. Die Jurte wurde mit doppelten Filzdecken aufgeschlagen, aber der Ofen konnte aus Mangel an Brennstoff nicht benutzt werden. Die unbedeutende Wärme, die von mir selbst, meinen treuen Reisekameraden und dem flackernden Lichte ausgestrahlt wurde, verwehten die Windstöße. Um den unteren Rand der Jurte wird nachts ein Sandwall aufgeschüttet, aber trotzdem ist es drinnen so kalt wie in einem Eiskeller. Von dem Eise sind nur noch einige kleine Stücke übrig.

Während draußen der Sturm heulte und tobte, lag ich gut und ruhig in meinen Pelzen. Kalt und unangenehm war es, am Morgen des 19. Februar ohne das gewohnte Feuer aufstehen zu müssen. Nach einem frugalen Frühstück eilte ich zu Fuß voraus. Wasser, Wasser! Dieser eine Gedanke beherrschte uns alle. Wir müssen um jeden Preis eine Quelle finden, denn jetzt sind es zwölf Tage, seit die Kamele ordentlich getrunken haben; vor elf Tagen verließen wir den letzten Brunnen, aber die Tiere tranken nur wenig von seinem salzhaltigen Wasser, das ihnen jetzt so willkommen sein und so süß erscheinen würde. Finden wir nicht binnen einigen Tagen Wasser, so sterben die Kamele eines nach dem anderen, und was soll dann aus uns selbst werden! Wir mußten noch vier oder fünf Tagereisen von Altimisch-bulak entfernt sein; würden wir so lange aushalten können? Wenn die Kräfte auf die Neige gehen, bleibt ein verzweifelter Kampf ums Leben übrig.

Glücklicherweise pflegte ich stets die Eingeborenen über die Gegenden, in denen wir uns gerade befanden, auszufragen. Abdu Rehim, der uns im vorigen Jahre so geschickt nach Altimisch-bulak geführt, hatte mir damals erzählt, daß östlich von Altimisch-bulak noch drei Salzquellen lägen; auf diese baute ich meine Hoffnung. Doch wie leicht konnten wir an ihnen vorbeiziehen, wenn sie vielleicht im Terrain versteckt lagen. Ich war schon einmal um mein Leben gelaufen, in

der Wüſte Takla-makan; aber damals wußte ich wenigſtens, daß ich, wenn ich nach Oſten eilte, früher oder ſpäter am Chotan-darja anlangen mußte; dort handelte es ſich alſo um eine Linie; hier aber um einen einzigen kleinen Punkt, die Oaſe Altimiſch-bulak, wenn uns nicht das Glück hold war und uns nach einer der öſtlicheren Quellen hinführte.

Vielleicht findet der Leſer, daß es Tollkühnheit und Wahnſinn von mir war, auf dieſe Weiſe meine ganze koſtſpielige Karawane und meine ſchon gewonnenen Reſultate aufs Spiel zu ſetzen. Ja, ſo haben gewiß alle bisherigen Aſienforſcher gedacht, die es ſorgfältig vermieden haben, ſich in dieſen Teil des Kontinents hineinzuwagen; im Oſten und Weſten meiner Route war eine kleine Zahl anderer Reiſender vorgedrungen, aber gerade hier im Herzen der Einöden des Kurruk-tag, der „trockenen Berge", war bisher noch keiner geweſen. Afterweisheit und taktloſe Kritik haben ſich auch gelegentlich herabgelaſſen, mich in meinen Pflichten als Leiter einer Expedition zu unterweiſen. Sie haben mich darüber aufgeklärt, daß ich nicht berechtigt war, das Leben meiner Leute und der Karawanentiere an derartige Unternehmungen zu wagen. Sie haben vielleicht recht. Doch wollte man ſtets den vorſichtigen Ratſchlägen dieſer Alltagsweisheit folgen, ſo würde man ſchließlich ein Idiot werden und ſicherlich nie große Ziele erreichen. Man ſoll blind auf Gott vertrauen, aber ſonſt auf niemand weiter als auf ſich ſelbſt. Und glaubt man unerſchütterlich an ſein eigenes Glück, ſo wird man ſchließlich immer mit allem fertig. Die Beteiligten werden von dem uns ſelbſt beſeligenden Vertrauen unwiderſtehlich gefeſſelt und durch ein ebenſo blindes Vertrauen erfüllt. Hat man bei einem Wageſtücke Unglück, ſo wird man als törichter Menſch angeſehen; nur der Erfolg krönt ein an und für ſich wahnwitziges Unternehmen. Zeigt euch nie furchtſam, denn dann verliert ihr das Vertrauen der anderen; bleibt nur ruhig und kalt, auch wenn ihr auf der Wüſtenwanderung vor Erſchöpfung zuſammenbrecht. Gern will ich zugeben, daß es vielleicht ein Fehler oder eine Schwäche von mir iſt, mich gerade von den gefährlichſten Unternehmungen am meiſten reizen zu laſſen. Nun wohl, ich bin ſtolz auf dieſe Schwäche! Warum

ſollten meine Jahre in Unternehmungen verſumpfen, die auch andere ausführen können. Nein, ich fühle mich nicht befriedigt, wenn ich mich nicht mit Aufgaben beſchäftigen kann, an die ſich bisher noch kein anderer herangewagt hat. Dies iſt keine Prahlerei, ich wollte nur, daß der Leſer einen Einblick in meinen Gedankengang tun könne.

Ich lief ſo ſchnell, als brennte es hinter mir, und ließ die läutenden Glocken weit zurück. Meine in Temirlik angefertigten Stiefel hingen nach 300 Kilometer langer Fußwanderung kaum noch in den Nähten zuſammen, und meine ſchmerzenden Füße waren voller Blaſen. Ich war entſchloſſen, nicht eher Halt zu machen, als bis ich Waſſer gefunden hatte, — es war die höchſte Zeit. Am 19. Februar 1896 war ich nach dem Zuge durch die gefährliche Sandwüſte im Norden des Kerija-darja an Waſſer gekommen; heute war wieder mein Geburtstag, und ich vermutete zum Abend eine freudige Überraſchung.

Nach Weſten hin nahm die Zahl der Kamelſpuren zu; ſie beſtärkten mich in meiner Hoffnung; ich konnte kaum zwei Minuten gehen, ohne eine Spur zu kreuzen. Schließlich gelangte ich an einen niedrigen Bergrücken, der mich zwang, in einem trockenen Bachbette, in dem kürzlich 30 Kamele abwärts gezogen waren, nach Südweſten zu gehen. Da ich hier eine Tamariske fand und Haſen- und Antilopenfährten erblickte, blieb ich eine Weile an einer geſchützten Stelle ſtehen. Die letztgenannten Tiere können ſich nicht ſehr weit vom Waſſer entfernen.

Jetzt kam Schagdur; wir hielten Rat. Im Süden ſahen wir mehrere Tamarisken, zu denen wir uns begaben. Um ſie herum war der Boden zwar recht feucht, aber auch mit einer dicken Salzkruſte überzogen, und der Brunnen, der nach Ankunft der Karawane gegraben wurde, gab ſehr konzentriertes Salzwaſſer. Wir zogen daher in ſüdweſtlicher Richtung weiter. Der Sturm ſchob von hinten nach, man ging mit leichten, ſchnellen Schritten.

Ich eilte mit Schagdur vorwärts. Mein Schimmel folgte mir von ſelbſt wie ein Hund, und Jolldaſch ſchnüffelte ſuchend überall umher. Wir verließen die Spur einer Herde von 20 Kamelen nicht.

Auf dem Wege durch die Wüste Gobi.

So kamen wir gerade vor einen zur Rechten gähnenden Talſchlund zwiſchen niedrigen Hügeln. Hier vereinigten ſich alle Kamelſpuren der Gegend zu einem Bündel oder Hauptwege, der ſich gerade in das Tal hineinzog. Es widerſtreitet der Natur der ſcheuen Wildkamele, in Täler, wo ſie einem Hinterhalt ausgeſetzt ſein könnten, hineinzugehen. Sie ziehen offenes Terrain vor. Daher mußten ſie entſchieden eine beſondere Veranlaſſung zum Betreten dieſer ſchmalen Paſſage gehabt haben. Nur eine Quelle konnte die Schritte der Tiere dorthin gelenkt haben. Ich folgte alſo den Fährten taleinwärts und war noch nicht weit gelangt, als ich Jolldaſch an einer weißglänzenden Eisſcholle kauen ſah!

Wir waren gerettet und konnten unſeren müden Tieren getroſt zwei Ruhetage ſchenken; Weide gab es hier allerdings nicht, aber wir beſaßen noch einen kleinen Sack Gerſte von dem Vorrate, den wir von den Särtäng-Mongolen gekauft hatten. Beinahe den ganzen Abend amüſierte ich mich damit, die Kamele höchſteigenhändig mit kleingeſchlagenen Eisſtücken zu füttern; dieſe waren ſüß, während das aus der Erde quellende Waſſer ſalzig war. Die Tiere ſtanden geduldig wartend im Kreiſe, und es war eine Freude, ein Eisſtück nach dem andern zwiſchen ihren Zähnen zermalmen und verſchwinden zu ſehen. Sie knapperten daran wie kleine Kinder an Malzzucker, und ihre Augen glänzten vor Freude und Befriedigung. Es war ein ſchönes Stück Arbeit, den Durſt dieſer großen Koloſſe „ſtückweiſe“ zu ſtillen!

Als wir die Quelle verließen, nahmen wir einen Eisvorrat für mehrere Tage mit. Dies war jedoch überflüſſig, denn nach einigen Stunden paſſierten wir eine zweite Quelle, um die herum wir unzählige Kamel- und Antilopenſpuren ſahen. In der Hoffnung, einen Meiſterſchuß zu tun, blieb Schagdur dort zurück, während wir weiter zogen. Als ich ein Tal zwiſchen niedrigen Hügeln hinaufſchritt, erblickte ich gerade vor mir ein großes Kamel, das mich in dem Gegenwinde nicht witterte. Die Zudringlichkeit der Hunde errettete es aus der Gefahr. Dieſe wurden ſeitdem gekoppelt, denn jetzt bedurften wir friſchen Fleiſches, und überdies wollte ich ein Fell und das vollſtändige Skelett eines wilden Kamels mit in die Heimat bringen.

Nach einer Wanderung von noch einigen Stunden sahen wir im Süden etwas Gelbes aus dem Nebel hervorschimmern, augenscheinlich noch eine verlockende Oase. In ihrem entfernteren Teile erblickte ich 18 weidende Kamele und blieb wieder stehen; Li Loje wurde zurückgeschickt, um Schagdur zu holen. Die wilden Kamele betrachteten die schwarze Reihe ihrer zahmen Verwandten mit unabläſſiger Aufmerksamkeit. Endlich kam der Koſak atemlos an, aber er war zu eifrig und schoß zu früh. Die Tiere verschwanden schnell wie der Wind im Westen, und es hatte den Anschein, als würde ich kein Skelett erhalten. Die Oase Altimisch-bulak war jetzt meine letzte Hoffnung, denn dort würden wir das Land der wilden Kamele für immer verlaſſen. In der gelben Oase fanden wir Abdu Rehims dritte Quelle; seine Angaben hatten sich also als vollkommen richtig erwieſen.

Nach meiner topographiſchen Ortsbeſtimmung wären wir jetzt nur noch 28 Kilometer nach Weſtſüdweſt von Altimisch-bulak entfernt. Bei klarem Wetter hätte man die Oase schon aus sehr weiter Entfernung sehen können, aber bei dem ſtändig herrſchenden Winde, der die Luft mit Flugſtaub erfüllte, reichte der Blick nicht weit. Ohne es zu ahnen, hätten wir an der Oase vorbeiziehen können und würden von neuem in die Wüſte hineingeraten ſein und erſt am Tarim wieder Waſſer gefunden haben, eine Feuerprobe, welche die Karawane wohl ſchwerlich überſtanden hätte.

Mein Glücksſtern lenkte jedoch meine Schritte, und das gelbe Weideland tauchte aus dem Nebel auf. Die Schattenriſſe von fünf Kamelen zeichneten ſich über den Schilffeldern ab. Schagdur ſollte ſeine Schützenehre retten; er warf Mantel und Mütze ab und ſchlich ſich in das Gebüſch hinein. Mit dem Fernglaſe beobachtete ich den Verlauf der Jagd. Beim Abfeuern des Schuſſes begannen die Tiere ſich in Bewegung zu ſetzen, anfangs langſam, dann ſchneller, und huſchten nun wie ſchwarze Schatten über dem Schilfe hin, bis ſie jenſeits der Grenzen der Oase verſchwanden. Es waren 14 Tiere. Nach noch einem Schuſſe meldete Schagdur triumphierend, daß er ein großes, prächtiges Männchen erlegt und ein junges Weibchen verwundet habe.

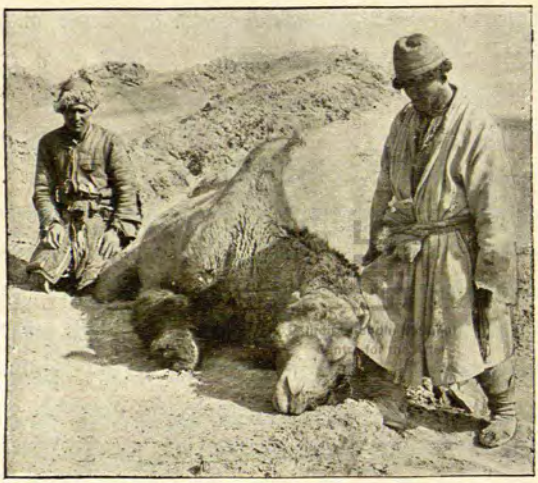
Das Skelett des erſteren befindet ſich jetzt in Stockholm, das Fleiſch des letzteren lieferte uns ſehr notwendigen Proviant.

Die Mohammedaner waren ſehr erſtaunt darüber, daß es mir gelungen war, die Quelle zu finden. Da wir 31 Kilometer zurückgelegt hatten, hatte ich mich alſo nur um 3 Kilometer verrechnet, was auf eine Geſamtſtrecke von 2000 Kilometer nicht viel iſt.

Ich muß noch eine kleine Geſchichte von Chodai Kullu erzählen. Dieſer Wackere, der einen alten Vorderlader mit Flintengabel beſaß, wollte gern als geſchickter Schütze gelten; aber in den vierzehn Monaten, die er in unſerer Geſellſchaft zugebracht, hatte ihn keiner auch nur einem Haſen etwas zuleide tun ſehen. Man glaubte, daß er überhaupt nicht mit einem Gewehre umzugehen verſtehe, und es erregte daher keine Verwunderung, als er es eines Tages für ein Spottgeld an Li Loje verkaufte, in deſſen Händen es ebenſo unſchädlich blieb. Als Chodai Kullu im vorigen Jahre in das Hauptquartier zurückgekehrt war, hatte er den anderen unter der Hand mitgeteilt, er habe in der Oaſe Altimiſch-bulak ein wildes Kamel erlegt. Jetzt baten ihn ſeine Kameraden, um ihn aufs Glatteis zu führen, ironiſch, er möge doch ſo freundlich ſein, ihnen die Überreſte ſeines Tieres zu zeigen. Chodai Kullu ſaß ſichtlich in der Klemme und redete hin und her, er habe ſein Kamel an einer anderen Quelle geſchoſſen. Doch keiner wollte ihm glauben, alle machten ſich nur über ihn luſtig. Er war ein friedlicher, phlegmatiſcher Menſch, linkiſch und jovial, ſeine Geſichtszüge waren ganz ausgeprägt komiſch, aber er war treu und verläſſig wie Gold.

Eines Morgens verſchwand er vor Sonnenaufgang lautlos aus dem Lager. Als er den ganzen Tag nichts von ſich hören ließ, wunderten wir uns, wo er geblieben ſein könne. Ein wenig verdächtig erſchien es freilich, daß auch ſeine frühere Flinte verſchwunden war. In der Dämmerung ſtellte er ſich wieder ein und er ſah abends ſo ſtolz und ſelbſtbewußt aus, als hätte er ein feindliches Kriegsheer in die Flucht gejagt. Es ſtehe jedem frei, ihn nach der Quelle zu begleiten und ſich dort das Gerippe des im vorigen Jahre von ihm

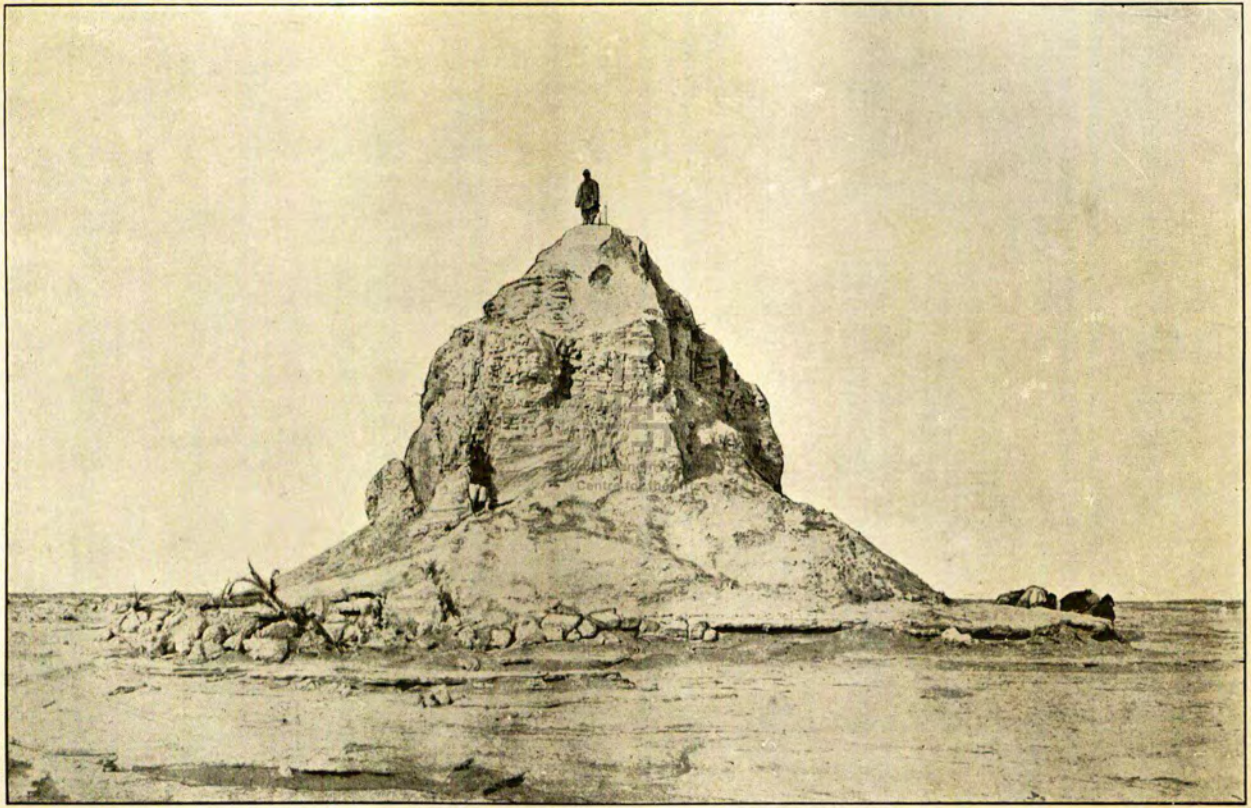
erlegten Kamels anzuſehen, erklärte er. Die Quelle war freilich in dieſem Jahre verſiegt, aber das Gerippe lag richtig dort, und, was mehr war, er hatte auf ſeinem Streifzuge noch eine andere Quelle entdeckt, wo er vier prächtige Kamele geſehen und eines von ihnen geſchoſſen hatte. Chodai Kullu ging ſchmunzelnd umher; er war in der Achtung der anderen bedeutend geſtiegen, und ſie waren über ihr anfangs gezeigtes Mißtrauen ſehr beſchämt. Ich muß geſtehen, daß ich ebenfalls zu den Ungläubigen gehört hatte, aber ich gab der gekränkten Unſchuld Genugtuung in Geſtalt eines dem Monatslohne hinzugefügten kleinen Extra-Silberklumpens.



Chodai Kullu und ſein wildes Kamel.

Als wir uns am 1. März nach Chodai Kullus Quelle begaben, marſchierte der Entdecker an der Spitze des Zuges, ſelbſtbewußt, pfeifend, ſingend und mit einer Miene, als ſei er unumſchränkter Herrſcher über alle dieſe Wüſten, Oaſen und wilden Kamele. Wir anderen hatten, noch immer beſchämt, nichts weiter zu tun, als ihm ſtill und artig zu folgen.

Die Entdeckung dieſer Quelle war inſofern wichtig, als ſie den Ruinen in der Wüſte näher lag und daher ein bequemerer Haltepunkt war. Ich ließ hier drei erſchöpfte Kamele, die drei Pferde und Chodai Värdi zurück, der bis auf weiteren Befehl ruhig hier bleiben ſollte. Der einzige „Proviant", den er aus unſeren ſehr zuſammengeſchmolzenen Vorräten erhielt, war — eine Schachtel mit Streichhölzern und eine Priſe Tee. Er konnte ſich alſo Feuer anzünden und Tee



Der erste Turm der untergegangenen Stadt.

kochen, und im übrigen durfte er ſich von dem erlegten Kamele, das ihm gerade vor der Naſe lag, ſo viele Schnitzel abſchneiden, wie er nur wollte. Während der Tage, die er an der Quelle zubrachte, litt der gute Chodai Värdi durchaus keine Not; als wir wieder zuſammentrafen, war er entſchieden dicker geworden. Die einzige Unannehmlichkeit, die er gehabt hatte, war, daß alle drei Pferde in der erſten Nacht nach der Oaſe Altimiſch-bulak durchgebrannt waren und er infolgedeſſen eine Extratour zu Fuß hatte machen müſſen.

Mit der ganzen übrigen Karawane und neun bis an den Rand mit Eis gefüllten Säcken begab ich mich am 2. März in die Wüſte hinunter und fand — nicht die vorigjährigen Ruinen und auch nicht die von Ördek beim Suchen des vergeſſenen Spatens entdeckten alten Häuſer, ſondern ein drittes altes Dorf oder eine Stadt, den größten Ort, den wir ſahen. Neunzehn Häuſer ſtanden hier noch zum Teile und konnten leicht gemeſſen und in ihren Riſſen aufgenommen werden. Die ganze Gegend beherrſchend, erhob ſich am Nordende des Dorfes ein 9 Meter hoher Lehmturm auf einem gleichfalls 9 Meter hohen, vom Winde ausmodellierten Hügel. Am Fuße des letzteren wurden meine Jurte und das Zelt der Leute am Morgen des 4. März aufgeſchlagen und der Eisvorrat unter einem geſchützt liegenden Lehmgewölbe in den Schatten gelegt.

Sobald die ſieben Kamele ſich etwas verſchnauft hatten, erhielt Li Loje den Befehl, ſie nach der Quelle zurückzuführen; dort ſollte er zwei Tage bleiben und dann in zwei weiteren Tagereiſen mit Chodai Värdi, den Pferden und allen Kamelen, die ſämtlich mit ſo viel Eis, wie ſie nur irgend tragen könnten, beladen werden müßten, zu den Ruinen zurückkehren; denn dann galt es, die ganze Wüſte noch einmal bis an die Kara-koſchun-Sümpfe zu durchqueren. Am 9. März ſollten wir wieder zuſammentreffen. Wir würden zu ihrer Orientierung ein gewaltiges Feuer auf dem Hügel unterhalten.

Wir machten uns ſchnell an die Arbeit und gruben und ſtöberten in den Häuſern. Wir fanden dort allerlei Hausgeräte, Münzen, Gefäße und dergleichen. Vielleicht barg der Turm, gleich einer indiſchen

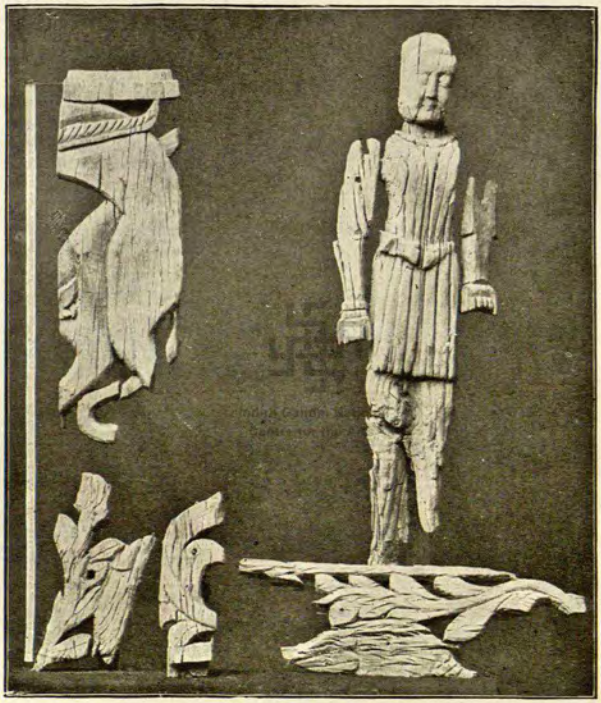
Stupa, einem Grabdenkmale, ein Geheimnis in seinem Innern. Wir gruben auf seiner Plattform ein Loch, aber es stellte sich heraus, daß er durch und durch massiv war. Ein großes Stück seines obersten Teiles mußte jedoch erst mit Seilen und Stangen abgerissen werden. Es fiel herab wie ein donnernder Wasserfall und wirbelte ganze Wolken schwarzbraunen Staubes auf.

Wenn, wie es oft der Fall war, spät abends noch irgendeiner der Unseren fehlte, pflegten wir am Fuße des Turmes riesenhafte Scheiterhaufen von den dort massenhaft umherliegenden Balken und Sparren, den Überbleibseln ehemaliger Häuser, anzuzünden. Es war ein außerordentlich phantastischer Anblick, wenn der alte Turm in feuerroter Beleuchtung dastand, während der Mond weiß und kalt am Himmel schien. Dicke Rauchwolken und ganze Feuerwerke von Funken flogen über die Wüste hin. Ein solches Feuer mußte in sternklarer Nacht schon in sehr großer Entfernung sichtbar sein, und ich hoffte, daß wir Tokta Ahuns verabredetes Feuer am Ufer des Kara-koschun finden würden.

Während der folgenden Tage durchstreiften wir die Gegend und fanden dabei Ördeks Ruinen wieder, in denen wir Bruchstücke eines besonders hübschen kleinen Tempels, mehrere geschnitzte Bretter mit Buddhabildern und verschiedene Kleinigkeiten entdeckten. Das Allerwichtigste aber war ein kleines Brettstück mit uns unbekannten Schriftzeichen. Schagdur fand es und errang also die Belohnung von zehn Liang (33 Mark), die ich dem Finder eines Schriftstückes, enthielte es auch nur ein einziges Wort, versprochen hatte.

Nachdem ich dieselbe Belohnung für einen derartigen Fund noch einmal ausgesetzt hatte, arbeiteten alle mit verdoppeltem Eifer. Sie ließen sich kaum Zeit zum Essen und Schlafen. Ihre Bemühungen wurden mit größerem Erfolge gekrönt, als ich zu hoffen gewagt hatte. Erst brachte mir Mollah einen Papierfetzen mit chinesischen Buchstaben, und dann wurden Hunderte von kleinen, vollgeschriebenen Papierstücken gefunden. Dieser Fund war ein Triumph. Jetzt konnte man vielleicht Schwarz auf Weiß erfahren, wie alt diese Altertümer waren und wie der Ort früher geheißen hatte!

Meine Hoffnung betrog mich nicht. Herr Himly in Wiesbaden, ein berühmter gelehrter Sinologe, hat dieſe Urkunden entziffert und mir mitgeteilt, daß die meiſten von ihnen aus den Jahren 264—270 nach Chriſti Geburt ſtammen, alſo aus der Zeit der chineſiſchen Kaiſer Yüan-Ti und Wu-ti. Wir erfahren auch, daß die Stadt Lôu-lan hieß



Schnitzereien in Pappelholz.
Rechts ein Buddhabild unter dieſem ein Fiſch. Das Maß zur Linken iſt ein Meter.

und daß die Bewohner Ackerbau trieben und mit mehreren anderen, in Dokumenten erwähnten chineſiſchen Städten in Verbindung ſtanden; es iſt die Rede von einem ganzen Kriegsheere, das einquartiert werden ſoll, von Beamten, von alltäglichen Angelegenheiten, die ſich in Lôu-lan zugetragen, von Jagd und Getreidelieferungen. Die gerettete Sammlung bringt mit einem Worte ungeahntes Licht in die politiſche und

phyſiſche Geographie des innerſten Aſiens während der erſten Jahrhunderte nach Chriſtus. Welch koloſſale Veränderungen ſind in dieſen 1600 Jahren hier vor ſich gegangen! Damals gab es hier fruchtbare Felder, grünende Wälder, rauſchende Kanäle, freundliche Dörfer, buddhiſtiſche Tempel und lebhafte Verkehrsſtraßen längs des großen Sees Lop-nor. Und jetzt! Nur unzählige Grabmale all dieſer Herrlichkeit! Man kann ſich kaum ein öderes Panorama denken als das, welches ſich auf den Zinnen des Turmes vor dem Blicke aufrollt. Nicht eine Spur von organiſchem Leben in irgendwelcher Geſtalt; die Gegend liegt ſo ſtill und düſter da wie ein Friedhof, der ſich bis an den Rand des Horizontes erſtreckt. Und weshalb iſt dieſe Veränderung eingetreten? Einfach deshalb, weil der Tarimfluß, der früher nach Oſten ſtrömte und ſich in den Lop-nor ergoß, ſeinen Lauf nach Südoſten und Süden nahm und den See Kara-koſchun bildete, während der Lop-nor austrocknete. Als das Waſſer verſchwunden war, ſtarb auch die Vegetation aus, und die Dörfer wurden von ihren Bewohnern verlaſſen. Der Leſer kann ſich gewiß denken, wie erfreut und glücklich ich war, dieſe alte Kultur der Vergeſſenheit entreißen und dem menſchlichen Wiſſensdurſte ſchenken zu können.

Ausſicht von dem Lehmturme nach Südweſten.

Signalfeuer am sechzehnhundertjährigen Turme von Lou-lan.

Neunzehntes Kapitel.

In kritiſchen Lagen.

Am 9. März loderte ein koloſſales Feuer auf dem Turmhügel, und zur feſtgeſetzten Zeit trafen Chodai Bärdi und Li Loje mit allen Kamelen, die ſich gründlich ausgeruht und ſattgefreſſen hatten, und den kümmerlich ausſehenden drei Pferden ein. Früh am nächſten Morgen herrſchten wieder Unruhe und eifrige Räumerei im Lager, wir wollten unſere Penaten von unſerer erſten Operationsbaſis forttragen und die ſtille Stadt wieder ihrer tauſendjährigen Ruhe überlaſſen. Würde je wieder ein abendländiſcher Pilger in Lôu-lans Mauern zu Gaſte ſein?

Die beiden Männer hatten von der Quelle nicht weniger als zehn Säcke und ſechs ziegenlederne Schläuche voll Eis mitgebracht. Mit all unſerem Gepäck und den mitzunehmenden Altertümern war die Laſt zu ſchwer, und die Kamele durften daher am Morgen drei Säcke Eis verſpeiſen. Die Karawane ſollte jetzt in zwei Partien geteilt werden. Faisullah, der mich im vorigen Jahre begleitet hatte, wurde beauftragt, mit Mollah und Li Loje, ſechs Kamelen, den drei Pferden, allem ſchwereren Gepäck und Proviant für vier Tage (mehr war nicht da) auf unſerem alten Wüſtenwege nach Kum-tſchappgan zu ziehen und mich dort zu erwarten. Es war allerdings gewagt, die Hauptmaſſe der Karawane nur drei Mohammedanern anzuvertrauen, aber Faisullah ſtand dafür ein, daß es gehen würde, und er erhielt überdies noch gründlichen Unterricht, wie er ſich von dem Kompaß nach Südweſten führen zu laſſen habe. Ich baute jedoch mehr auf mein eigenes Glück

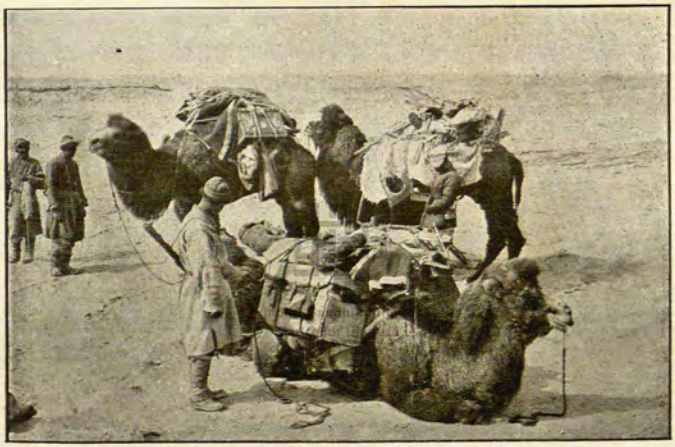
und nahm deshalb alle während der vier Monate gemachten Aufzeichnungen, die Beobachtungsjournale und die in Lôu-lan gefundenen Manuskripte selbst mit. Von Temirlik hatte ich außerdem noch alle auf der ganzen Reise gezeichneten Kartenblätter, über 800 Stück, mitgenommen, um sie in meinen Mußestunden zu kopieren. Die Kopien sollten von Tscharchlik mit Extrakurieren nach Kaschgar geschickt werden, um sicher aufbewahrt zu werden, falls das ganze Originalmaterial bei den Abenteuern verloren ginge, die uns aller Wahrscheinlichkeit nach in Tibet erwarteten. Für den Fall, daß die eine Partie in der Wüste von irgendeinem Unglücke betroffen würde, gab ich Faisullah die Kopien mit, während ich das Original und alle übrigen Papiere, die ich nicht für alles Gold der Welt verkauft hätte, behielt.

Was meine eigene Partie betrifft, so wollten wir direkt südwärts nach dem drei Tagereisen nordöstlich von Kum-tschappgan gelegenen Vereinigungspunkte ziehen, wo uns Tokta Ahun erwarten sollte. Dorthin sollte ein Präzisionsnivellement mit Nivellierlatte und Fernrohr durch die ganze Wüste ausgeführt werden, um die Richtigkeit der Theorien Professors Dr. Freiherr von Richthofen und meiner eigenen über die Lage des alten Sees Lop-nor zu beweisen, welche Theorien von fast allen russischen Geographen und einigen anderen energisch bekämpft worden waren.

Ich erwählte mir Schagdur, Kutschuk, Chodai Kullu und Chodai Bärdi zu Begleitern. Während ich mit dreien das Nivellieren besorgte, sollte uns der letztere unsere vier Kamele, von denen eines unser minimales Gepäck und die drei übrigen Eis trugen, nachführen. Ich hatte nur eine kleine Filzglocke auf einigen Latten als Zelt; die Leute mußten unter freiem Himmel schlafen, denn es war schon ziemlich warm. Der Proviant — Reis und Brot — wurde in Rationen geteilt und konnte bei einiger Sparsamkeit acht Tage reichen.

Während die beiden Karawanenabteilungen beladen wurden, brach ich mit meinen drei Gehilfen zu Fuß nach Süden auf. Die Uferlinie des ehemaligen Sees wurde passiert; die toten, vor anderthalb Jahrtausenden verdorrten Bäume, Büsche und Schilfdickichte hörten auf, und

dann waren wir draußen in der gelben, harten Lehmwüſte, die von unzähligen vom Winde ausgemeißelten Furchen und Rinnen durchzogen war. Hier und dort war der Boden weißgetüpfelt von Schneckenſchalen; es war der Boden des alten Sees. Wir waren ſo eifrig bei der Arbeit, daß keiner an Chodai Värdi und die vier Kamele dachte; ſie mußten ja, wie befohlen, dicht hinter uns ſein. Neunzehnmal waren die Stange und das Fernrohr weitergeſetzt worden und 9100 Meter waren nivelliert, als es anfing, dämmerig zu werden,



Die Nivellierungskarawane.

und die Zeit des Lagerſchlagens da war. Wir machten Halt, aber von Chodai Värdi war nichts zu ſehen. Wir hielten von kleinen Hügeln, die in grauer Vorzeit Tamarisken getragen hatten, nach ihm Ausſchau, doch grabesſtill lag die Wüſte da, und von einer Karawane war keine Spur ſichtbar. War der Mann weitergegangen oder war er verrückt geworden? Mich verzehrte die größte Unruhe. An einer Stelle, wo wieder trockenes Bauholz lag, wurde auf einem Hügel ein großer Holzſtoß angezündet, ein Signalfeuer, das weithin zu ſehen ſein mußte. Schagdur ging in der Dunkelheit auf die Suche.

Anſtatt uns nach der angeſtrengten Tagesarbeit und Fußwanderung mit Reis und Waſſer laben zu können, waren wir jetzt eine

Beute dieſer unheimlichen, quälenden Unruhe. Hatte ſich Chodai Värdi verirrt und ſah er unſer Feuer nicht, ſo war er unrettbar verloren, denn er hatte von der Exiſtenz der Kara-koſchun-Sümpfe nicht einmal eine Ahnung. Jemand in einer endloſen Wüſte ſuchen, ja eine ganze Ruinenſtadt dort ſuchen, iſt ausſichtsloſer, als nach einer Nähnadel im Heu zu ſuchen. Fanden wir ihn nicht, ſo war auch unſere Lage kritiſch; ohne Waſſer und ohne Nahrung würden wir ſchwerlich bis an den See gelangen, und was ſollten wir in den Oaſen anfangen, dort gab es ja nur Waſſer! Am meiſten aber quälte mich der Gedanke: „Werden auch die Reſultate viermonatiger, angeſtrengter Arbeit infolge der Dummheit dieſes Einfaltspinſels verloren gehen?“

Das Feuer loderte hoch und wild durch die gähnende Finſternis. Die Gegend war ſo ſtill und öde, als gehörte ſie einem unbewohnten Planeten an. Wir lauſchten, aber nicht ein Laut verirrte ſich hierher; mit dem Mute der Verzweiflung ſtapelten wir alles Holz der Gegend auf den Scheiterhaufen. Schließlich nahm die Müdigkeit überhand, und wir ſchlummerten um das Feuer herum ein.

Um Mitternacht ſchlich ſich Kutſchuk an mich heran und bat mich, zu lauſchen. Ein leiſes Geſpräch wurde in der Dunkelheit vernehmbar. Mit unterdrücktem Atem und regungslos wie Bildſäulen horchten wir alle drei. „Es ſind die Schritte der Kamele“, flüſterte Kutſchuk. Wir eilten hinunter. Da kam Chodai Värdi mit den vier Veteranen wohlbehalten an. Ich war ſo erfreut, als hätte ich alle Schätze Indiens geerbt, und vergaß ganz, dem dummen Kamelführer verdienterweiſe gehörig den Kopf zu waſchen. Es kam wohl auch davon, daß ich einen ausgeſprochenen Widerwillen dagegen habe, jemand körperlich zu züchtigen. Er erzählte, daß er zu weit nach rechts gegangen ſei, uns aus den Augen verloren habe, aber nach Südweſten weiter gezogen ſei, bis er in der Dämmerung ein Feuer und Kamelſpuren geſehen habe, die, wie er ſich geſagt, von Faisullahs Geſellſchaft herrührten. Da ſei er erſchreckt umgekehrt, bis er unſer Feuer erblickt habe, auf das er nun geradeswegs losgeſtürmt ſei. Es war ein Wunder, daß ſich keines der Kamele die Beine gebrochen hatte,

als ſie im Stockfinſtern über all die unzähligen Gräben, Rinnen und Gruben hinüber mußten. Zwölf Stunden lang war er umhergeirrt, während wir noch nicht 10 Kilometer zurückgelegt hatten; es wäre beſſer geweſen, wenn er bei den Ruinen von Lôu-lan geblieben wäre, deren alter Turm an der Stelle, wo wir lagerten, noch deutlich erkennbar war.

Jetzt wurde Teewaſſer aufgeſetzt und mein kleines Filzzelt aufgeſchlagen. Dann mußte Chodai Kullu nach der Richtung gehen, die Schagdur eingeſchlagen hatte, als er ſich auf die Suche begab. Er ſollte einige Flintenſchüſſe als Signal für den Koſaken abfeuern. Daß er weit ging, war gut zu beobachten, denn die Schüſſe wurden immer ſchwächer und erſtarben ſchließlich in der Ferne. Dennoch gelang es ihm nicht, den Geſuchten zu finden. Um Schagdur beunruhigte ich mich keinen Augenblick. Er war ganz der Mann dazu, ſich überall zurechtzufinden, und überdies war er mit der Topographie der Gegend vollſtändig vertraut, denn er beteiligte ſich mit Leib und Seele an meinen Kartenarbeiten und wußte genau, wieviele Kilometer wir noch vom Kara-koſchun entfernt waren. Er ging ſtets nach dem Kompaß, zählte ſeine Schritte und kannte ihre Länge. Doch als ich am folgenden Morgen bei einem heftigen Sandſturme erwachte, der uns nicht 50 Meter weit ſehen ließ, erſchien mir Schagdurs Lage höchſt ungemütlich, und ich nahm feſt an, daß er alles weitere Suchen aufgegeben hätte und ſich direkt ſüdwärts nach dem Kara-koſchun begeben würde.

Bei dieſem Wetter konnte keine Nivellierung ausgeführt werden. Wir mußten in der tückiſchen Wüſte liegen bleiben. Ich befand mich meiſtens bei den Kamelen, ſtreichelte ihre großen Zottelköpfe und ſtrich ihnen mit der Hand über die ſchönen ſchwarzen Augen. Wenn ſie nur hätten ahnen können, wie lieb ich ſie hatte, wie dankbar ich ihnen für ihre Dienſte war und wie leid es mir tat, ſie einem Führer anvertraut zu haben, der ſie unnötig gequält hatte und daran ſchuld war, daß ſie ſich die Fußſchwielen auf dem harten, faltigen Lehmboden wundgelaufen hatten. Wahrſcheinlich glaubten ſie wohl, es ſei notwendig geweſen, 40 Kilometer in die Kreuz und Quere in der

Wüste umherzulaufen. Was auch immer geschehen mochte, vorläufig traktierte ich sie mit dem ganzen Sack voll Schilf, den wir von der Quelle mitgenommen hatten, und mit einem Sack Eis obendrein.

Man denke sich mein Erstaunen und meine Freude, als um die Mittagszeit Schagdur mit leichten, elastischen Schritten aus dem Nebel auftauchte! Er war 19 Stunden in Bewegung, war in Faisullahs Lager gewesen und hatte dort einen kleinen Vorrat an Eis und Reis erhalten, den er in einer kupfernen Kanne mitnahm. In der Nacht kehrte er bei dem Sandsturme nach meinem Lager zurück, obwohl er fürchtete, uns dort nicht mehr zu finden.

Daß er uns in der Finsternis und bei dem Sandsturme fand, war ein Meisterstück sondergleichen! Nur ein Burjat, der sein ganzes Leben unter freiem Himmel verbracht hat und dazu Kosak ist, kann so etwas ausführen. Der Kompaß und das Schrittzählen waren ihm jedoch sehr nützlich gewesen. Schagdur war der beste Diener, den ich in meinem ganzen Leben gehabt habe, und nach den Proben, die er mir bei vielen Gelegenheiten von seiner Treue, Klugheit und Tüchtigkeit gegeben, glaubte ich, ihm alles anvertrauen zu können, und ich tat es auch später einigemal, wie der Leser sehen wird.

Das erste, was Schagdur nach abgestattetem Rapporte tat, war, daß er Chodai Värdi aus eigenem Antriebe eine, seiner Meinung nach notwendige, tüchtige Tracht Prügel gab. Er fand, daß ich viel zu gut gewesen sei, als ich die Schläge nicht selbst ausgeteilt hatte.

Am 12. März konnten wir weiterziehen, und am Abend des 13. nach beendeter Arbeit hatte die nivellierte Linie schon die Richtigkeit meiner Theorie bewiesen. Wir hatten eine Bodensenke gekreuzt, in welcher der Lop-nor sein Bett gehabt hatte, und Millionen von weißen Schneckenschalen sprachen deutlich dafür, daß wir auf dem Boden eines ehemaligen Sees hingezogen waren.

Um Schlag 7 Uhr ertönte ein Sausen und Brausen im Nordosten, und ein paar Minuten darauf jagte der schwarze Sturm mit ungezügelter Wut über den ebenen Boden, der ihm nicht das geringste Hindernis in den Weg stellt. Schnell wurden alle nötigen Vorsichts-

Sandsturm in der Wüste.

maßregeln getroffen, der Fixpunkt des Nivellements feſt gemacht, die Jurte verankert, die Feuer ausgelöſcht und, nachdem die Kamele mit dem Kopfe nach der Leeſeite gelegt worden waren, bereitete ſich jeder auf das Kommende vor. Die tiefſte Dunkelheit herrſchte, keine Sterne waren zu ſehen, keine Unterhaltung zu hören, nur der Sturm klagte und heulte. Ich ſchrieb im Liegen bei einem flackernden Talglichte, als Schagdur, wie gewöhnlich, um 9 Uhr hereinkroch, um das Kochthermometer zu ſtellen und mir bei den ſtändig wiederkehrenden meteorologiſchen Beobachtungen zu helfen. Dann ſagte er „Gute Nacht" und verſchwand, um nach ſeinem Schlafplatze bei der Küchenkiſte zurückzukehren, die kaum 15 Schritt entfernt in Lee ſtand. Eine halbe Stunde ſpäter hörte ich ſchwaches Rufen aus einer ganz anderen Richtung. Ich ſchrie aus Leibeskräften wieder, und bald guckte Schagdur wieder in die Zelttür. Er hatte ſich bei dem Sturme, der viel ärger als der vorherige war, verirrt und gar nicht wieder nach dem Lager hinfinden können. Jetzt hielt ich auf der Leeſeite eine kleine Ritze in dem Filzbehange offen, und dadurch, daß Schagdur rückwärts kroch und den Lichtſchein unausgeſetzt im Auge behielt, gelang es ihm diesmal, ſich nach ſeinem Lagerplatze zurückzufinden. Wer einen ſolchen Sturm nicht ſelbſt erlebt hat, kann ſich keinen Begriff davon machen; man wird ganz verwirrt, der Ortsſinn wird abgeſtumpft, man glaubt, geradeaus zu gehen, und geht im Kreiſe, nur ein Kompaß kann helfen, wenn nicht die Dunkelheit ſeine Benutzung unmöglich macht. Wäre Chodai Värdi von einem Sandſturme überfallen worden, er wäre verloren geweſen. Und da er allein war, hätte er zwar die Kamele von ihren Laſten befreien, ſie aber nicht wieder beladen können, weil die an ihren Leitern befeſtigten Laſten von mindeſtens zwei Perſonen gehoben werden müſſen. Mir ſchauderte bei dem Gedanken an das, was geſchehen wäre, wenn der Sturm ein paar Minuten früher eingetreten wäre.

Am Abend des 15. März mußten die Kamele das Strohpolſter ihrer Packſättel freſſen; dieſe waren jetzt nicht mehr ſo nötig, weil der Eisvorrat bedeutend zuſammengeſchmolzen war. Trinkwaſſer hatten

wir noch zur Genüge, aber es hatte von den Schläuchen einen widerlichen, moderigen Beigeschmack angenommen. Es schwammen noch einige Eisstücke in der Suppe, die genießbar waren.

Vergebens suchten wir mit dem Fernglase Tokta Ahuns Signalfeuer. Die Einöde lag jetzt so vollständig eben da wie der Spiegel eines Sees. Als wir am 16. aufbrachen, mußten wir nur noch 20 Kilometer bis an den See haben, aber die Nivellierung nahm sehr viel Zeit in Anspruch. Die ersten Anzeichen von „Land" stellten sich jedoch ein: wir begannen zu merken, daß wir uns dem Strande des Wüstenmeeres näherten. Die äußersten „Schären" bildeten abgestorbene oder absterbende Tamarisken. Kleine, niedrige Sanddünen, die sich auf der Leeseite der Sträucher angehäuft hatten, waren unseren schmerzenden Füßen sehr willkommen. Der Anblick ganzer Scharen von Wildenten ermunterte uns außerordentlich. Das Terrain fiel, wenn auch sehr langsam, nach Süden ab; dies verkündete die Nähe des Karakoschun, des südlichen Beckens der Lop-nor-Wüste.

Der 17. März war ein drückend heißer Tag. Alle waren vor Müdigkeit und Hunger erschöpft, die Wüste wurde wieder völlig unfruchtbar, der Boden glühte unter unseren Füßen, wir rückten nur ganz langsam vor, und ebenso langsam vermehrten sich die Zahlenreihen der Nivellierung. Bei der siebzehnten Stange blieben zwei Leute auf einer Düne stehen. „Wasser, Wasser, nach allen Richtungen!" riefen sie. Wir waren dem Kara-koschun so nahe, daß schon die 19. Stange in das Wasser selbst gestellt werden konnte.

So standen wir denn endlich, wie aus den Wolken gefallen, am Endpunkte dieser ermüdenden, Geduld erfordernden, aber höchst wichtigen Arbeit. Es war herrlich, sie hinter sich zu haben, und herrlich, vor der Einleitung eines neuen Kapitels, vor neuen Abenteuern und Erlebnissen zu stehen.

Der See breitete sich hier wie ein gewaltiger Spiegel aus, war aber seicht und sein Boden kahl und unfruchtbar. Das Wasser war leicht salzhaltig, aber jedenfalls besser als das lauwarme, faulige Getränk, das noch in unseren Schläuchen gluckerte. Die Kamele warfen

einen ruhigen, forſchenden Blick auf das Waſſer. Gewiß fanden ſie, gleich uns, daß hier gegenüber der jetzt durchwanderten Wüſte ein Paradies war. Am Ufer wuchſen vereinzelte Steppenſtauden, zwiſchen denen die Tiere frei umher liefen. Das Lager wurde am Strande aufgeſchlagen. Die Stimmung war außerordentlich heiter.

Wo aber war Tokta Ahun? Spuren menſchlicher Beſucher waren hier nicht zu entdecken. Die Uferlinie mußte ſich nach Südweſten, bis nach Kum-tſchappgan erſtrecken. Irgendwo auf dieſer Linie, wahrſcheinlich ganz in unſerer Nähe, mußte die Entſatzkarawane ſich niedergelaſſen haben. Bis hierher hatte ſie nicht gehen können, da ſie ja auf Gras und Süßwaſſer angewieſen war. Chodai Kullu erhielt Befehl, ſich ſofort auf den Weg zu machen, Tag und Nacht hindurch zu gehen und nicht eher zu raſten, als bis er Tokta Ahuns Geſellſchaft getroffen haben würde; wir würden ihre Ankunft in unſerem Lager erwarten. Es konnte nicht mehr als höchſtens einen Tag dauern. Der Kundſchafter bekam keinen Proviant mit, denn es war keiner mehr da, aber er brauchte wenigſtens nicht zu verdurſten.

Nachdem Chodai Kullu im Nebel verſchwunden war, begann für uns wieder das Leben à la Robinſon. Unſer erſter Gedanke war, etwas Eßbares zu erlangen zu ſuchen. Schagdur zog mit der Schrotflinte ab und kehrte mit zwei fetten Wildenten zurück, die wir brüderlich teilten; wir hatten einen ſolchen Wolfshunger, daß wir ihnen kaum Zeit ließen, auf den Kohlen ordentlich durchzubraten. Kutſchuk wollte auch nicht zurückſtehen. Er wollte ſein Glück zu Waſſer verſuchen. Ein großartiges Boot wurde hergeſtellt; ſein Hauptbeſtandteil war meine lederne, waſſerdichte Inſtrumentenkiſte. An ihren Längsſeiten banden wir die beiden Hälften der jetzt überflüſſigen Nivellierſtange und an dieſen die mit Luft gefüllten Schläuche feſt. In dieſem unbequemen Fahrzeuge paddelte Kutſchuk mit einem Spaten auf den See hinaus. Fiſche ſah er aber nicht, das Waſſer war zu ſalzig und der Seegrund unfruchtbar.

Es war für uns ein Segen, daß wir mit der Nivellierungsarbeit rechtzeitig fertig geworden waren, denn am Abend erhob ſich der vierte

Sandburan dieſes Frühlings, um drei Nächte und zwei Tage hindurch ohne Unterbrechung zu toben. Ich bereute tief, daß ich den guten Chodai Kullu hatte gehen laſſen, glaubte aber, daß er ſich während der Nacht an irgendeiner geſchützten Stelle geborgen haben werde. Streichhölzer zum Anzünden eines Signalfeuers hatte er bei ſich, aber bei einem ſolchen Wetter, wenn die Luft ſo dick iſt wie trübes Waſſer, wäre ein Feuer nicht auf 200 Schritt Entfernung ſichtbar geweſen.

Als der Mann am Abend des zweiten Tages noch nichts von ſich hören ließ, wurden wir unruhig. Hier war entſchieden etwas nicht in Ordnung. Vergebens ſpähten wir am Ufer aus, doch keine anderen Schatten als die unſerer eigenen Kamele tauchten aus dem Nebel auf. Wir konnten nicht länger auf dieſe Weiſe untätig liegen bleiben. Die Lage wurde auch nicht angenehmer durch den beſtändig umherwirbelnden Flugſand, der, wie feiner Sprühregen gegen einen geſchloſſenen Wagen, von der Seite gegen die Jurte ſchlug. Glücklicherweiſe ſchoß Schagdur fünf Wildenten, die ſofort in unſeren leeren Magen verſchwanden, obwohl ſie mit ſalzhaltigem Flugſand gepfeffert waren.

Am Morgen des 20. ſahen wir ein, daß wir auf Chodai Kullu und die Entſatzkarawane nicht mehr rechnen konnten. Augenſcheinlich hatte er die anderen überhaupt nicht gefunden, und es wäre ein Glück, wenn er ſich ſelbſt zu Menſchen hinretten könnte, ehe er verhungerte. Unſere Lage fing an, verzweifelt zu werden. So ſchlecht wie jetzt war es mir ſeit den Tagen in der Takla-makan im Jahre 1895 nicht gegangen. Wir hatten nichts zu eſſen als die Wildenten, die Schagdur erbeuten konnte.

Der Entſchluß, aufzubrechen, wurde ſofort gefaßt, und eilig verließen wir dieſes unwirtliche Ufer, das wir zuerſt mit ſo hoffnungsfreudigen Gefühlen erblickt hatten. Der Himmel war nach dem Sturme grau und wolkenſchwer, in der verſchwommenen Beleuchtung entſtanden keine Schatten. Wir folgten dem Ufer, das ſich ganz unvermutet nach Norden wandte. Hier und dort war Chodai Kullus Spur ſichtbar. Eine uralte Schilfhütte wurde paſſiert; ſie lag bis zum Dachfirſt im Flugſande begraben. Eine genauere Unterſuchung ergab, daß ein Kahn

an das Haus gelehnt ſtand. Blitzſchnell kam mir der Gedanke, daß dieſes Fahrzeug unſere Rettung werden könne. Mit ihm könnten Kutſchuk und ich in wenigen Stunden nach jenen Teilen des Kara-koſchun rudern, wo es Süßwaſſer, dichtes Schilf und Fiſche in Menge gab. Mit großem Eifer wurde der Kahn aus dem Sande ausgegraben. Zwei Meter waren ſchon freigelegt, als eine klaffende Spalte in ſeinem Boden ſichtbar wurde, auch war der ganze Vorſteven, der im Grundwaſſer ſtand, verfault. Alſo wieder vorwärts! Endlich bog das Ufer nach Süden ab, und wir folgten ihm. Eine zweite Hütte ſtand einſam und verlaſſen dicht am Waſſerrande. Schagdur bediente ſich ihrer als Deckung, ſchlich wie ein Fuchs am Boden hin und jagte einen Hagelſchwarm in eine Schar wilder Enten, die am Ufer ſchnatterten. Er kam mit ſieben von ihnen wieder und wurde mit Jubel empfangen. Wir konnten jetzt unſer Leben noch gut zwei Tage friſten.

Da das Seeufer gerade nach Süden lief, verließen wir es und zogen nach Südweſten. Chodai Kullus Spur verſchwand im Nordweſten. Was in aller Welt hatte er in der Wüſte zu ſuchen, dachten wir. Bei ihm mußte entſchieden eine Schraube los ſein, und wir verließen ſeine irreführende Spur. An einigen Salztümpeln, wo es gutes Gras und Brennmaterial gab, ließen wir uns für die Nacht nieder.

Spät am Abend, als ſich die Luft ein wenig geklärt hatte, zündeten wir zwei gewaltige Feuer von dürren Tamariſken an, aber ſie loderten auf, ſprühten, glühten und erſtarben, ohne eine Antwort zu finden. Die Nacht war ruhig und ſtill, keine verdächtigen Geräuſche ließen ſich hören, keine Reiter kamen mit froher Botſchaft. Meine Ungeduld und Unruhe ſteigerte ſich. Chodai Kullu hielten wir für verloren. Faisullah mußte jedoch ſchon ſeit einer Woche glücklich in Kum-tſchappgan ſein. Warum hatte er nicht ſo viel Vernunft, uns Entſatz zu ſchicken, da er ja wußte, daß wir am 10. März nur noch für acht Tage Proviant gehabt hatten und ſeitdem zwölf Tage verſtrichen waren! Und weshalb ließ Tokta Ahun nichts von ſich hören? Als wir uns am Anambaruin-gol trennten, hatte er Befehl erhalten,

uns rechtzeitig hier entgegen zu kommen. Hatte ihn ein Unglück betroffen, und war er überhaupt nicht nach Tscharchlik gelangt? Oder hatten ihm dieſe wandernden Seen, die alljährlich ihr Ausſehen und ihre Lage verändern, den Kopf verwirrt? Wann würden wir auf alle dieſe Fragen Antwort erhalten, und wann würde dieſe verwickelte Geſchichte entwirrt werden? Dunkel und ſchweigend breitete ſich die Nacht um uns her; Rauchſäulen ſtiegen von den erlöſchenden Feuern auf.

Am folgenden Tage kamen wir wieder an ein Seeufer, wo dichtes Schilf wuchs. Wieder ließen ein paar Enten vor Schagdurs Flinte ihre Flügel ſinken. Ich ritt auf meinem alten Wüſtenkamel und hatte ziemlich gute Ausſicht nach allen Seiten hin. Jetzt gebot uns ein ſchmaler Waſſerarm Halt, und der Reſt des Tages verging mit nutzloſem Umherirren, um aus dieſem Labyrinthe von Gewäſſern, die uns auf allen Seiten umgaben, herauszukommen. Ganz einfach durch dieſe ſeichten Kanäle und Sümpfe hindurch zu ziehen, war unmöglich, denn ihr Grund iſt Schlammboden, in dem man beinahe ebenſo leicht verſinkt wie im Waſſer. Unſer Lager befand ſich wie in einer Mauſefalle. Nur im Nordoſten, von woher wir gekommen waren, hatten wir feſten Boden.

Am Abend und in der Nacht bildeten ſich neue Waſſerarme, und wir mußten infolgedeſſen früh aufbrechen, um nicht vollſtändig eingeſperrt zu werden. Wir ſelbſt wären ſchon herausgekommen, aber die Kamele! Dieſer ſeltſame ſalzhaltige Schlammboden iſt hart wie Ziegelſtein, wenn er trocken iſt, aber weich wie Apfelmus, ſobald er überſchwemmt wird.

So blieb uns denn keine andere Wahl, als wieder umzukehren. An einem breiten Waſſerarme fanden wir Chodai Kullus Spur wieder; er war entſchieden hinübergeſchwommen, denn die Spur hörte im Waſſer ſelbſt auf! Er war jetzt ſeit fünf Tagen unterwegs. Vielleicht lag er, kraftlos zuſammengebrochen, irgendwo am Ufer und wartete auf Hilfe.

Am 23. März ging es nach Nordoſten weiter; die tückiſchen, neuentſtandenen Seen dehnten ſich noch immer nach dieſer Seite hin aus. Die Gegend war unfruchtbar. Ich ging weit voraus. Es wunderte

mich nicht mehr, daß meine Leute ſich hier nicht zurechtfinden konnten. Die Wirklichkeit ſtimmte mit der Beſchreibung, die ich ihnen davon gegeben hatte, durchaus nicht überein. Die neuen Seen hatten uns einen böſen Strich durch die Rechnung gemacht, aber es war höchſt intereſſant, ſie kennen zu lernen; ſie bewieſen, daß der Kara-koſchun nach dem alten Bette des Lop-nor zurückzukehren ſuchte.

Ein Ausläufer des wandernden Sees.

Unruhig und müde machte ich an einem Punkte Halt, wo der Waſſerarm ſich bis auf 7 Meter Breite verſchmälerte, um ſich gleich darauf in einen nicht ſehr großen See zu ergießen. Ich wartete auf die anderen. Der Grund beſtand aus blauem Tone und würde die Kamele tragen. Doch wollte ich ſie nicht eher hinüberführen, als bis Schagdur im Norden rekognosziert hatte, um zu ſehen, ob uns dort innerhalb Sehweite Waſſerflächen den Weg verſperrten. Nach einer guten Weile tauchte er am Oſtufer des kleinen Sees auf und forderte uns mit den tollſten Gebärden auf, dorthin zu kommen. Ich zog es vor, mündlichen Beſcheid abzuwarten, weshalb Schagdur ſich auf die Socken machte, und als er, atemlos, in Hörweite war, rief er, nach Südweſten zeigend: „Reiter, Reiter!“

In einer Staubwolke erſchienen zwei berittene Männer, die ſich uns ſo ſchnell näherten, als die Pferde laufen konnten. Schagdur hatte an der Stelle, von der aus er uns zuerſt gewinkt hatte, ganz friſche Spuren von fünf Pferden erblickt und ein paar Minuten darauf die Reiter entdeckt. Ich betrachtete ſie unverwandt durch das Fernglas und befand mich in der größten Spannung. Was würden ſie, wenn wir aus der Tiefe der Wüſte auftauchten, uns für Botſchaft bringen? Noch einige Minuten, und wir erkennen Tokta Ahun und — und — iſt es denn möglich? — Tſchernoff!

Nie bin ich mit größerer Wärme und Freude mit einem treuen Diener wieder zuſammen gekommen als in dieſer Mittagſtunde. Mein trefflicher Koſak zitterte vor Freude, und ſeine Wangen glühten vor Eifer; er ſehnte ſich, mir von allem erzählen zu können, und er wußte, daß ich durch ihn den abgeſchnittenen Faden wiederfinden und mit der Außenwelt, von der ich jetzt über ein halbes Jahr vollſtändig abgeſchnitten geweſen, wieder in Berührung treten würde.

Die Frage, die ich zuerſt beantwortet haben wollte, war: „Wie iſt es möglich, Tſchernoff, daß du hier ſein kannſt?“ Er erzählte nun, daß er und Sirkin ſich kaum zwei Monate in Kaſchgar aufgehalten, als ein Telegramm an Generalkonſul Petrowſkij mit dem Befehle im Namen des Kaiſers angelangt ſei, die beiden Koſaken ſollten ſich nach meinem Lager begeben, wo immer ich mich auch befände, und ich könne ſie dann ſo lange behalten, als ich wünſchte. Der Kaiſer hatte alſo meinen Brief erhalten und die große Güte gehabt, meinem Wunſche ſeine Zuſtimmung zu erteilen.

Als Tokta Ahun meine Botſchaft in Tſcharchlik ausrichtete, waren die Koſaken ſchon lange da, und Tſchernoff begleitete ihn daher nach dem Vereinigungspunkte am Norduſer des Kara-koſchun. Als ihnen die neugebildeten Seen Halt geboten, waren ſie in dem Glauben, daß ich auch dorthin kommen würde, dort geblieben. Sie hatten eine Hütte gebaut und jeden Mittag und Abend ein gewaltiges Feuer auf einem Hügel brennen laſſen, ja nicht einmal, wenn man des Sturmes wegen nicht hundert Schritte weit vor ſich ſehen konnte, hatten ſie es unter-

laſſen, meinem Befehle zu gehorchen. Mehrere Fiſcher aus Kumtſchappgan beſuchten ſie, und eine ganze Anſiedlung mit Schafherden, Pferden und Kähnen entſtand am Seeufer. Zwölf Tage hindurch hatten ſie ein idylliſches Leben geführt, gejagt, gefiſcht und weite Touren gemacht, um uns zu ſuchen. Eines ſchönen Tages ſtellte ſich der gute Chodai Kullu in ihrem Lager ein, und nun veränderte ſich die Situation mit einem Schlage. In wenigen Minuten ſtanden ihre Pferde und ihr Gepäck bereit, und ſie brachen unter Chodai Kullus Führung auf, um uns aufzuſuchen. Sie hatten ſich direkt nach unſerem erſten Lager am See begeben, als ſie aber dort ſahen, daß wir ſchon aufgebrochen waren, folgten ſie der Kamelſpur in denſelben verzweifelten Bogen, die wir gemacht hatten.

Jetzt ſuchten wir miteinander einen zum Lager geeigneten Platz auf, denn wir Wüſtenwanderer waren koloſſal hungrig, und die Rettungsgeſellſchaft hatte alle möglichen guten Sachen in ihren Ledertaſchen, ſogar Eier und Fiſche. Unterwegs trafen wir Chodai Kullu mit den Packpferden. Er ſaß auf einem Grasbüſchel und weinte bitterlich — ſo überwältigte ihn die Erinnerung an all die Schickſale, die er auf ſeiner fünftägigen Suche nach der Hilfsexpedition erlitten hatte. Er war unaufhörlich drauflos gegangen und ſchließlich in der Verzweiflung durch ganze Seen geſchwommen. Am dritten Tage ſaß er müde und niedergeſchlagen am Ufer eines von dieſen, als eine Schar Wildenten über ſeinem Kopfe hinſauſte. Wie durch ein Wunder fiel eine Wildente mit gebrochenem oder lahm gewordenem Flügel unmittelbar vor ſeinen Füßen nieder. Er ſtürzte ſich auf ſie und verzehrte ſie ſo, wie ſie war, bis auf die Knochen. Durch dieſe Mahlzeit geſtärkt, war er imſtande geweſen, noch zwei Tage weiter zu marſchieren, und hatte ſchließlich die Unſeren gefunden.

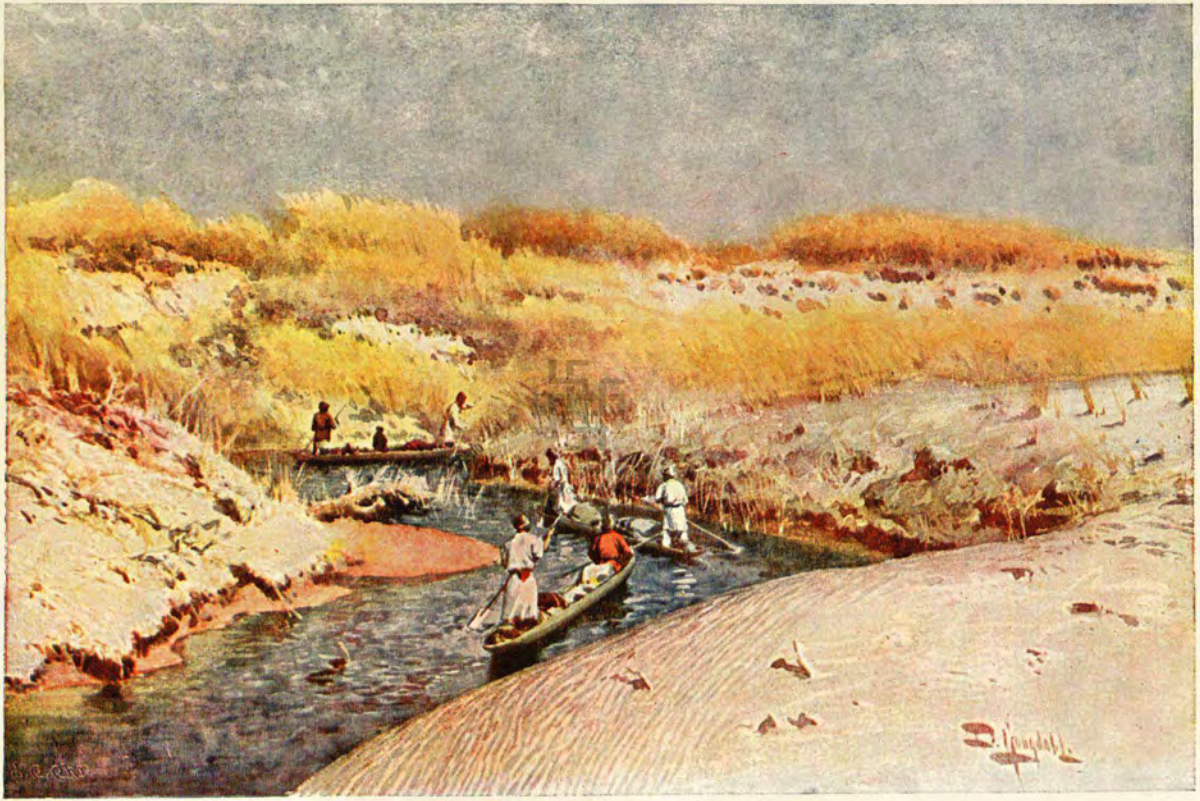
Chodai Kullu erhielt für ſeinen bewieſenen Mut und ſeine Entſchloſſenheit eine Extrabelohnung in Silber. Er verſicherte ruhig, daß er die ganze Zeit über feſt entſchloſſen geweſen ſei, nicht eher zurückzukehren, als bis er meinen Auftrag ausgerichtet, ſollte es ihm auch das Leben koſten. Seitdem er das wilde Kamel getötet hatte, war

er in den Augen der anderen sehr gestiegen, jetzt aber wurde er nie anders als „Batir", der Held, genannt. Solche Leute muß man haben!

Während seines Suchens war er auch auf Faisullahs Spur gestoßen und hatte daraus gesehen, daß dieser in verkehrter Richtung, gerade wieder in die Wüste, hineingezogen war. Sobald Tokta Ahun dies erfahren hatte, schickte er von Kum-tschappgan und Abdall zwei Hilfsexpeditionen aus mit Eseln, die Proviant und Wasser trugen. Ich hegte die lebhafteste Unruhe um Faisullah, hatte er doch alle die alten Schnitzereien und alle photographischen Platten usw. in seinen Kisten!

Nach zweitägiger Ruhe begaben wir uns nach der Hütte, von der wir noch vier Tagereisen entfernt waren. Das Allermerkwürdigste war, daß wir an dem Punkte, wo wir umgekehrt waren und beinahe vom Wasser überschwemmt worden wären, nur 3 Kilometer bis nach dem Lager der Rettungsgesellschaft hatten! Aber zwischen unseren Lagerplätzen gingen neue Wassermassen und Seen aus dem Kara-koschun und bildeten mitten in der Wüste einen beträchtlichen See, den wir jetzt umgehen mußten, — also vier Tagemärsche, um 3 Kilometer vorzurücken!

Auch dort rasteten wir und machten ein paar herrliche Kahnfahrten, bevor wir uns schließlich nach dem Ufer des Ak-köll begaben, wo Numet Bek, einer unserer alten Freunde, uns mit der frohen Botschaft entgegenkam, daß Faisullah gerettet sei und uns in Abdall erwarte. Spät abends verzehrten wir am Ufer mitten im ärgsten Mückenspiele unser Abendessen. Schließlich hörten wir Schiffer plaudern und Ruder plätschern, und fünf Kähne holten uns ab, um uns den Tarim hinauf nach Abdall zu bringen. Es war eine jener reizenden, unvergeßlichen Mondscheinfahrten in venezianischer Stimmung über ruhige, blanke Wasserflächen, wie ich sie schon mehrmals auf diesen friedlichen Wasserwegen gemacht hatte. In Abdall tönte uns wildes Hundegebell entgegen, das sich jedoch bald in Freudengeheul verwandelte, als Jolldasch, Malenki und Maltschik uns erkannten. Faisullah und seine beiden Kameraden befanden sich vorzüglich; sie fanden aber,



An schilfbedeckten Ufern.

daß ich ihnen, als wir uns bei den Ruinen von Lôu-lan getrennt, einen verzwickten Auftrag gegeben hätte. Sie hatten wohl die Wüſte glücklich durchquert, aber beim Anblick der neugebildeten Seen vollſtändig den Kopf verloren. Faisullah erkannte, wie natürlich, die im vorigen Jahre geſehene Gegend nicht wieder; er glaubte auch, der Kompaß ſei ein arger Schelm, den man lieber tief in einer Kiſte begraben ſollte. Kurz, ſie kehrten dieſen trügeriſchen Seen den Rücken, machten einen gewaltigen Bogen durch die Wüſte und gelangten, abgehetzt und erſchöpft, in die Nähe des Tarim. Alle drei Pferde waren bei der Geſchichte draufgegangen, und die Leute hatten zwei Wochen lang ausſchließlich von dem Fleiſche der gefallenen Tiere gelebt.

Jetzt waren alle unſere ausgeſtandenen Mühen vergeſſen, und alle waren wieder froh; die Männer ſchluchzten vor Rührung, als wir an einem gewaltigen Feuer im Freien unſere Schickſale erzählten. Was kümmerte es uns jetzt, daß unſer Schickſal bei mehreren Gelegenheiten ſo trübe und düſter ausgeſehen und daß ich beinahe an der Möglichkeit einer glatten Abwicklung dieſes verwirrten Garnes gezweifelt hatte. Jetzt lag die Zukunft wieder hell und freundlich vor uns, klarer als je ſchien jetzt der Mond, und gewiß iſt, daß wir ſeit langem nicht ſo gut geſchlafen hatten.

Nach ein paar Tagen der Ruhe brachen wir nach Tſcharchlik auf und ſagten dem Tarim und ſeinen Seen endgültig Lebewohl. Ich kann an dieſe fernen Gegenden in der Tiefe der Wüſte nicht ohne ein Gefühl der Wehmut und der Sehnſucht, ſie noch einmal wiederſehen zu können, denken.

Zwanzigſtes Kapitel.

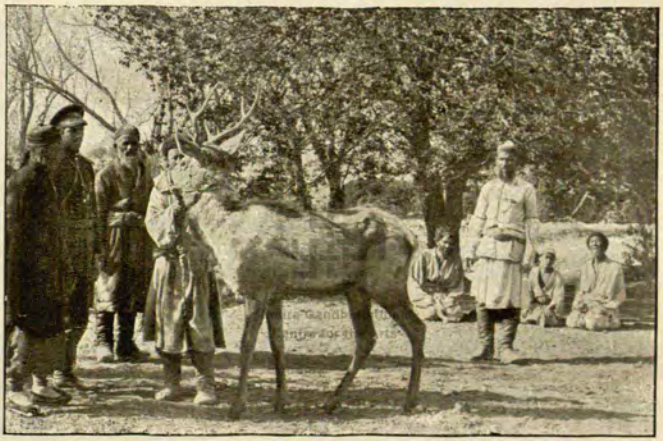
Der letzte grosse Aufbruch.

Jetzt folgte eine herrliche, recht notwendige Ruhezeit in der kleinen Stadt Tſcharchlik unter Vorbereitungen zu dem letzten Aufbruche nach Tibet, der ſchwerſten Aufgabe meines ganzen Reiſeprogramms, die noch zu löſen war.

Wir bewohnten ein nettes, geräumiges Gehöft mit großem Garten, in deſſen kühlem Schatten meine mongoliſche Jurte unter Maulbeer- und Pflaumenbäumen aufgeſchlagen war. Jolldaſch leiſtete mir in meiner friedlichen Wohnung Geſellſchaft, und draußen hielten Jollbars und einige zweibeinige Nachtwächter Wache. Ein ſchöner Hirſch, der in den Wäldern des Tſchertſchen-darja gefangen worden war, äſte frei innerhalb der Lehmmauer des Gartens. Er war mein beſter Freund und kam oft herbei, um Brot zu erhalten; zahm wie ein Hund und mit ſeinem Daſein zufrieden, ſchien er ſich gar nicht nach der Waldesruhe zurückzuſehnen.

Unter tauſenderlei Arbeiten gingen die Tage nur zu ſchnell dahin. Noch hatten wir keine Eile; das Gras würde in den Berggegenden noch wochenlang nicht ſprießen. Unſere Tiere konnten alſo ausruhen, freſſen und für die ihrer wartenden ſchweren Strapazen Kräfte ſammeln. Sie bekamen Mais und Schilf und ſpäter Gras in Menge und wurden von ihren Hütern ordentlich gepflegt. Islam Bai kaufte beinahe täglich ein oder zwei Kamele für mich, und als wir aufbrachen hatten wir 39, darunter allerdings drei Junge. Das jüngſte von

dieſen wurde am 6. Mai geboren und ſofort von uns in Augenſchein genommen. Das kleine Kerlchen konnte kaum auf ſeinen langen, zitternden Beinen ſtehen und betrachtete die unruhige Welt, die es umgab, mit neugierigen, aufmerkſamen Blicken. Nach zwei Tagen lief es jedoch ganz eingewöhnt und vergnügt auf dem Stallhofe umher und wurde aller Liebling. Es wurde beſonders ſorgfältig gepflegt und machte den größeren Teil des Zuges durch Tibet mit, und als es ſtarb, hatte es ſeine beiden Kameraden und ſeine Mutter ſchon längſt verloren.



Mein Hirſch im Garten.
(Links ein Chineſe, Tſchernoff und Turdu Bai, rechts Islam Bai.)

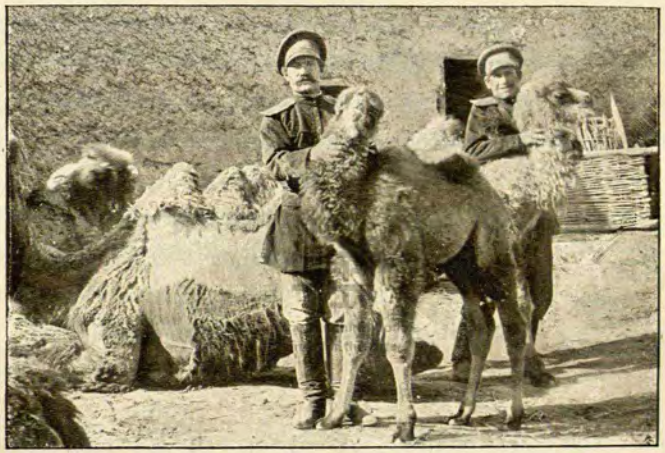
Proviant wurde für eine zehnmonatige Reiſe verkauft und in Säcke gepackt, die auf Saumleitern feſtgebunden wurden. Ende April ſtanden dieſe ſchweren Ballen in langen Reihen auf dem Hofe. Ich erſchrak beinahe bei dem Gedanken, daß alles dieſes durch das hochliegende Tibet geſchleppt werden ſollte, aber Turdu Bai verſicherte daß die Laſten nicht zu ſchwer ſeien und überdies mit jedem Tage an Gewicht verlieren würden. Da ſah man Reisſäcke, ſo ſtraff wie Trommelfelle auf ihre Leitern geſpannt, in einer anderen Reihe ſtand der Mais, in einer dritten das gebrannte Mehl und das friſch gebackene Brot. Große Ballen enthielten Pelze für die Leute und weiße Filzdecken zu Mänteln für die Kamele. Verſchiedene Kiſten bargen

meine Instrumente, Kleidungsstücke, Bücher, Konserven u. dgl., Munition, Geschenke für die Tibeter und tausend Dinge, die man auf einer langen Reise gebraucht. Für die Pferde und Kamele wurde außerdem noch ein großer Maisvorrat mitgenommen, den 70 gemietete Esel unter der Führung Dowlets, eines alten braven Mannes aus Buchara, mit einem halben Dutzend Treibern tragen sollten. In einem oder zwei Monaten mußten die Kamellasten so weit zusammengeschrumpft sein, daß die Kamele den Mais, den einstweilen die Esel trugen, übernehmen konnten, worauf letztere mit ihren Treibern wieder nach Hause zurückkehren sollten.

Bei dieser Arbeit leisteten mir meine vier Kosaken unschätzbare Hilfe; jeder von ihnen hatte seine Abteilung zu verwalten. Doch schon am 12. April erhielten die beiden Burjaten, Schagdur und Tscherdon, einen besonderen Auftrag zur Ausführung. Ich trug mich mit dem Gedanken, das geheimnisvolle Tibet nicht zu verlassen, ohne es wenigstens versucht zu haben, in Verkleidung nach Lhasa, der Hauptstadt und Residenz des Dalai-Lama, zu dringen. Daher mußte eine vollständige Ausrüstung an mongolischen Kleidungsstücken, Geräten, Kisten, Gefäßen usw. besorgt werden, kurz alles, was man bei den mongolischen Pilgern, die nach der heiligen Stadt wallfahrten, zu finden pflegt. Nur Schagdur war in meine Pläne eingeweiht, Tscherdon ließ ich in dem Glauben, sie hätten diese Einkäufe für sich selbst in Kara-schahr zu machen. Schagdur sollte auch einen Mongolen, der in Lhasa gewesen war und die tibetische Sprache beherrschte, mit nach Tscharchlik bringen.

Als die Zeit ihrer Rückkehr sich näherte, wurden die letzten Anordnungen für die Abreise getroffen. Ich hatte zwar eine sehr große Karawane zur Verfügung, aber unnötige Lasten wollte ich doch nicht mit über die Berge schleppen. Was sollten wir z. B. unterwegs mit allen gesammelten Skeletten und Fellen, allen Gesteinproben und den schweren Holzschnitzereien aus Löu-lan tun? Diese Sammlungen machten die übliche Last für 8 Kamele aus, die also neun Monate lang beinahe täglich beladen und wieder von ihren Lasten befreit werden müßten. Nein, lieber die ganze Geschichte auf dem großen Karawanen-

wege über Akſu nach Kaſchgar ſchicken! Unter den Mohammedanern gab es nur einen, dem ich einen ſo wichtigen Auftrag anvertrauen zu können glaubte: Islam Bai. Es wurde mir freilich ſchwer, mich von ihm zu trennen, aber das Programm, das er zu befolgen hatte, ſöhnte uns beide damit aus. Er ſollte die Sammlungen zu Generalkonſul Petrowſkij in Kaſchar bringen und dann fünf Monate Urlaub haben, um ſeine Frau und ſeine Kinder in Oſch beſuchen zu können. Darauf ſollte er nach Kaſchgar zurückkehren, ſich mit meiner Poſt und



Sirkin und Tſchernoff mit den beiden jüngſten Kamelen.

einer Geldſumme nach Ladak begeben und dort meine Ankunft erwarten. Der alte Faisullah, der nach all den ausgeſtandenen Mühen der Ruhe bedurfte, ſollte ihn nach Kaſchgar begleiten.

Ein zweiter wichtiger Auftrag, den Islam Bai erhielt, war die Mitnahme meiner gewaltigen Poſt nach Kaſchgar. Der wichtigſte der Briefe war einer an Lord Curzon, den Vizekönig von Indien, den ich bat, in Leh in Ladak eine Anleihe von einigen Tauſend Rupien (1 Rupie = 1,40 Mark) machen zu dürfen; ich erwähnte auch die Möglichkeit eines kurzen Beſuches in Indien und bat, in ſolchem Falle einen der Koſaken mitbringen zu dürfen. Die liebenswürdige Antwort, die ich bei meiner Ankunft in Leh erhielt, gehört in ein ſpäteres Kapitel meines Buches.

Am 5. Mai verließ Islam Bai unser Hauptquartier, um mit acht Kamelen, einigen Pferden und ein paar Dienern nach Norden und Westen zu ziehen.

Drei Tage später war die Hauptkarawane reisefertig. Alle Lasten, einige achtzig, standen in dem Gäßchen vor dem großen Tore aufgereiht und wurden nun der Reihe nach auf die Rücken der Tiere gehoben. Es war eine gewaltige Karawane, die größte, die ich je unbekannten Schicksalen entgegengeführt habe, die größte, die je unter Führung eines Europäers — und mit friedlichen Absichten — nach dem Innern Tibets vorgedrungen ist. Sie zog in verschiedenen Abteilungen ab und füllte den ganzen Weg vor dem „Yamen" aus, wo der chinesische „Amban" oder Distriktsvorsteher residierte. Zuerst schwankten meine Kisten in dem glühenden Sonnenbrande fort, dann die Sachen der Leute, die Zelte, das Boot und die Pelz- und Filzballen, darauf die verschiedenen Proviantkarawanen, jede Abteilung mit ihren besonderen Führern.

Als die letzten Kamele beladen aufgestanden waren, setzte sich der Zug in Bewegung. Zwei der Kamelfüllen folgten freiwillig ihren Müttern, die die Blicke ängstlich auf sie gerichtet hielten. Das jüngste Füllen dagegen, das erst zwei Tage alt war, wurde sorgfältig in Filzdecken gepackt und auf mein altes Reitkamel gelegt. Die Mutter, die hinter diesem ging, brüllte unruhig und suchte ihr Junges, beruhigte sich aber, als sie sein Versteck ausfindig gemacht hatte. Alle Tiere waren in vorzüglicher Verfassung, kräftig und gesund. Die Pferde waren vor überschwellender Kraft und Lebenslust halbwild, sie machten draußen auf der Straße einen entsetzlichen Lärm, warfen ihre Lasten ab und liefen umher. Glücklicherweise trugen sie nur Proviantsäcke, die eine derartige Behandlungsweise vertragen konnten.

Diesen gewaltigen Zug beim Klange der Glocken, unter Geschrei und Rufen, Brüllen und Wiehern von unserem stillen Gehöfte im Schatten der Weiden fortziehen zu sehen, war ein wirklich großartiger Anblick. Seitwärts am Wege stehend musterte ich sie alle. Die Lasten knarrten auf ihren Leitern von frischem Holz, als die Kamele in langen Paßschritten vorwärtsschwankten. Ein seltsamer, vielseitiger, bunter

Pilgerkarneval! Ich fühlte mich reich und glücklich, daß es mir gelungen war, alles dieses zustande zu bringen, und ich wußte, daß das ganze unbekannte Tibet offen vor mir lag. Wenn ich es nur verstand, dieses Werkzeug richtig zu benutzen, konnte ich dem menschlichen Wissen riesige Strecken des geheimnisvollen Landes erobern. Der Landstraßenstaub umwirbelte in dichten Wolken die buckligen Riesen, die meine Pläne über die höchsten Gebirge der Erde tragen sollten. Es war mir, als lege sich ein Trauerflor um den ganzen üppigen, lebensfrohen Zug, als schwebe ein Heer von Todesengeln über der Karawane. Die Halsglocken der Kamele läuteten den Aufbruch nach vielen stillen Gräbern in unbekannten Gebirgseinöden ein. Ich ahnte, daß diese Reise für die meisten Tiere ein Todesweg werden würde, ein Weg, der Leiden und Tränen kostete, und daß die Route nicht ohne Grund mit Rot auf der Karte verzeichnet wurde, — sie kostete Blut!

Tschernoff wurde zum Oberbefehlshaber der Karawane ernannt, während Turdu Bai der Aufseher der Kamele war. Sie hatten Befehl, über Abdall und Tattlik-bulak hinaufzuziehen und nach drei oder vier Wochen am Ufer des Kum-köll Halt zu machen, wo wir sie gesund und munter wiederfinden werden. Sie nahmen sieben Hunde und den Hirsch mit und sollten in Abdall fünzig Schafe kaufen.

Als sie zwischen den Gärten verschwunden waren, lag unser Serai still und öde da, die Höfe standen leer, und wir fühlten uns recht einsam und verlassen. Sirkin war mein Kammerdiener, Li Loje mein Koch, und Mollah Schah sorgte für unsere Pferde. Nur diese drei Leute hatte ich noch bei mir und dazu Jolldasch, der mich nie verließ.

Am 13. Mai war die Eselkarawane fertig und brach unter dem Befehle des alten Dowlet auf, der einen kürzeren Weg einzuschlagen und die Hauptkarawane bald einzuholen gedachte. Unsere Truppenmacht war jetzt zersplitterter als je zuvor. Ich selbst weilte in Tscharchlik, die Karawane war auf dem Wege nach Abdall, die Esel zogen nach dem Astin-tag, Schagdur und Tscherdon waren noch nicht aus Kara-schahr zurückgekehrt, und Islam war in der ärgsten Sommerhitze auf dem Wege nach Kaschgar. Ich kam mir wie ein Feldherr vor,

der alle Fäden in ſeiner Hand halten muß. Es galt nun, ſo mit ihnen zu manövrieren, daß alles ineinander paßte und rechtzeitig klappte.

Ein Bote unterrichtete mich am 14. Mai von dem Herannahen der Burjaten. Ich ſchickte ihnen einen Kurier mit der Ordre entgegen, daß Tſcherdon der Abteilung Tſchernoffs auf dem kürzeſten Wege nachreiten ſolle.

Schagdur hatte ſeinen Auftrag natürlich wieder muſtergültig ausgeführt. Er brachte die ganze mongoliſche Ausrüſtung mit und dazu den 27jährigen Schereb Lama, der aus Urga in der Mongolei gebürtig war, jetzt aber einem Tempel vor den Toren Kara-ſchahrs angehörte. Er war in ſein rotes Prieſtergewand gekleidet, das die größte Ähnlichkeit mit einem alten Schlafrocke hatte und um die Hüfte durch einen gelben Gürtel zuſammengehalten wurde; auf dem Kopfe trug er ein kleines chineſiſches Käppchen. Ich bewillkommnete ihn ſehr freundlich, damit er ſich vom erſten Augenblick an heimiſch fühlen ſolle, und begann ſofort meine ein wenig verblaßten Kenntniſſe des Mongoliſchen wieder aufzufriſchen. Es dauerte auch nicht viele Wochen, ſo konnte ich mich ziemlich fließend mit dem Lama, wie wir ihn kurzweg nannten, unterhalten. Der Lama wurde die intereſſanteſte Perſönlichkeit unſerer ganzen Schar; der Leſer wird bald ſeine nähere Bekanntſchaft machen. Zu mir faßte er in kurzer Zeit das größte Vertrauen und er wandte ſich ſtets an mich, wenn er etwas auf dem Herzen hatte. Er war bereit, ſein Leben für ſeinen Herrn zu opfern, und es war auch wirklich ein Wunder, daß er es meinetwegen nicht eingebüßt hat.

Schereb Lama war bei der Begegnung in Kara-ſchahr ſogleich ſehr bereitwillig geweſen, die burjatiſchen Koſaken nach Lhaſa zu begleiten, denn in ihrer Eigenſchaft als Lamaiſten hatten ſie die Berechtigung zum Beſuche der heiligen Stadt. Er hatte aber auch die Bedingung geſtellt, daß kein „Ruſſe" mitkommen dürfe, ſonſt könne er die Sache nicht übernehmen, — das würde ihm das Leben koſten. Schagdur hatte verſichert, daß kein Ruſſe dabei ſein werde. Unterwegs hatte der Lama ſo viel von den Herrlichkeiten in Lhaſa erzählt, daß Schagdur vor Sehnſucht brannte, dorthin zu gelangen. Abgeſehen von dieſem Beſuche, war der Lama bereit, uns überallhin zu

begleiten, und er erhielt auch die Erlaubnis des Priors seines Klosters zum Verlassen seines Platzes.

In unserem Gehöfte wurde es wieder munter und gemütlich, als die Schagdursche Karawane dort eintraf. Denn Schagdur brachte noch zwei Passagiere mit, unseren alten Freund Ordek, der flehentlich bat, ich möge ihm doch erlauben, mich bis ans Ende der Welt zu begleiten, und Chalmet Aksakal, einen russischen Untertan aus Westturkestan, einen in Korla ansässigen alten Mann, den ich schon mehrere Jahre kannte.

Was er mir zu sagen hatte, war freilich nicht geeignet, mich fröhlich zu stimmen. Bei den Pferde- und Proviantein-käufen in Korla war er von Islam Bai betrogen worden, und er riet mir jetzt, zu untersuchen, ob ich nicht ebenfalls bestohlen sei. Ich begriff nicht, was er meinte. Islam Bai ein Betrüger? Islam, der mir fünf Jahre treu gedient, der so viele Gefahren und Schicksale mit mir geteilt hatte, den ich mit Vertrauen überhäuft hatte und der 1897 für seine Treue und Redlichkeit die goldene Medaille erhalten hatte?

Schereb Lama auf „Gelbohr" mit „Tiger" an der Leine.

Nun gut, ich werde mich und den Leser nicht mit diesem traurigen Kapitel quälen. Es stellte sich später heraus, daß Islam Bai tüchtig gestohlen hatte, aber so, daß es in meinen Rechnungsbüchern nicht zu merken war. Die Geschädigten waren unsere Lieferanten, denn sie hatten nie die ihnen zukommende Summe ungeschmälert erhalten. Er hatte gedroht, jeden, der sich beklagen würde, zu erschießen, und daher war mir nie eine Andeutung von seinen Betrügereien zu Ohren gekommen.

Es war ſehr hart, mein unbegrenztes Vertrauen zu dieſem Manne ſo belohnt zu ſehen! Ich fand es nach dieſem Schlage in Tſcharchlik heißer und drückender als je und ich ſehnte mich von dort hinweg nach der friſchen Hochlandsluft, die, wie ich hoffte, dieſe trübe Erinnerung bald verwehen würde. Doch bevor wir aufbrachen, ſchickte ich an Konſul Petrowſkij einen beſonderen Kurier, der einige Wochen vor Islam in Kaſchgar ankam. Letzterer wurde infolgedeſſen gleich bei ſeiner Ankunft verhaftet und ſein Gepäck unterſucht; dann wurde er wieder freigelaſſen, aber nur unter der Bedingung, daß er ſich nicht eher aus Kaſchgar entfernte, als bis ich dorthin zurückgekehrt ſei, — ein Jahr darauf! Er war da gealtert und gebrochen, ließ ſich aber, trotz der vielen Zeugen, die ſich zu den Vernehmungen einſtellten, nicht bewegen, ein Geſtändnis abzulegen. Er wurde nach Oſch gebracht und zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt, doch gelang es mir, die Verwandlung dieſer Strafe in vierzehn Tage Gefängnis zu erwirken; ganz ſtraflos wollten ihn die ruſſiſchen Behörden nicht ausgehen laſſen. In Oſch ſah ich ihn nicht wieder und wollte ihn auch nicht mehr ſehen. Seine Geſchichte war zu Ende, für mich war er tot. Er tat mir recht leid; er hätte jetzt in ſeiner Vaterſtadt ein geachteter, angeſehener Mann ſein können, ſtatt deſſen hatte er ſich ſelbſt ruiniert und ſeine Zukunft vernichtet.

Mit dieſer traurigen Geſchichte verglichen, war ein anderes Mißgeſchick, das wir in Tſcharchlik hatten, die reine Bagatelle. Am Abend des 16. Mai langte eine Karawane von zehn mongoliſchen Pilgern aus Tarbagatai an und ließ ſich in einem Haine draußen vor dem Baſare nieder. Schagdur und der Lama hatten ſie ſchon in Kara-ſchahr getroffen und wußten, daß Lhaſa ihr Ziel war. Wir konnten nicht aufbrechen, ohne daß ſie von unſerer Exiſtenz erfuhren, und überdies wären ſie auch bald dahinter gekommen, daß wir auf dem Wege nach Tibet waren. Ohne Zweifel würden ſie die Gegend von Lhaſa vor uns erreichen und die tibetiſchen Behörden von unſerem Herannahen unterrichten. Als wir am Morgen des 17. Mai Tſcharchlik verließen, machten wir daher erſt einen großen Umweg in entgegengeſetzter Richtung, bevor wir nach den nördlichſten Bergketten von Tibet zogen.

In unserem Gehöfte in Tscharchlik vor der Abreise.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Einmarſch in Nordtibet.

Die Karawane, mit der ich durch das nördlichſte Tibet zog, war zuſammengeſetzt aus dem ruſſiſchen Koſaken Sirkin, dem burjatiſchen Koſaken Schagdur, dem Mongolen Schereb Lama, den Mohammedanern Mollah Schah und Li Loje, dem Hunde Jolldaſch und 12 Pferden. Die in überwältigender Majeſtät vor uns aufragenden Gebirge übten wieder ihre lockende Anziehungskraft aus, und ſchon früh am zweiten Tage traten wir in ihren erſten Saal ein. Wieder erfreuen wir uns an dieſer großartigen Landſchaft, und es iſt uns ein Genuß, uns nach den einförmigen Wüſtenreiſen des langen Winters von ſtändig wechſelnden Szenerien umgeben zu ſehen, unſere Stimmen von den Felſen widerhallen zu hören und zu fühlen, wie unſere Lungen ſich mit friſcher, reiner Luft ohne Flugſand und Sand füllen.

Am Ufer des hoch angeſchwollenen Fluſſes Tſcharchlik-ſu mußten wir einen Tag raſten, um die zehn Eſel zu erwarten, die ich zum Transport der für unſere Pferde beſtimmten Maislaſt nach dem Kum-köll gemietet hatte. Nachdem ſie angelangt waren, ritten wir das tief in grauen Granit eingeſägte Tal des Fluſſes hinauf, wo die von den rauſchenden Waſſermaſſen unterminierten Felſen oft wie Gewölbe überhängen. Wir hatten erfahren, daß der Fluß ſechzehnmal zu überſchreiten ſei und daß man ſehr vorſichtig ſein müſſe. Ein Hirt, dem wir begegneten, konnte uns keine ermutigende Auskunft geben. Sein Pferd war mitten in dem toſenden Waſſer geſtürzt, und die ganze

aus Brot, Mais und Kleidungsſtücken beſtehende Laſt war dabei verloren gegangen. Der Boden des Fluſſes iſt mit gewaltigen rundgeſchliffenen Granitblöcken bedeckt, über denen ſchäumende, donnernde Waſſermaſſen brodeln. Tritt das Pferd auf eine gerundete, glatte Steinfläche, ſo ſchwebt es in Gefahr, auszugleiten, und tritt es zwiſchen zwei Blöcke, ſo kann es ebenſo leicht ſtecken bleiben. Am unruhigſten war ich jedoch wegen der Kiſten, die Inſtrumente, photographiſche Apparate und Platten enthielten. Bei jeder Furt entkleideten ſich zwei der Leute halb und gingen barfuß hinüber, um den Grund zu unterſuchen. Hierauf führten drei Männer jedes Pferd einzeln mit großer Vorſicht hinüber. An einer ziemlich bequemen Furt fiel es dem einen unſerer beiden Maulеſel ein, den Pferden nicht folgen zu wollen. Er verſuchte es an der Seite, wo die Hauptmaſſe des Waſſers in einem tiefen Bette ſtrömte, wurde von der Strömung gepackt und eine Strecke flußabwärts getrieben, um auf eine Kiesbank hinaufgeſchleudert zu werden. Die Koſaken ſtürzten ſich angekleidet in den Fluß und brachten das Tier glücklich wieder auf die Beine, aber die ganze Laſt, Mehl und Brot, ging verloren.

Die vierte Tagereiſe führte uns nach dem Paſſe Jaman-dawan hinauf, ein ſehr paſſender Name, denn er bedeutet der „ſchlechte Paß“. Das Tal, dem wir folgten, verengte ſich zu einem ſchmalen Hohlwege, und der Anſtieg wurde ſo ſteil, daß man lieber zu Fuß ging. Die Laſten gleiten auf den Tieren bald ſeitwärts, bald nach der Schwanzwurzel hinunter und müſſen unaufhörlich zurechtgerückt werden. Die eigentliche Paßſchwelle iſt ſo ſcharf wie ein Meſſer; von einigen in der Nähe liegenden Felsſpitzen betrachtete uns eine Herde von Archaris. Zu ihrem Glücke waren ſie außer Schußweite für die Flinten der Koſaken.

Noch eine Tagereiſe, und wir ließen das unfruchtbare Randgebirge hinter uns zurück und befanden uns wieder auf der nordtibetiſchen Hochebene. Dunkle, ſchwere Wolken begrüßten unſere Ankunft und entluden ſich von Zeit zu Zeit in Regen und Schnee, — wir kannten dieſe Art Wetter vom vorigen Sommer her.

In seinem feuerroten Gewande, dem gelben Gürtel und der blauen Mütze, die bei Regenwetter ein lederner Baschlik schützte, glich Schereb Lama einem gemütlichen Wichtelmännchen in unserer Karawane. Nur mit mir und Schagdur konnte er sich auf Mongolisch unterhalten, doch bald lernte er auch Türkisch sprechen. Während der langen Ritte pflegte er sehr nachdenklich auszusehen; er grübelte wohl darüber nach, wohin das Schicksal seine priesterliche Würde diesmal führen werde, und fand gewiß, daß er in eine merkwürdige Gesellschaft geraten sei. Es wurde mir recht schwer, ihn in den Nutzen der astronomischen und topographischen Beobachtungen einzuweihen, und in seinen Augen war ich ein sehr sonderbarer Mensch, doch schloß er sich mit rührendem Vertrauen und großer Ergebenheit an mich an und sah ein, daß wir Fremdlinge es nur gut mit ihm meinten. Selten habe ich einen eifrigeren, gewissenhafteren Sprachlehrer gehabt als ihn; er wollte, daß ich seine Muttersprache fließend sprechen lernte, damit wir uns dann ungehindert über die Themata, die ihn besonders interessierten, unterhalten könnten.

Als uns ein schweres Unwetter zwang, am oberen Tscharchlik-su einen Tag liegen zu bleiben, beschloß ich, den Lama in meine Pläne einzuweihen. Wie diese in der Zukunft auch ausfallen mochten, ich wollte doch nicht, daß der Lama je glaube oder denke, ich habe ihn in hinterlistiger Weise zu wahnsinnigen Abenteuern verführt. Ich wollte ihm die Möglichkeit offen lassen, zu rechter Zeit mit geretteter Ehre in sein Land zurückzukehren. Daher erfuhr er schon jetzt, daß es meine feste Absicht sei, als Mongole verkleidet mit ihm und Schagdur nach Lhasa vorzudringen zu versuchen. Er starrte mich an wie ein Gelähmter, ehe er aussprechen konnte, daß dieser Plan ganz unausführbar sei.

„Euch, Herr, und Schagdur wagen sie kein Haar zu krümmen, aber ich als Lama würde den Kopf verlieren. Töten sie mich nicht, so machen sie mich doch für alle Zukunft unmöglich; ich werde als Abtrünniger und Verräter, der einen Europäer nach Lhasa geführt hat, angesehen. Der Dalai-Lama, die mongolischen Pilger und der

chineſiſche Amban ſind nicht gefährlich, aber denkt an alle die Tibeter, die die Wege nach Lhaſa bewachen, und an alle Prieſter in den Tempeln, die mich ſchon aus der Zeit kennen, als ich an den geiſtlichen Hochſchulen ſtudierte."

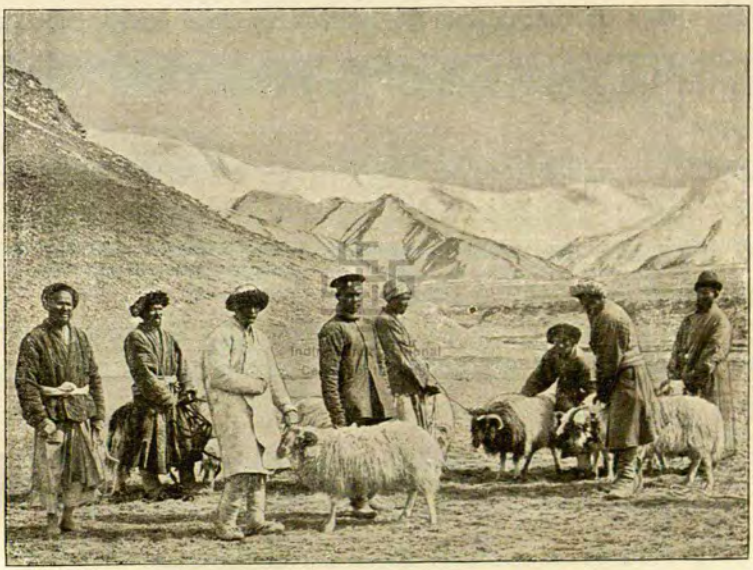
Als ich an meinem Plane feſthielt, meinte der Lama, es ſei viel beſſer, wenn die ganze Karawane gerade auf die Hauptſtadt von Tibet loszöge, denn dann würden wir höchſtens höflich, aber beſtimmt zurückgewieſen werden und er könne ſich dann als Türke verkleiden, ſo daß keiner ſeiner Freunde von ſeiner Anweſenheit bei uns eine Ahnung hätte.

Zunächſt ſollte er uns auf jeden Fall nach dem Kum-köll begleiten und hierauf, wenn er es wünſchte, zuſammen mit den Eſeltreibern, deren wir dann ſicher nicht mehr bedurften, wieder umkehren dürfen. Es wäre freilich ein großer Verluſt geweſen, von ihm ſcheiden zu müſſen, denn ich brauchte ja um jeden Preis eines Dolmetſchers für die tibetiſche Sprache. Ich ſchlug daher dem Lama vor, er ſolle bei der Karawane bleiben, während ich und die Burjaten nach Lhaſa ritten; aber gegen dieſen Ausweg empörte ſich ſein Ehrgefühl. „Ich kann meinen Herrn nicht verlaſſen, wenn er meiner gerade am nötigſten bedarf", erklärte er. Der Lama war kein Feigling und gab ſpäterhin Beweiſe wahren Muts. Während der folgenden Tage ſaß er in ſich gekehrt auf ſeinem tiefeingeſchnittenen Mongolenſattel. Er fand es gemein von Schagdur, daß er ihm nicht den ganzen Umfang des Planes anvertraut hatte; ich erklärte ihm aber, daß Schagdur auf meinen beſtimmten Befehl ſo gehandelt habe. Von nun an führte uns kein Tagemarſch weiter durch die Täler, dämmerte kein Abend, ohne daß wir dieſen Plan beſprachen und berieten. Schereb Lama durchlebte dabei wahre Seelenkämpfe. Er ſchwankte zwiſchen ſeiner Pflicht als Lama und ſeiner Zuneigung zu mir hin und her. Am Kum-köll ſollte er ſeine endgültige Entſcheidung treffen, dort ſollte er zwiſchen ſeiner ſicheren Kloſterzelle im Tempel bei Kara-ſchahr und ungewiſſen, gefährlichen Abenteuern in meiner Geſellſchaft wählen.

In Unkurluk, wo ſich einige Hirten aufhielten, kauften wir zwölf Schafe und ritten dann über einen 4000 Meter hohen Paß nach

dem Tschimen-Tale, das wir vom vorigen Jahre her kannten, hinunter. Hier erkrankte Schagdur an einer Art Bergkrankheit; er hatte starkes Fieber mit außerordentlich raschem Puls. Ein paar Tage hindurch schwebte ich in größter Unruhe um ihn, doch er erholte sich bald wieder, so daß wir die Reise fortsetzen konnten.

Am 1. Juni lagerten wir am Westufer des Ajag-kum-köll und hatten nichts weiter zu tun, als auf die Ankunft der Hauptkara-



Ankauf von Schafen bei den Hirten von Unkurluk.

wane zu warten. Ich kann beinahe sagen, daß dies die letzte friedliche Ruhezeit während der ganzen Reise war. Heftiger Ostwind herrschte, und das eintönige Rauschen der Wellen am Strande war das einzige, was das Schweigen der Einöde unterbrach. Die Proviantesel und ihre Treiber wurden jetzt entlassen. Die Weide war schon hier so schlecht, daß uns unsere eigenen Pferde durchbrannten, und Mollah Schah hatte viel Lauferei, bevor er sie wiederfand.

Der 4. Juni war ein herrlicher, klarer Tag. Die Leute schliefen in ihrem Zelte, nur der Lama, der sich in mein Zeißsches Fernglas

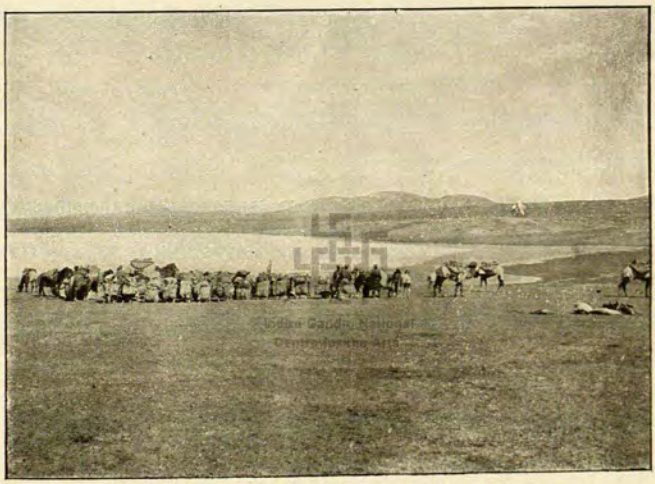
verliebt hatte, ſaß vor meiner Jurte und ſpähte über die Gegend hin. Plötzlich erſchien er mit der Meldung, er ſehe etwas Dunkles, das unſere Karawane ſein müſſe, von deren Exiſtenz er bisher ſehr unklare Begriffe gehabt hatte. Ganz richtig; am Fuße des Gebirges zeichneten ſich ſechs feine, ſchwarze Linien und viele Punkte ab. Es waren entſchieden die Unſeren, aber die Entfernung war noch ſo groß, daß ſie unſere Zelte nicht ſehen konnten. Mit geſpanntem Intereſſe beobachteten wir den Marſch des Zuges; bald würden ſie eine Schwenkung machen und gerade auf uns zukommen. Nein bewahre, daran dachten ſie gar nicht, ſie machten Halt, und bald löſten ſich die Linien in lauter Punkte auf. Ich ſagte mir, daß ſie das Lager an einer Stelle mit leidlichem Graſe aufſchlagen wollten, und ſchickte Mollah Schah zu ihnen. Es dauerte lange, ehe wir die Punkte ſich wieder zu einem Haufen verdichten ſahen, die Tiere wurden wieder beladen, und dann gewahrten wir die Karawane in Verkürzung, wie ſie ſich gerade auf unſer Lager zu bewegte.

Von der Spitze trennen ſich zwei Reiter, die in Karriere zu mir heranſprengen, es ſind Tſchernoff und Tſcherdon. Sie melden, daß alles gut ſtehe. Jetzt kommt die Eſelkarawane mit Dowlet herangezogen, und hinter ſeiner „gräulichen" Kolonne erſcheint ein verwirrter, erſchreckter Kulan, der ſich noch im letzten Augenblick in einer Staubwolke vor den mörderiſchen Abſichten der Koſaken rettet.

Der nächſte im Zuge war Turdu Bai an der Spitze ſeiner fetten, prächtigen Kamele in weißen „Tſchapanen" oder Mänteln, die ihnen die Männer unterwegs während der Raſttage genäht hatten. Die drei Jungen ſahen in ihren weißen Mänteln gar zu komiſch aus, wie ſie munter den älteren nachhüpften. Sogar das Jüngſte, das kaum einen Monat alt war, ſprang umher, ohne die geringſte Spur von Müdigkeit zu zeigen. Auch dem Hirſche ging es gut; er hatte einen ausgezeichneten Appetit.

Den Zug ſchloſſen die Pferde mit ihren Laſten und Treibern. Jede Kolonne paſſierte das Hauptquartier, wo ich, umgeben von den Koſaken, die Tiere muſterte und die demütigen Grüße der Vorbei-

ziehenden erwiderte. Die Lasten wurden im Viereck aufgestellt als Gehege für die Schafherde, unseren lebenden Proviant, die uns und dem unglaublich zahmen Leithammel Wanka treu folgte. Letzterer war jetzt fast zwei Jahre bei uns und war gehorsam und treu wie ein Hund. Er führte und leitete die anderen Schafe so klug und verständig, daß wir eines zweibeinigen Schafhirten beinahe gar nicht bedurften. Von all den Tieren, die da an mir vorbeizogen, war ein Jahr später bei unserer Ankunft in Kaschgar nur noch Wanka bei uns.



Die Karawane am Ufer des Ajag-kum-köll.

Zur Vorbereitung für den großen Aufbruch nach Süden war jetzt ein Ruhetag nötig. Die Kosaken hatten mir eine sehr gemütliche kleine Jurte angefertigt, die statt der alten aufgeschlagen wurde. Das Ufer des Salzsees glich einem verkehrsreichen Korso mit Jurten, Zelten, Warenballen, Gruppen plaudernder Männer um rauchende Feuer, einzelnen Reitern und weidenden Tieren. Die Brandung zischte am Ufer, und der Regen klaschte frisch und dicht auf unsere Ansiedlung herab.

Jetzt war auch der Augenblick gekommen, in dem der Lama seinen endgültigen Entschluß fassen mußte. Ich überließ es ihm ganz. Zu meiner Freude kam er von selbst in meine Jurte, um mir zu sagen,

er habe die Absicht, mir zu folgen, wohin es auch sei. Er erbat sich nur als Gnade, nicht zurückgelassen zu werden, wenn er erkranken sollte, und ich versprach ihm, daß dies nicht geschehen werde. Es war ein wahrer Segen, daß er mit uns kam, und ich weiß nicht, wie wir uns sonst in den unbewohnten Teilen Tibets hätten zurechtfinden sollen.

Schließlich ließ ich alle Mohammedaner zusammenrufen, um Turdu Bai zum „Tugatschi-baschi" oder Oberaufseher der Kamele und Hamra Kul, einen großen, starknochigen Menschen, zum „Att-baschi" oder Oberaufseher der Pferde zu ernennen. Sein sechzehnjähriger Sohn Turdu Ahun war der Laufbursche der Mohammedaner. Die übrigen Reisenden werde ich bei Gelegenheit auch vorstellen.

So graute denn der Morgen, an dem ich meine ganze Mannschaft versammelt hatte und nicht mehr an verwickelte Verabredungen und Signalfeuer zu denken brauchte. Vom Sattel meines prächtigen weißen Reitpferdes herab konnte ich mein ganzes wanderndes Eigentum mustern. Das Abschlagen der Zelte, Beladen der Tiere und Ingangkommen ging schneller, als ich erwartet hatte. Voran marschierten die Kamele in fünf verschiedenen Kolonnen, jede mit ihren Führern; die erste führte Turdu Bai. Unter den Kamelen verdienten einige besondere Beachtung, z. B. der schöne, große Hengst, der mich 1896 begleitet hatte. Sein Gang war majestätisch und ruhig, und resigniert betrachtete er die kahlen Berge, die ihm bald das Leben rauben sollten. Nahr, das Dromedar, trug noch immer die Halfter, um nicht um sich beißen zu können; es gehörte zu den Veteranen und war mit uns in der Gobi und in Lôu-lan gewesen. Mein altes, ruhiges Reitkamel in der Wüste, Artan, war ebenfalls ein Veteran; wegen seiner unerschütterlichen Ruhe trug es stets meine empfindlichsten Instrumentenkisten.

Die Pferde und Maultiere, 45 an der Zahl, wurden ebenfalls in gesonderten Gruppen geführt und getrieben; neben ihnen her schritten Fußgänger, die aufpaßten, daß die Lasten auf beiden Seiten gleiches Gewicht hatten und nicht abrutschten. Die Schafherde folgte getreulich Wanka und bedurfte selten der Aufsicht. Die Hunde liefen vergnügt spielend umher und fanden die Situation sehr spaßhaft.

Entgegengesetzter Meinung war der Hirsch, der heftig erkrankte und totgestochen werden mußte. Die Esel, jetzt 60 an der Zahl, blieben bald zurück und erreichten am Abend nicht einmal das Lager.

Die lange Karawane schritt langsam und schwer an dem blaugrünen See entlang und gewährte einen festlichen, abwechslungsreichen Anblick: die Kosaken in ihren jetzt fadenscheinigen Uniformen mit den hinten auf dem Sattel festgeschnallten Pelzen, die Mohammedaner in ihren bunten Tschapanen und Fellmützen, die einer Landstreicherbande oder orientalischen Lumpenkerlen ähnelnden Eseltreiber und die Geistlichkeit, vertreten durch Rosi Mollah, den Korangelehrten, und Schereb Lama, der mir und Schagdur jetzt täglich die merkwürdigsten Geheimnisse verriet, die er in Lhasas heiligen Tempeln entdeckt hatte.

Im ganzen hatte ich 30 Leute und 144 Lasttiere. Das Ganze erinnerte an ein Einfallsheer, das auf dem Wege war, der geographischen Wissenschaft neue Gebiete des unbekannten Tibet zu erobern. In dieser Beziehung unterschieden wir uns zu unserem Vorteile von den Scharen, die in unseren Tagen in Tibet eindringen, um dieses friedliche, unschuldige Land unter das Zepter einer Großmacht zu zwingen. Ich fühlte jedoch, daß wir jetzt unsere Schiffe verbrannten und daß diese große, stattliche Karawane einem beinahe sicheren Untergange entgegenging. Komme, was da wolle; nach Norden würden wir nicht zurückkehren! Nach Süden und Westen führte unser Weg, und ich wollte mich nicht eher zufrieden geben, als bis ich den Versuch gemacht, nach Lhasa vorzudringen, und bis ich das Rauschen der Brandung des Indischen Ozeans gehört hatte.

Unser erster Tagemarsch in geschlossenem Zuge war recht beschwerlich; er führte aufwärts über unfruchtbare Hügel und über einen tief eingesägten Fluß, dessen Boden aus rotem Schlamme bestand und dessen Wasser bittersalzig war. Der Boden ist in den phantastischsten Türmen und Mauern ausmodelliert, und man glaubt, durch die Ruinen einer uralten Stadt zu reiten. In der Dämmerung drehte sich alles nur um das Ausfindigmachen eines einigermaßen leidlichen Lagerplatzes, aber wir sahen uns vergeblich danach um und schlugen das Lager

Nr. 12 in der denkbar kargsten Gegend auf. Auf Weide und Brennholz hatten wir kaum gerechnet, aber hier gab es nicht einmal Wasser. Glücklicherweise fing es an zu schneien; alle Gefäße wurden hingestellt und die Zeltwände auf die Erde gespannt. Die Tiere mußten sich an Mais satt fressen; die Esel waren doch nicht mehr imstande, uns noch weit zu begleiten, und da war es besser, sich ihrer Lasten auf diese Weise zu entledigen, als den Mais im Stiche zu lassen. Erst am Morgen erschien Dowlet mit der halben Anzahl Esel; die übrigen würden uns schon noch einholen, wenn wir es nicht gar zu eilig hätten, erklärte er.

Am zweiten Tage wurde daher nur ein kurzer Marsch gemacht. Während wir auf die Esel warten, wird es den Leser vielleicht interessieren, zu hören, wie es im Lager aussah. Es wurde stets nach einem bestimmten Plane aufgeschlagen. An dem einen Ende der Lastenstapelreihen hat Turdu Bai sein Zelt, in welchem auch Hamra Kul, Mollah Schah und Rosi Mollah wohnen. Auf demselben Flügel wird das Zelt aufgeschlagen, das meine Küche und die der Kosaken beherbergt und worin Kutschuk allein residiert. Er ist der Gehilfe Tscherdons, der bis auf weiteres zu meinem Haushofmeister ernannt ist. Tschernoff ist der Koch der Kosaken. Unsere Küche liegt also abgesondert von derjenigen der Mohammedaner, die unter keiner Bedingung mit Ungläubigen zusammen essen und Töpfe verabscheuen, in die sich möglicherweise gelegentlich ein Stück Schweinefleisch hat hinein verirren können.

Dann haben wir eine große, kuppelförmige Jurte, in der sich Sirkin, Schagdur und der Lama aufhalten. Jeder von ihnen hat sein aus Filzdecken, Pelzen und einem Kissen bestehendes Bett. Sirkin ist mein Gehilfe bei allen Beobachtungen; er ist des Lesens und des Schreibens kundig und pflegt abends den anderen Kosaken laut aus Prschewalskijs Reisebeschreibung, die ich mitgenommen habe, vorzulesen. Schagdur sollte sich einstweilen noch von seiner Krankheit erholen. Dem Lama war es untersagt, sich mit gröberen Arbeiten zu befassen, er sollte mir nur mongolischen Unterricht geben und späterhin als tibetischer Dolmetscher fungieren. Das Verbot nützte aber nichts; der Lama hielt keine Arbeit für zu grob für seine an heilige Folianten

gewöhnten, weichen Hände. Er hob schwere Kisten von den Kamelen herunter und auf sie hinauf, und Turdu Bai meinte mit vergnügtem Lachen, er habe einen ausgezeichneten Handlanger erhalten. Der Lama wurde infolgedessen in der Karawane populär und stachelte den Ehrgeiz der Mohammedaner an, denn ein Gläubiger darf doch nicht schlechter sein als ein „Kaper", ein Heide, der Schweinefleisch ißt!

Ferner haben wir Tschernoffs und Tscherdons kleine Jurte, und am äußersten Ende des entgegengesetzten Flügels steht meine Jurte, die von Jolldasch und Jollbars bewacht wird — manchmal zu eifrig, gegen eingebildete Feinde, unsere eigenen Pferde und Kamele. Die übrigen Karawanenleute müssen sich mit mehr provisorischen Zelten begnügen. Sie legen Filzdecken über die Kamellasten und finden darunter eine Freistatt. Ihr Essen kochen sie an den verschiedenen Feuern, die in den Gassen und auf den freien Plätzen der Lagerstadt brennen. Einige Männer müssen jedoch die ganze Nacht unsere Tiere bewachen und dafür sorgen, daß diese sich nicht allzuweit entfernen. Bei dieser schweren Arbeit lösen sie einander ab, und Tschernoff paßt auf, daß dabei keine Durchstecherei vorkommt. Manchmal reitet er mitten in der Nacht zu den Herden hinaus, um sich zu überzeugen, daß die Hirten nicht schlafen.

Sobald wir Halt gemacht haben, wird im Handumdrehen das Lager aufgeschlagen; jeder hat seine bestimmte Beschäftigung, überall herrscht Leben und Bewegung, allmählich aber wird es ruhig, die Tiere werden auf die beste Weide in der Nachbarschaft geführt, Feuerungsmaterial — Argol, Dung von Yaken und Kulanen — gesammelt, und dann lassen sich die verschiedenen Gruppen zum Kochen an den Feuern nieder. Einen kostbaren Reservevorrat von Brennholz haben wir an den festen Leitern, an denen die Proviantsäcke befestigt sind. Sie werden nach und nach frei und überflüssig und dienen zum Anheizen des oft noch feuchten Dunges.

Mein Bett wird wie die Lager der anderen direkt auf der Erde ausgebreitet, und darauf sitzend, mit einem Lichte vor mir, führe ich abends die Karte der Tagesroute aus und schreibe meine Aufzeichnungen nieder.

Am 8. Juni mußte der alte Dowlet umkehren, um die noch fehlenden Esel zu suchen. Wir aber zogen durch eine neue Landschaft von

rotem, weichem, feuchtem Lehm nach Süden. Ein ziemlich tief eingeschnittener Talweg sah vorteilhaft aus. Der lange schwarze Zug folgt den Windungen des Korridors. Der Boden wird immer feuchter, und die Kamele sinken in den Schlamm ein. Unaufhörlich erschallen eifrige Mahnrufe; ein Kamel ist ausgeglitten und gefallen, ein Pferd hat seine Last abgeworfen, ein Maultier ist geradezu im Schlamme stecken geblieben und muß von kräftigen Händen herausgezogen werden wie ein Kork aus einer Flasche. Alle gehen zu Fuß. In einem Tümpel bleibt mein einer Stiefel stecken, und ich trete mit dem Strumpfe bis ans Knie in den Schlamm. Zwei Kamele sind erschöpft und müssen von ihren Lasten, die von Pferden übernommen werden, befreit werden. Schließlich wurde es unmöglich, in diesem scheußlichen Loche weiterzukommen. Rechts um kehrt, marsch! Der Platz ist so knapp, daß jedes Tier sich da, wo es steht, umdrehen muß und die Spitze der Karawane jetzt den Zug beschließt. Der Rückzug aus der tückischen Falle war noch schlimmer, denn jetzt war der Boden durch all das Getrampel noch weicher geworden.

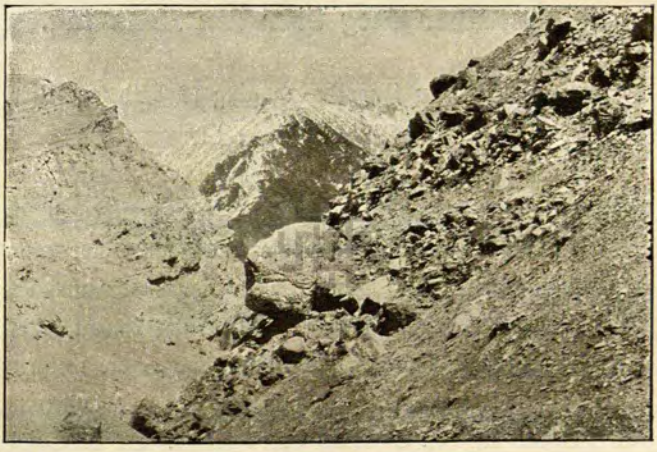
Im Westen fanden wir einen kleinen Paß, der uns von günstigerem Terrain getrennt hatte. Auf seiner Schwelle sitzend, sah ich die ganze Schar vorbeiziehen. Das eine der beiden müden Kamele war sehr schwer hinüberzubringen, es mußte buchstäblich Schritt für Schritt von fünf Mann hinaufgeschoben werden. Es wurde jetzt Regel, stets das Land nach Süden hin zu rekognoszieren; vom nächsten Lager aus mußten Mollah Schah und Li Loje diesen Auftrag ausführen.

Hier war um eine kleine Quelle herum außergewöhnlich gute Weide. Um 3 Uhr hatten wir Sturm aus Westen mit Schneetreiben und abends Sturm aus Osten. Ich sitze im Pelz, über ein Kohlenbecken gebeugt, bei der Arbeit; die Nachttemperatur geht auf —13° herunter. Dies ist ein Hochsommer 20 Breitengrade südlicher als Berlin! Aber wir befinden uns auch mehr als 4000 Meter über dem Meere.

Am Tage darauf folgten wir der Spur der Kundschafter in immer höher werdende Regionen hinauf und lagerten auf einer Erhöhung am linken Ufer eines gewaltigen Flusses, dessen Krümmungen

mächtige Eisschollen anfüllten. Der Strom hatte ein tiefes Talbett, und das Lager befand sich 23 Meter über seinem Grunde; die Terrassenwand war lotrecht, und da ich fürchtete, die Kamele könnten in ihrer Tölpelhaftigkeit von dem lockeren, nachgebenden Rande abstürzen, ließ ich sie nach einem sichereren Tale bringen.

Drei Tage wurden hier geopfert, um Ordnung in die Karawane zu bringen. Ein großer Teil der Eselkarawane fehlte jetzt ganz. Ich schickte Tscherdon mit einigen Pferden und Maultieren aus, um



Ein schlimmer Lagerplatz.

wenigstens die Maislast zu bergen; am dritten Tage kam er nach gut ausgeführtem Auftrage wieder. Die Esel aber waren einem traurigen Schicksale entgegengegangen; an einem Tage waren neun, an einem anderen dreizehn von ihnen zusammengebrochen; nur ein paar waren noch am Leben, aber untauglich. Eines der beiden erschöpften Kamele war ebenfalls zurückgelassen worden; die Eseltreiber, die von diesem Lager nach Hause zurückkehrten, sollten es behalten dürfen und sie versprachen, ihr Bestes zu tun, um es in wärmere Gegenden hinunterzubringen und es dadurch zu retten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Mörderiſcher Weg über den Arka-tag.

In der altgewohnten Zugordnung ging es bald am Ufer, bald im Bette des Fluſſes nach Süden weiter. Meiſtens trug der Boden, aber an einigen Stellen war er heimtückiſch. Tſchernoff, der unſer Führer war, wäre beinahe verſunken; ſein Pferd verſchwand buchſtäblich unter ihm in einem Schlammpfuhle und konnte nur mit Mühe gerettet werden. Eine lange Strecke weit hielten wir uns oben auf der hohen Terraſſe, wo der Fluß tief unter uns rauſchte. Drunten hielt eine Schar Wildgänſe Raſt, ein Schuß krachte, die meiſten flogen auf, aber einigen verſagen die Flügel den Dienſt, ſie laufen mit den Flügeln ſchlagend auf den Schlammbänken umher. Da ſtürzt ſich Ördek mit ſtaunenerregender Kühnheit und Gewandtheit die beinahe ſenkrechte Wand hinab, eilt den Verwundeten nach, holt ſie ein und zieht ſein Meſſer, um ſie ſofort zu ſchlachten. Es war das Werk eines Augenblicks. Doch ſtatt zu uns zurückzukehren, fällt er der Länge nach hin und bleibt regungslos wie ein Toter auf dem Rücken liegen. Hat ihn ein Herzſchlag getötet? Ich ſchickte ſofort zwei von den Koſaken hinunter, die ihn tüchtig rütteln; er erhebt ſich taumelnd, kann aber bald wieder ſein Pferd beſteigen und iſt nach einer Stunde wieder geſund. Man muß ſich in dieſer dünnen Luft vor Laufen und überhaupt jeder Art Anſtrengung hüten. Unſer Herz und unſere Lungen eignen ſich nicht dafür.

Auch Rebhühner und Antilopen wurden unterwegs geſchoſſen. Einige große leere Säcke baumeln ſtets an den Seiten einiger Kamele.

In dieſe Säcke wird der Yakmiſt, an dem wir vorbeikommen, geſteckt; wenn wir lagern, haben wir dann ſowohl zu den Abend-, wie zu den Morgenfeuern Brennſtoff.

Vor uns erhebt ſich eine ſchneebedeckte Bergkette; aus einem ihrer Talſchlunde kommt ein kleiner Bach, der gerade beim Heraustreten einen großen Eisfladen gebildet hat, um den herum ein wenig Weideland iſt, das zur Raſt anlockt. Die Zelte werden am Rande des Eiſes aufgeſchlagen, ſo daß ſie einem kleinen Felsblocke gerade gegenüber liegen. Was in aller Welt iſt das? Der Block beginnt ſich zu bewegen; das iſt kein Stein, wahrſcheinlich ein Yakkalb, das geſchlafen hat! Eine leiſe, eifrige Unterhaltung ertönt aus der Jurte der Koſaken. Tſchernoff ſchleicht ſich zu mir und flüſtert mir voller Erregung und Jagdeifer zu: „Ein Bär!“ Da kommt der Petz denn auch richtig ganz ruhig auf das Lager losſpaziert und macht große Augen, als er den Platz ſchon beſetzt ſieht. Schnell werden alle Hunde gebunden und hinter einen Hügel geführt. Durch das Fernglas beobachten wir den heranſchlendernden Einſiedler, der mit den Füßen einwärts geht und mit ſeinen plumpen Bewegungen gar komiſch ausſieht. Die Koſaken ſitzen mit geſpanntem Hahne, weitgeöffneten Augen und vor Kampfluſt glühenden Wangen da. Der Petz aber muß blind und taub geweſen ſein, denn er marſchierte dem Tode geradeswegs in den Rachen. Jetzt iſt er am Eisrande angelangt, überlegt einen Moment und geht dann auf dem Eiſe weiter, immer mit der Naſe am Boden ſchnüffelnd, als ob er einen Süßwaſſertümpel ſuchte. Sein Gang iſt langſam, er iſt gewiß müde. Bisweilen bleibt er ſtehen und guckt talaufwärts. Welchen ungelöſten Rätſeln dieſer einſame Philoſoph wohl ſeine letzten Gedanken widmet? Ja, wer mir das ſagen könnte! Das wußten nur die Geiſter des Gebirges, denen Schereb Lama eine Votivpyramide bauen wollte, wenn wir erſt glücklich hinüber wären. Jetzt verſchwindet der zottige Wanderer in einer Mulde im Eiſe, er zaudert dort; die Geduld der Koſaken verträgt kein längeres Warten, ich rate ihnen, die Gelegenheit zu benutzen, um ſich bis an den Rand des Eiſes zu ſchleichen, wir müſſen ein Bären-

ſkelett nach Hauſe mitbringen. Jetzt zeigt er ſeinen grauen Pelz wieder diesſeits der Mulde und ſetzt ruhig ſeinen Todesgang fort. Pang! Drei Schüſſe krachen, als wäre es nur einer geweſen, der Petz rennt in wildem Galopp den Abhang oberhalb des Lagers hinauf; Pferde ſtanden bereit, die Koſaken ſetzen ihm in Karriere nach, eine neue Salve hallt von den Bergen wider, und die Beſtie rollt wie ein Ball den Abhang hinunter.

Nachdem er in möglichſt lebender Stellung auf einer Platte verewigt worden war, wurde das Skelett präpariert. Im Magen hatte er einige Kräuter und ein kürzlich verzehrtes Murmeltier. Dieſes hatte er mit Haut und Haar verſpeiſt und zwar auf folgende pfiffige Art, um das Gericht möglichſt ſchmackhaft zu machen und es bequem hinunterzubringen: er hatte ſein Opfer bis auf die Tatzen abgehäutet, den Körper und die Knochen erſt verzehrt, dann das Fell mit den Haaren nach innen wie einen Ball zuſammengerollt und nun dieſes ganze Gericht auf einmal hinuntergeſchluckt.

Am folgenden Tage herrſchte heftiger Schneeſturm; wahre Schneewehen häuften ſich in unſerer luftigen Lagerſtadt und um dieſe herum an, und wir konnten nicht aufbrechen. Am nächſten Tage aber war das Wetter herrlich, der Schnee knirſchte unter den Fußſchwielen der Kamele. Wir überſchritten einen Paß und fanden auf ſeiner anderen Seite einen kleinen See, an welchem das Lager in einer Höhe von 4733 Meter aufgeſchlagen wurde. Die noch lebenden Eſel waren jetzt in ſo jämmerlichem Zuſtande, daß wir ſie nicht weiter mitſchleppen konnten. Dowlet wurde mit anſtändigem Lohne entlaſſen und zog wieder nordwärts, mit ihm ſeine fünf Eſeltreiber und drei von meinen Dienern, die ich zurückſchickte, weil ich ihrer nicht mehr bedurfte und ſie überdies auch nicht ſehr brauchbar waren.

In bedeutend verringerter Zahl zogen wir am 21. Juni in noch höhere Regionen hinauf. Unſer alter Todfeind, der Arka-tag, lauerte vor uns, und wir mußten wieder ſeine mörderiſchen Verſchanzungen erſtürmen. Das Tal ſtieg langſam an, ſein Boden war hart und ſpärlich mit Gras bewachſen. Gras? Denkt ſich der Leſer vielleicht

Erlegter tibetiſcher Bär.

eine saftig grünende Wiese? Nein, es sind kleine, zollhohe, gelbe, harte Grashalme, eher Borsten als unserem Grase vergleichbar. Man hüte sich davor, sich mit dünnen Beinkleidern auf einer Böschung, wo solches Gras wächst, hinzusetzen, man würde überraschend schnell wieder aufspringen. Dies ist die einzige Nahrung, die dieses unwirtliche Land unseren Tieren bietet.

Zwei Antilopen fallen durch Schagdurs und Sirkins Kugeln. Im Galopp reitet letzterer hin, um seine Beute zu holen, doch ehe er sie erreicht, stürzt sein Pferd, überschlägt sich und schleudert den Reiter über seinen Kopf hinweg, so daß er an der Erde entlang rollt. Das Pferd war mausetot, entweder hatte es der Schlag gerührt oder es hatte sich das Genick gebrochen. Sirkin kam sehr niedergeschlagen wieder, um ein anderes Pferd zu besteigen. Er hatte das gefallene mit aller denkbaren Fürsorge behandelt; es war solch eine breithalsige Krummnase mit kräftiger Brust und üppigem Schwanze, wie man sie auf Schlachtenbildern aus Karls XII. Zeit sieht.

Ein Kamel, das alles, was Paß hieß, mit Recht verabscheute, obgleich es selber ein Paßgänger war, blieb unterwegs zurück, und Turdu, der bei ihm geblieben war, kam abends allein im Lager an. Am Morgen befahl ich zwei Männern, zurückzugehen und das Kamel zu schlachten, wenn es sich nicht zum Mitkommen bewegen ließe. Auch sie kamen allein wieder, und erst nach mehreren Tagen erfuhr ich, daß sie es lebend zurückgelassen hatten, weil es, wie sie sagten, ganz gesund gewesen war und sie sich nicht hatten überwinden können, es zu töten. Ich hoffe, daß das Tier Verstand genug gehabt hat, um, den Spuren der Karawane rückwärts nachgehend, wieder zu seinen friedlichen Weiden zurückzufinden.

Hier oben gab es kein Anzeichen von Pflanzenwuchs mehr. Seitdem wir die Esel los waren, war unsere Last recht schwer, und wir gingen daher beängstigend verschwenderisch mit den Vorräten um. Jedes Kamel erhielt allabendlich ein großes Weizenbrot. Die Last mußte unbedingt vermindert werden, und lieber, als etwas zurückzulassen, fütterten wir die Kamele damit. Mein Artan, auf dem ich

durch die Wüsten geritten war, erkrankte hier an einer Art Starrkrampf; ich verbrachte den ganzen Abend damit, das Tier zu massieren. Es ist beschwerlich, Kamele 5000 Meter über dem Meeresspiegel zu massieren; aber Artan wurde wieder gesund und war einer der letzten Neun, die Ladak erreichten. Er führte stets die Karawane an und trug eine der größten Glocken am Halse. Und jedesmal, wenn seine Glocke ihr dumpfes Dingdong läutete, wußte ich, daß wir dem Ziele einen Schritt näher gekommen waren.

Am 22. Juni wurde es im Lager früh unruhig, denn jetzt sollte der Sturmlauf gegen die Höhen des Arka-tag versucht werden. Der lange Zug begann sich langsam nach dem rekognoszierten Passe hinaufzubewegen. Kaum einen Steinwurf vom Lager legte sich eines der Kamele nieder. Es wurde von seiner Last befreit und sollte unbeladen geführt werden, fiel aber auf einem Abhange auf einmal wieder hin und war sichtlich dem Tode verfallen. Mit einem Schnitte erschloß das Messer einen Weg für einen dunkeln, dicken Blutstrom, der sich in einer kleinen Rinne ansammelte und die unfruchtbare Erde anfeuchtete. Das Tier lag so still, als freute es sich, daß die Stunde der Erlösung geschlagen hatte.

Ich ritt jetzt schnell der Karawane nach, die Vorsprung gewonnen hatte. Gerade als ich sie erreichte, brach das Unwetter los, eines der schwersten, die ich in Tibet erlebt habe. Massen von Hagel und Schnee stürzten herab. Man erstarrt vor Kälte und sucht sich vergeblich gegen den peitschenden Wind zu schützen. Der Anstieg ist an und für sich nicht schlimm, aber auf solcher Höhe und bei solchem Wetter ist er mörderisch. Wieder bleiben ein paar Kamele stehen und verweigern den Dienst; wehe dem, der sie schlägt, sie sind vollständig im Rechte, wenn sie streiken; sie werden abgekoppelt und mit einem Wärter zurückgelassen. Zwei andere wurden mit ihren Lasten zurückgelassen, um später geholt zu werden, den beiden ersteren mußten die Pferde die Last abnehmen.

Die Sonne steht in ihrer Mittagshöhe, aber um uns her herrscht Dunkel. Der Schnee stürzt förmlich herab und wirbelt durch das Tal;

die Landſchaft iſt kreideweiß, nur der Bach bildet ein dunkles, gewundenes Band, und ſein Rauſchen klingt metalliſch hohl in der verdünnten Luft. Ich beuge mich im Sattel nach vorn und ſehe kaum, wohin es geht; ich folge nur der nächſten Karawanenglocke. Ein Gebrüll ertönt, ein Kamel will nicht weiter, ein Mann erbarmt ſich ſeiner, um es uns langſam nach dem Paſſe hinauf nachzuführen, aber wir verlieren es in dem wirbelnden Schnee ſofort aus den Augen.

Die Schneewehen werden immer höher. Es quält mich, all dieſes Elend zu ſehen und zu hören; ich reite mit dem Lama voraus nach dem Paſſe hinauf, nach jenen ſchwindelnden Höhen, die über allen Leiden und allen Freuden der Erde thronen und auf denen nur die große, gleichgültige Stille mit dem ewigen Schnee und den ewigen Stürmen die Herrſchaft teilt. Der Paß war an und für ſich nicht ſchwer paſſierbar, aber man denke an die 5200 Meter über dem Meere und an den hohen Schnee! In unſere Mäntel gehüllt, ſaßen wir in dem geringen Schutze, den uns die Pferde gaben, und warteten, vor Kälte zitternd, auf die anderen. Hier oben tobte der Sturm in ſeiner ganzen entfeſſelten Wut. Sein Getöſe wird ſchließlich unterbrochen von dem ſchwermütigen Läuten der Glocken und den Mahnrufen der Leute; die erſten dunkeln Schatten zeigen ſich hinter ganzen Wolken von wirbelndem Schnee. Der Zug zieht außerordentlich langſam vorbei. Gott ſei Dank, jetzt habe ich 30 von den 34 Kamelen gezählt. Zwei hatten die eigentliche Paßſteigung nicht mehr erreichen können; zwei waren in der Nähe des Paſſes zuſammengebrochen. Unter den Fehlenden war das älteſte Junge mit ſeiner Mutter; zum Glück durften ſie miteinander ſterben. Die Pferde, die Mauleſel und die Schafe hielten ſich ausgezeichnet.

Der Südabhang des Arka-tag war eine große, flache Lehmſuppe, in der wir im Zickzack gehen und weite Umwege machen mußten, um nicht im Schlamme ſtecken zu bleiben; hier konnte man kein Lager aufſchlagen, obwohl alle todmüde waren, denn hier hätte die Erde das Lager mit Kiſten und allem über Nacht verſchlungen. Noch nach Einbruch der Dämmerung konnten die weißen, unheimlichen Berge auf

unſeren mühſam hinkriechenden Zug herabſchauen. Wir ſuchten nur nach einer trockenen Stelle, die Raum genug für das Lager gewährte. An Weideland und Brennholz dachte keiner; wer ſucht dergleichen hier oben auf der Grenze des endloſen, leeren Weltraumes! Schließlich fanden wir einen feſten Geröllabhang und kampierten dort.

Turdu Bai und mehrere andere, die noch fehlten, fanden ſich ſpät abends im Lager ein, nachdem ſie vier Kamele zurückgelaſſen hatten. Bei Tagesanbruch kehrten ſie mit einigen Pferden wieder zu den Tieren zurück, um den Verſuch zu machen, ſie zu retten, andernfalls aber nur ihre Laſten und das Strohpolſter der Packſättel mitzunehmen. Mit den Kamelen ging es jedoch zu Ende; eines war ſchon geſtorben und lag ſteif und kalt unter dem Paſſe. Sie werden nicht eher totgeſtochen, als bis es deutlich erkennbar iſt, daß ſie nicht mehr leben können. Dann ſchneidet die Meſſerklinge ihren Lebensfaden ab und befreit ſie von längerem Leiden. Und nachdem die Wölfe ihr Fleiſch verzehrt haben, werden ihre Gebeine zwiſchen dem Talſchutte bleichen.

Fünf Kamele an einem Tage! Auf einem einzigen Marſche hatte ſich die Kerntruppe der Karawane um ein Siebentel verkleinert, und die Laſten würden jetzt für die Überlebenden viel zu ſchwer ſein. Ich ließ die Tiere daher ſo viel Mais und Mehl freſſen, wie ſie nur irgend bewältigen konnten. Darauf marſchierten wir kaum 10 Kilometer weit nach einem leidlichen Lagerplatze, wo wir uns von den letzten Anſtrengungen ausruhen wollten. Ein Pferd, dem äußerlich nichts anzuſehen war, ſtarb urplötzlich zwiſchen den Zelten. Geleitet von den Skeletten könnte man dem Wege der Karawane folgen; ein trauriger Weg, deſſen Meilenſteine aus gebleichten Knochen beſtehen! Es galt, die Tiere mit liebevollſter Sorgfalt zu pflegen, und Turdu Bai war unermüdlich in ſeiner Fürſorge; er konnte es ſehen, wenn es mit einem der Kamele nicht mehr lange dauerte. Wenn ein kraftloſes Kamel weint, kann man beinahe ſicher ſein, daß der Tod nahe iſt. Ich habe ſie, wenn ſie nicht mehr imſtande waren, ſich zu erheben, oft große, helle Tränen weinen ſehen.

Der Morgen des Johannistages brach mit glänzendem Sonnenſcheine an, und die ganze Geſellſchaft konnte mit Zelten und Gepäck von der Näſſe des Arka-tag trocknen. Ich war jetzt zwei Jahre lang unterwegs und wußte, daß das dritte Jahr das ſchwerſte werden würde und daß ich halsbrecheriſchen Abenteuern entgegenging. Nach dem Frühſtück inſpizierte ich die Karawane gründlich. Hamra Kul, der Pferdeaufſeher, war ernſtlich erkrankt; er erhielt eine Doſis Chinin und ein Reitpferd. Im Arka-tag hatten nämlich alle Mohammedaner zu Fuß gehen müſſen, weil die Pferde die Laſten der gefallenen Kamele zu tragen hatten.

Mein liebes Reitpferd, ein ſchönes, liebenswürdiges Tier, gehörte jetzt ebenfalls zu den Kranken. Gleich den meiſten Lamapriеſtern war auch Schereb Lama ein geſchickter Medizinmann und hatte unter ſeinem Gepäck eine ganze Kiſte voll mehr oder minder zuverläſſiger Drogen. Er übernahm es jetzt, mein Pferd zu kurieren. Er öffnete ihm an beiden Vorderbeinen die Adern, verband ſie dann und führte das Tier, das ſich mit wankenden Schritten nach dem nächſten Lager hinſchleppte. Mitten in dem furchtbaren Hagelwetter, das dort den Johannisabend auf ſeine Weiſe feierte, ſetzte der Lama ſeine Behandlung fort. Nach erneutem Aderlaß gab er dem Pferde ein lange dauerndes Fußbad im nächſten Bache. Dieſe wahre Pferdekur muß jedoch heilſam geweſen ſein, denn das Pferd erholte ſich, begann zu graſen und knabberte dann den ganzen Abend ſehr vergnügt in ſeinem Maisbeutel. Wir hatten einen ſo großen Vorrat an Reis mitgenommen, daß ein Teil davon, mit Mais gemiſcht, den Pferden gegeben werden konnte.

Die Weide iſt noch immer erbärmlich oder fehlt ganz. Wildſpuren ſieht man infolgedeſſen nur ſehr ſelten, und daher iſt es auch mit unſerem gewöhnlichen Brennmateriale ſchwach beſtellt. Die Saumleitern ſind infolgedeſſen in demſelben Maße verbraucht worden, wie die Kamele gefallen ſind.

Die letzten Junitage brachten keine nachteiligen Veränderungen; das Terrain war ziemlich günſtig und das Wetter gut. Der höchſte Paß war freilich 5337 Meter hoch, aber die ganze Karawane

bemeisterte ihn, obgleich fünf Kamele schwach waren und von ihren Lasten hatten befreit werden müssen.

Jetzt versteht es sich von selbst, daß die Arzneikiste in jedem Lager herhalten muß. Mehrere Patienten klagen über Kopfweh; sie bekommen je ein Antipyrinpulver, das natürlich hilft, ehe sie es noch ordentlich hinuntergeschluckt haben, — dank ihrer lebhaften Einbildungskraft. Turdu Bai hat Schmerzen in einem Auge, er erhält ein paar Tropfen Kokain und kann sich nicht genug über ihre beruhigende Wirkung wundern. Hamra Kul hat Zahnweh, er bekommt Morphiumtropfen und ist sofort gesund. Dies setzt Islam Ahun aus Tscharchlik und Kalpet aus Kerija dermaßen in Erstaunen, daß sie glauben, ebenfalls Zahnschmerzen zu haben, und laut jammernd an meine Zelttür kommen. Ich wittere Unrat, gieße ein paar Tropfen Tee auf ein bischen Watte und drücke ihnen diese auf den Zahn mit dem Resultate, daß sie sich sofort für vollständig geheilt erklären. Ernstlich krank war nur Mohammed Tokta, ein 50jähriger Mann, der zu den Kameltreibern gehörte; er klagte über Herzweh und Schlaflosigkeit; er erhielt ein Reitpferd und wurde von aller Arbeit befreit.

Die Arzneikiste galt schon an und für sich für einen wundertätigen Talisman. Sobald sie herbeigeholt wurde, versammelten sich alle, die gerade nichts zu tun hatten, vor meiner Jurte. Manch bittender Blick ist während der monatelangen Reise auf den Blechdeckel der Kiste gerichtet worden. Ich selbst konnte mich freuen, daß ich ihren Inhalt für mich nie in Anspruch zu nehmen brauchte.

Wir ziehen, wenn uns nicht hohe Berge zu Umwegen zwingen, meistens gerade nach Süden; wir sehnen uns in tiefer liegende, wärmere Gegenden hinunter, wo das weiche, grüne Sommergras schon aufgekeimt ist. Dieses große Interesse beseelt jetzt alle, und Turdu Bai sagt mit Recht, daß wir uns beeilen müssen, in grasreiche Gegenden zu gelangen, und daß dort den Kamelen ein ganzer Monat Ruhe geschenkt werden muß, wenn sie sollen gerettet werden können. Sie werden täglich magerer, weil sie meistens von ihrem eigenen Fette zehren.

Wird es uns gelingen, jene erſehnten Weiden zu erreichen, ehe es zu ſpät wird? Nur noch drei große Säcke Mais ſind übrig!

Es gehörte jetzt zu den Seltenheiten, daß wir, wie am 2. Juli, volle 26 Kilometer zurücklegten. Doch zum großen Glücke waren die Niederſchläge in der letzten Zeit unbedeutend geweſen und der Boden war infolgedeſſen ſo hart und trocken, daß um die Karawane herum ſogar Staub aufwirbelte. Zwiſchen zwei im Sonnenſcheine glänzenden kleinen Seen ging eine Orongohindin mit ihrem kleinen Jungen, das Jolldaſch mit Leichtigkeit einholte und ſofort totbiß. Ich bat Schagdur, die Mutter zu verfolgen, um ihrem Kummer durch eine Kugel ein Ende zu machen, aber ſie entkam und mußte vergebens ſchmerzlich nach ihrem Jungen ſuchen. Eine Strecke weiter ſchoß Sirkin eine prächtige Antilope. Jegliche Jagd des Vergnügens wegen war ſtreng verboten und nichts durfte getötet werden, wenn es nicht zur Nahrung gebraucht wurde. Wir mußten auch mit den Patronen ſparſam umgehen, denn man konnte nicht wiſſen, wie uns die Tibeter empfangen würden; wir konnten in eine Lage geraten, in der es gut ſein würde, über geladene Gewehre zu verfügen.

Ein kleiner, ſchwach ſalzhaltiger Tümpel war von außergewöhnlich guter Weide umgeben und lud zu einem Raſttage ein. Die Gegend war idylliſch, wenn man dieſen Ausdruck von einer tibetiſchen Landſchaft gebrauchen darf. Urſprünglichſte, unberührteſte Natur umgibt uns auf allen Seiten; nun ja, eigentlich iſt es überhaupt kaum eine Natur, es iſt die nackte, bloße Erdrinde. Wir marſchieren Wochen und Monate, ſind aber ſtets die einzigen menſchlichen Weſen, die dieſen Teil des Planeten bevölkern. Es iſt nur ein grenzenloſer Friedhof, ohne andere Gräber als die, welche wir ſelbſt hinter uns zurückgelaſſen haben.

Die Sonne war untergegangen, aber im Weſten zögerte noch ihr widerſtrahlender Purpurſchein. Im Oſten ſtieg auf dunkelblauem Hintergrunde der Vollmond empor, blaßgelb und kalt, gedämpft durch einen durchſichtigen Abendnebel, der zauberiſche Wirkungen und weiche Abtönungen hervorrief. Ein ganz horizontales, ſchmales, kohlſchwarzes

Wölkchen lag wie ein Streifen quer über der Mondſcheibe, wie ein Schaukelbrett auf einer Silberkugel. Man konnte glauben, daß Saturnus mit ſeinem Ring ſich hierher verirrt habe. Die Luft iſt ſo ruhig, daß ich mein ſpätes Mittageſſen bei frei brennendem Licht und offener Tür verzehren kann. Doch gleich nach 8 Uhr bricht der tollſte Nordſturm aus; alle anderen Geräuſche werden übertönt, nur dann und wann hört man einen der Leute rufen, wenn der Wind irgendeinen leichteren Gegenſtand fortweht.

An den Abhängen zerſtreut, graſen unſere hungrigen Tiere. Die Kamele, die arbeitsunfähig ſind, liegen dicht aneinandergedrängt unter ihren Mänteln bei Turdu Bais Zelt. Hier haben auch die beiden Jungen ihren Platz; ſie liegen ſtets zwiſchen zwei anderen Kamelen, von denen eines die Mutter iſt, um es warm zu haben. Alle anderen Tiere weiden draußen im Mondſchein, ſorgfältig bewacht von ihren Hütern und von den Hunden, denn hier in der Gegend gibt es viele Wölfe; in den Nächten hören wir ſie manchmal im Gebirge melancholiſch heulen.

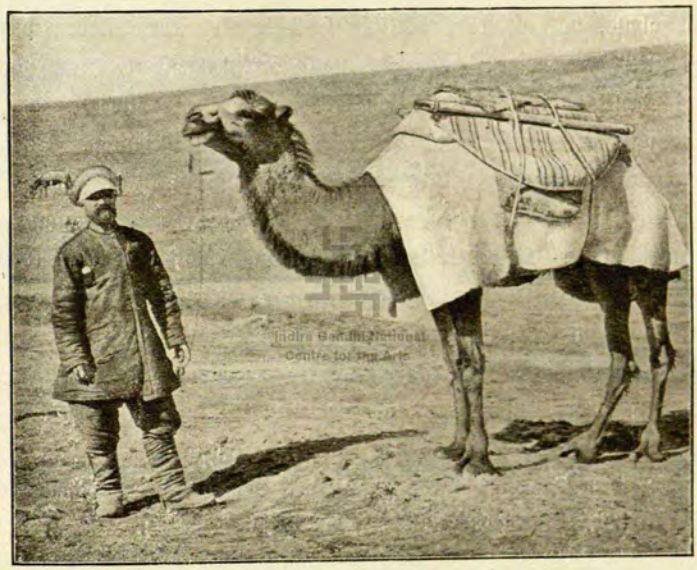
Indira Gandhi National Centre for the Arts

Nach meiner Ortsbeſtimmung mußte das Tal, in dem wir jetzt lagerten, die weſtliche Fortſetzung von demjenigen ſein, in welchem wir im vorigen Herbſt Aldat begruben. Etwa 30 Kilometer von hier flatterte der ſchwarze Yakſchwanz über ſeinem einſamen Grabe.

Eine neue Kette erhebt ſich gerade vor uns. Mühſam klettern wir nach ihrem Kamme hinauf, der in einer Höhe von 5210 Meter emporragt. Nach Süden hin beherrſcht der Blick das Hochland wohl vier Tagereiſen weit, nach Norden aber, woher wir gekommen ſind, verliert er ſich in einem Gewirre von Bergrücken in allen möglichen Farben. Hier und dort glänzen Streifen von ewigem Schnee, und über dem Ganzen wölbt ſich der türkisblaue Himmelsdom.

Am 4. und 5. Juli raſteten wir an einer kleinen Quelle, wo zwei Yake und zwölf Rebhühner geſchoſſen wurden. Ja, wir brauchten keinen Mangel zu leiden, aber den Pferden und den Kamelen ging es ſchlechter. Wir mußten ſoviel wie möglich von Fleiſch leben, um den Tieren Reis abtreten zu können. Sie ſahen ſchon grauenhaft

mager aus. Am anderen Tage fehlte in der Dämmerung die ganze Schafherde, die Wankas Oberbefehl gar zu ſorglos anvertraut worden war. Es gab einen gewaltigen Lärm, und alle begaben ſich auf die Treibjagd — man mußte glauben, daß hier wieder die Wölfe ihr Spiel getrieben. Müde und niedergeſchlagen kamen die Leute gegen 9 Uhr von der Suche zurück und wollten warten, bis der aufgehende Mond ihnen erlaubte, die Spur zu verfolgen. Erſt um Mitternacht



Sirkin mit meinem alten Reiſekameraden von 1896.

wurde es im Lager lebendig; alle Schafe waren gefunden worden, ſie hatten im beſten Wohlſein in einer tiefen Schlucht gelegen. Dieſe dummen Tiere, wie leicht hätten ſie ihre Unvorſichtigkeit teuer bezahlen können! Wanka wurde als Oberbefehlshaber der Schafherde abgeſetzt und der gutmütige Kalpet zu ſeinem Nachfolger ernannt.

Jetzt pflegte ich ſtets ſelbſt zu rekognoszieren und nahm dabei den Lama mit, um mich im Mongoliſchen zu üben. So ritten wir am 6. Juli wieder über einen ziemlich hohen Paß und gelangten auf ſandiges Terrain mit leidlichem Graſe. An den Punkten, die wir zu

Lagerplätzen aussuchten, mußten wir immer länger warten, denn die Karawane marschierte in demselben Verhältnisse langsamer, als die Kräfte der Tiere abnahmen. Diesmal blieben wir bei einer kleinen Quellader, wo wir ein paar Stunden plaudernd saßen, ehe die Glocken sich endlich hören ließen. Zwei Kamele waren zurückgelassen worden, wurden aber abends noch geholt. Eines von ihnen war der Veteran von 1896. Mit seinen glänzenden, rabenschwarzen Augen, die bereits tränenfeucht waren, betrachtete es prüfend dieses Land, von dem es wohl ahnte, daß es dort bald seine letzte Ruhestätte finden würde. Auf zitternden Beinen ging es, von Sirkin geführt, zum photographischen Apparate, — ich wollte sein Bild als Andenken an die vielen unschätzbaren Dienste, die es mir geleistet, behalten. Es war eines der drei Kamele, mit deren Hilfe ich 1896 durch das ganze Tal des Kerija-darja, durch große Strecken der Wüste Takla-makan, den Tarim hinunter, nach den Lop-nor-Seen und nach dem Kara-koschun gezogen war. In Tscharchlik hatte ich es spottbillig verkauft, um es jetzt, nach fünf Jahren, teuer wiederzukaufen, aber durchaus nicht zu teuer für das Tier, denn ich betrachtete es wie einen alten Freund und Reisekameraden, mit dem ich viele stolze Erinnerungen gemeinsam hatte. Noch hielt es sich tapfer und schien entschlossen zu sein, nicht eher vor dem Tode zu kapitulieren, als bis es keinen Schritt mehr gehen konnte. Vornehm und mit hocherhobenem Kopfe stand es in seinem weißen Mantel da und blickte auf seine Quälgeister herab; es ahnte sicherlich, daß es bald von uns scheiden würde. Dann konnte es vor Turdu Bais Zelt ausruhen und wurde mit einem großen, duftenden Weizenbrote traktiert.

Photographische Verkleinerung ($^1/_2$) eines Blattes der Originalaufnahmen aus dem tibetischen Hochgebirge.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die erſten Tibeter.

Am 8. Juli durchquerten wir eine ſehr hügelige Gegend, die ſehr reich an Yaken und Kulanen war. Aber obgleich wir nicht mehr als 14 Kilometer zurücklegten, konnten nur 27 Kamele das Lager Nr. 33, das in 5041 Meter Höhe lag, erreichen. Drei fehlten, unter ihnen der Veteran von 1896; am Tage darauf kamen er und einer der Kameraden noch ins Lager, aber das dritte Kamel lag tot auf ſeinem Poſten. So konnte es nicht länger weiter gehen, eine Veränderung in der Marſchordnung mußte vorgenommen werden. Elf Kamele, von denen fünf in der letzten Zeit keine Laſten getragen hatten, und ſechs Pferde wurden hier ausgeſchoſſen. Mit dem beſſeren Teile der Karawane wollte ich in längeren Tagemärſchen nach Süden vorrücken. Die Nachhut bildeten Roſi Mollah, Mollah Schah, Kutſchuk, Chodai Kullu, Almas mit Tſchernoff als Chef. Sie durften Maltſchik, Hamra, Kalmak und Kara-Itt, vier von unſeren Hunden, nebſt der Hälfte des Dutzends noch vorhandener Schafe behalten. Tſchernoff hatte Befehl, die Tiere hier einige Tage ruhen zu laſſen und nachher in langſamen, kurzen Märſchen unſerer Spur zu folgen, die wohl nicht ſo bald verlöſchen würde. Da, wo die Beſchaffenheit des Bodens eine ſolche Möglichkeit vermuten ließ, wollten wir der Sicherheit halber Steinpyramiden errichten. Acht Kamellaſten, beinahe ausſchließlich Proviant, wurden ebenfalls zurückgelaſſen und ſollten gerecht auf die elf Kamele verteilt werden. Ganz recht war es wohl nicht,

gerade jetzt, da wir uns bewohnten, vielleicht feindlichen Gegenden näherten, unsere Heeresmacht zu teilen, aber es war notwendig, und auch die Nachhut war gut bewaffnet.

Es war ein ganz merkwürdiges Gefühl, den Unseren am Morgen des 10. Juli Lebewohl sagen zu müssen. Regen, Hagel und Schnee waren beinahe zwei Tage ununterbrochen gefallen, die Lasten wurden dadurch schwerer, Zelte und Tiere naß und übelriechend, der Boden ganz durchweicht. Das verlassene Lager sah in Schmutz und Nässe hoffnungslos erbärmlich aus, die elf Kamele lagen da und dort zwischen den Hügeln, die schlechte Weide verachtend. Aber Tschernoff und seine Leute waren nicht traurig, sie würden schon fertig werden.

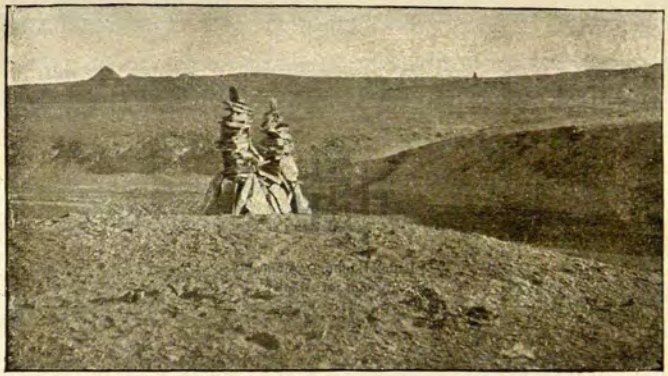
Würden wir uns je wieder treffen? Es war ziemlich ungewiß, denn bei der Ankunft im Hauptquartiere, das zwischen frischen Weiden aufgeschlagen werden sollte, würde die Nachhut mich und die beiden anderen Lhasapilger dort nicht mehr vorfinden, und es war noch sehr die Frage, ob wir von dem Abenteuer überhaupt wieder zurückkehren würden.

Nach herzlichem Abschied brachen wir während eines Gußregens auf. Das verlassene Lager mit seinen feuchten Rauchsäulen verschwand bald hinter dem Rauche. Ich ritt mit dem Lama voran. Wir waren patschnaß, als die Sonne sich zeigte; aber kaum waren wir trocken geworden, so erhielten wir eine neue Dusche. Nach einem Ritte von 23 Kilometer fanden wir einen geeigneten Lagerplatz, wo wir uns niederließen und die Karawane erwarteten. Diese Zeit nahm der Himmel wahr, um uns wieder zu durchnässen. Ich hüllte mich in eine Decke von Kamelhaarfilz, die stets aufgerollt hinter meinem ungarischen Feldsattel lag. Der Lama kümmerte sich nicht um den Regen; mit philosophischer Ruhe nahm er Platz und ließ die 108 Perlen seines Rosenkranzes zwischen den Fingern durchgleiten, während er die heilige Formel „Om mani padme hum" (o Juwel in der Lotusblume) murmelte.

Unterwegs schossen Sirkin und Schagdur je einen Yak, und zwei Leute blieben zurück, um die besten Stücke von den Tieren mitzubringen. Die Weide war hier knapp und bestand aus dünnem Moose und wildem Lauche. Letztere Pflanze war bei allen sehr beliebt. Mit ihr

wurden meine Suppe und die ewigen Schnitzel gewürzt; die Mohammedaner aßen den Lauch roh, und die Kamele riſſen ſeine ſaftigen Stengel gierig ab. Dort, wo er dichter als gewöhnlich ſtand, pflegte Turdu Bai auch auf dem Marſche eine Weile Halt zu machen, um den Kamelen Gelegenheit zu geben, ſich daran zu laben.

Auch der folgende Tag bot uns mehr Niederſchläge, als wir brauchen konnten. Ein Gewitter rumorte donnernd in den Tälern, ihm folgten Hagel- und Regenſchauer. Die Pferde werden unruhig und ſcheu, die Kamele ſuchen einander die Leeſeite abzugewinnen, was



Steinpyramide als Wegzeichen.

die Laſten in Unordnung bringt. Man wird naß und klebrig, es rinnt von Mütze und Ärmeln, es gluckſt in den Filzſtiefeln. Sobald es ein wenig aufhellt, raſten wir eine Weile, um den Zug zu ordnen. Die Bergrücken um uns, auf denen der Niederſchlag als Schnee gefallen war, ſahen aus, als wären ſie mit blendendweißer Ölfarbe angeſtrichen. Ich will nicht damit prahlen, daß es gerade angenehm iſt, in das feuchte Bett auf dem zum Schwimmen naſſen Boden zu kriechen, bis uns die Nacht nach den Mühen des Tages endlich Ruhe ſchenkt.

Trotz alles Regens, der im Erdboden verſickert, wurde es uns ſchwer, Trinkwaſſer zum Abend zu finden. Ein Tümpel, an dem wir lagerten, hatte ſcharfſalziges Waſſer. Mit zwei kupfernen Kannen ging Schagdur auf die Suche nach einer Quelle. Nach einer Weile

rannte er ganz aufgeregt zurück. Er war von einem Wolfe überfallen worden, der zweimal auf ihn losgestürzt war, und hatte zu seiner Verteidigung nur die Kannen gehabt. Jetzt wollte er seine Flinte holen und mit Sirkin zusammen dem Isegrimm den Standpunkt klarmachen. Wir sahen den zottigen, beinahe weißen Wolf auf dem Kamme eines naheliegenden Hügels laufen, er hielt es jedoch für das Ratsamste, sich aus dem Staube zu machen.

Über niedrige Bergrücken, durch Täler und über salzige Wasserläufe ging es nach Südosten weiter. Auf einer Halde zur Rechten unseres Weges graste einsam ein großer Yakstier. Wir hielten es nicht für nötig, ihm das Leben zu nehmen, aber ein bißchen Vergnügen sollte er den Kosaken doch machen, deshalb hetzten sie die Hunde auf ihn. Diese umringten ihn unter wilden Sprüngen und bellten sich heiser, blieben jedoch in angemessener Entfernung. Nur der Schelm Jolldasch zupfte den Yak ab und zu am Seitenbehange, während dieser mit dem Versuche beschäftigt war, Jollbars auf seine Hörner zu spießen. Der Yak tanzte mit seinen Angreifern umher, daß die Erde nur so in die Luft wirbelte, er keuchte, schnob und richtete seinen büschelartigen Schwanz hoch auf. Da kam Turdu Bai mit dem Todesurteile. Wir brauchten mehr Fleisch, erklärte er. Zwei Kugeln pfiffen durch die Luft, aber der Yak reagierte weder auf sie, noch auf die widerhallenden Schüsse. Er stand einige Sekunden regungslos, als aber die Hunde wieder in geschlossener Reihe auf ihn losstürmten, wurde er wütend, setzte ihnen mit ein paar wilden Sprüngen nach und lief den Abhang hinunter, so daß ich, der ich mit dem großen photographischen Apparate nur einige 100 Meter weiter unten stand, fand, daß dies anfing bedenklich auszusehen. Gefährlich war es jedoch nicht, denn der Yak brach zusammen, rollte noch eine Strecke abwärts und blieb mausetot liegen.

Die letzten Tage hatten wir im Süden eine gewaltige Bergkette gesehen, deren schneebedeckte Gipfel gelegentlich zwischen kleineren, die Kette verdeckenden Hügeln hervorschimmerten. Um jeden Preis mußten wir über diese Kette, denn erst südlich von ihr konnten wir

erwarten, gutes Weideland zu finden, und erst dort mußten sich Spuren von Menschen zeigen. Wir spähten schon nach einer geeigneten Einsenkung in dem Kamme dieser gräßlichen Kette aus, himmelhohe Pässe würden wir jetzt nicht mehr überschreiten können. Am 15. Juli ritten wir über einen gewaltigen Fluß, der sich in eine Menge Arme geteilt hatte. Die Hügel auf seinem Westufer waren von Yaken ganz schwarz getüpfelt — wir zählten 75. In einer anderen Richtung zeigte sich etwas, das wir für einen einsamen Wanderer hielten. Sofort wurde Halt kommandiert. Mit dem Fernglase musterten wir die rätselhafte Gestalt. Der Lama versicherte, es sei ein Yakdung sammelnder Tibeter. Am Ende waren die Yake gar zahm? Diese hatten jedoch inzwischen die Karawane gewittert und zogen sich in guter Ordnung zurück. Der einsame Wanderer war ganz einfach ein Kulan, den wir in Verkürzung gesehen hatten.

Eine Strecke weiter trat folgendes kleines Ereignis ein. Jollbars hatte einen jungen Hasen aufgescheucht, dem es gewiß schlecht ergangen wäre, wenn es ihm nicht gelungen wäre, im letzten Augenblick nach vielen schlauen und schnellen Seitensprüngen in ein kleines Erdloch zu schlüpfen. Schagdur zog ihn heraus, band ihn in sein Halstuch, und wir streichelten den armen, furchtsamen Kleinen. Als die Karawane und alle Hunde vorbeigezogen waren, ließ ich ihn wieder los, und, ganz erstaunt, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, eilte er in vergnügten Sprüngen über die Steppe hin. Er war jedoch noch nicht sehr weit gelangt, als ein Falke, den wir nicht gesehen hatten, pfeilschnell auf sein Opfer herabstieß. Schagdur eilte herbei, um seinen Schützling zu retten. Da ließ der Falke seine in Todeszuckungen liegende Beute, der er die Augen ausgepickt hatte, fahren. Es war augenscheinlich dem Häslein vom Schicksale bestimmt gewesen, daß es in Jollbars Magen enden sollte.

Das Lager Nr. 38 wurde am linken Ufer eines neuen Flusses aufgeschlagen. Turdu Bai und Hamra Kul erhielten den Auftrag, talaufwärts zu rekognoszieren, um zu sehen, ob dieser Weg zu einem leidlichen Passe hinaufführte. Wir hatten infolgedessen am

16. Juli einen Raſttag, und ich arbeitete in ſchönſter Ruhe in meinem Zelte, als Geſchrei und Rufe ertönten, und ein großer Bär auf das Lager zutrabte, von Sirkin und Schagdur verfolgt. Das Untier witterte rechtzeitig die Gefahr, bog ſeitwärts ab, plumpſte in den Fluß, ſchwamm hinüber, wobei das Waſſer um ihn ſchäumte und rauſchte, erkletterte auf der anderen Seite die Uferterraſſe und ſetzte ſeine Flucht fort, während ihm die beiden berittenen Koſaken ſchon wieder dicht auf den Ferſen waren. Kaum war die wilde Jagd vorbeigeſtürmt, ſo krachte ein Schuß aus Tſcherdons Zelt. Ein großer, alter, weißgrauer Wolf war zu aufdringlich geweſen und dafür war ihm der Garaus gemacht worden.

Als die Koſaken endlich in ſtarkem Trabe zurückkehrten, ſah man ihnen ſofort an, daß ſie etwas Wichtiges mitzuteilen hatten. Der Bär war entronnen, aber bei der Verfolgung waren ſie gerade auf ein tibetiſches Lager losgeritten! Ein mit einer Flinte bewaffneter Mann hatte ſich ſchleunigſt hinter einem Hügel verſteckt; ſeine zwanzig Yake und einige Pferde weideten in der Nähe. Die Koſaken waren ſofort heimgeritten, um Bericht zu erſtatten. Der Lama war ganz verdutzt; die gefährliche, erbarmungsloſe Wirklichkeit rückte ihm jetzt auf den Leib. Solange wir keine Menſchenſpuren geſehen hatten, war ihm mein ganzer Plan als etwas Ungewiſſes erſchienen, jetzt aber waren die erſten Tibeter ſchon dicht bei uns, nun mußten wir uns fertig machen, wenn der wahnſinnige Ritt nach Lhaſa überhaupt ins Werk geſetzt werden ſollte. Vielleicht war der Kulan, den wir geſtern geſehen hatten, doch wirklich ein Mann; ein Anzeichen, daß wir nicht mehr weit von menſchlichen Wohnungen entfernt waren, war er jedenfalls geweſen.

Eine kurze Beratung folgte, hier war jedoch durchaus keine Zeit zu verlieren. Die Tibeter waren augenſcheinlich Yakjäger, die bald nach Hauſe zurückkehren würden, und wir mußten unbedingt mit ihnen in Verbindung treten. Sie ſollten uns wichtige Auskünfte erteilen, und vielleicht könnten wir uns ihnen anſchließen; es wäre ja unbezahlbar geweſen, in dieſem Gewirre von Bergen, das jetzt vor uns lag, Führer

zu haben. Daß ſie uns ſchon geſehen hatten, war ganz ſonnenklar. Entwiſchten ſie uns jetzt, ſo würden ſie ſchleunigſt weitererzählen, was ſie geſehen hatten; die Neuigkeit würde von Mund zu Mund bis nach Lhaſa dringen, und man würde uns hindern, nach der heiligen Stadt zu gelangen.

Schagdur und der Lama erhielten Befehl, ſofort nach dem nur 3 Kilometer entfernten Lager der Tibeter zu reiten. Auch der erſtere trug mongoliſche Kleidung und nahm Tabak und Tee mit, um die Tibeter zu überzeugen, daß ſie es mit Freunden zu tun hatten. Auch Silbergeld gab ich ihm mit, damit er ihnen einige Pferde abkaufe. So vorbereitet, ſprengten ſie wieder durch den Fluß und verſchwanden hinter den Hügeln.

In der Dunkelheit kehrten ſie zurück. Von dem Lager war nichts mehr dageweſen als das rauchende Feuer von Yakdung nebſt einigen Yakſchädeln und Hufen, den Überbleibſeln der Mahlzeit der Tibeter. Die Spur ihrer Karawane lief oſtwärts, und es fragte ſich jetzt, ob wir ſie einzuholen verſuchen ſollten oder nicht. Wegen des erbärmlichen Zuſtandes unſerer Pferde beſchloſſen wir, es zu unterlaſſen, um ſo mehr, als man überzeugt ſein konnte, daß die Tibeter die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch marſchieren würden, um ſich vor den unbekannten Fremdlingen, die ſie auf die Bärenjagd hatten reiten ſehen, in Sicherheit zu bringen.

Nun war es mit dem Frieden in unſerem Lager zu Ende; wir waren nicht mehr alleinige Herren über Tibets öde Landſtrecken, wir waren ein Einfallheer, das wahrſcheinlich feindlich aufgenommen werden würde. Von jetzt an mußte ſtrenge Nachtwache gehalten und die Tiere mußten ſorgfältig bewacht werden. Jetzt galt es, je eher, deſto beſſer einen für ein Hauptquartier geeigneten Platz ausfindig zu machen, und nach einer Beratung mit Schagdur beſchloß ich, daß nur er, ich und der Lama den Ritt nach Lhaſa unternehmen würden, Tſcherdon aber im Hauptquartier, das möglichſt ſtarker Verteidigung bedurfte, bleiben ſolle. Auch mußte Tſchernoff bald wieder zu erwarten ſein.

Noch einen Tag blieben wir an dieſem bedeutungsvollen Lagerplatze. Während dieſes Tages wurde unſere ganze mongoliſche

Ausrüſtung in Ordnung gebracht, ſo daß für den Fall einer plötzlichen Trennung von der Karawane alles bereit lag. In der Dämmerung zeichneten ſich die Schattenriſſe unſerer beiden Kundſchafter ab, die auf unſerem Wege nach Süden keine unüberwindlichen Hinderniſſe gefunden hatten.

Sie zeigten uns den Weg aufwärts durch das Tal des ſchäumenden Fluſſes, den wir mehrmals überſchritten; in einer Erweiterung des Tales, wo das letzte ſchlechte Gras wuchs, ſchlugen wir Lager. Eines unſerer 18 Kamele gelangte noch eben hierher, ließ ſich aber am folgenden Morgen nicht mehr zum Mitkommen bewegen. Es war jedoch lange nicht ſo mager wie ſeine Kameraden und ging umher, um mit Geduld die einzelnen Grashalme auszurupfen. Ich beſchloß, es hier zu laſſen. Bis die Nachhut hierher kam, konnte es ſich ausruhen und mochte dann kräftig genug zum Mitkommen ſein. Der Wölfe wegen brauchten wir nicht beſorgt zu ſein, da dieſe, wie Turdu Bai ſagte, nie ein Kamel anrühren, das einen Packſattel trägt. Auf einem kleinen Hügel im Tale wurde eine Zeltlatte eingerammt, an ihrer Spitze eine Konſervenbüchſe befeſtigt und in dieſe ein Zettel gelegt, auf dem auf Türkiſch folgendes ſtand: „Wir haben hier ein Kamel zurückgelaſſen; wenn es nicht da iſt, ſo folgt ſeiner Spur, bis ihr es findet.“

Fragend, aber ruhig folgten ſeine Blicke unſerem Zuge, als wir unbarmherzig abzogen. Was mochte es wohl von uns herzloſen Menſchen denken, die einen guten, treuen Diener mitten in der Wildnis verließen? Als ich mich zum letztenmal im Sattel umdrehte, um zu ſehen, ob es uns nicht doch noch freiwillig folgen würde, ſah ich es ganz ruhig den langen Hals beugen und weiter graſen.

Gerade an dieſer Stelle machte der Nachtrab aus mir unbekannten Gründen einen Umweg. Sie ſahen infolgedeſſen die Signalſtange gar nicht und ebenſowenig das Kamel, das ſo ohne Hoffnung auf Rettung verlaſſen blieb und von deſſen weiteren Schickſalen wir nie etwas erfahren ſollten.

Yakſpuren gab es in Menge, aber die Tiere ſelbſt ließen ſich nicht ſehen; ſie ſchienen ganz kürzlich verſcheucht worden zu ſein.

Dreimal passierten wir auch frische Feuerstätten, einige im Kreise aufgestellte Steine mit Asche dazwischen.

Der 20. Juli wurde ein anstrengender Tag, der uns in immer höhere, unwirtlichere Regionen hinaufführte. Wir sollten über die mächtige Bergkette hinüber; ihr Kamm war abgerundet und der Paß selbst auf beiden Seiten von breiten Gletscherzungen umgeben, von denen klare Bäche ausgingen, die den Boden weich und tückisch nachgebend machten. Ein ungeheuer heftiger Hagelsturm schlug uns gerade entgegen. Vom Pelzbaschlik hat man wenig Nutzen, wenn einem der Hagel wagerecht ins Gesicht gejagt wird, auf den Hals hinabrollt und dort schmilzt. Unterhalb der Gletscher grasten jetzt 300 Yake, einem kleinen Kriegsheere gleich, das bei unserem Herannahen retirierte. Wir arbeiten und kämpfen uns allmählich nach der Schwelle hinauf, wo die Instrumente eine Höhe von 5462 Meter anzeigen. Im Süden breitet sich ein Gewirr von Bergen aus; ein Bach fließt nach dieser Richtung hinab, erhält auf beiden Seiten Zuflüsse und wird nach und nach zu einem ansehnlichen Flusse. Hier griffen die Hunde mit Todesverachtung sieben alte Yake an. Vier ergriffen sofort die Flucht, drei hielten eine Weile stand, die Nase am Boden und die Hörner zum Aufspießen bereit. Als aber die Hunde den Angriff auf einen von ihnen konzentrierten, zogen sich die beiden anderen gleichfalls zurück. Der letzte hatte tüchtig mit dem Abwehren zu tun, verfiel aber schließlich auf die schlaue Taktik, mitten in dem schäumenden Flusse Posto zu fassen, wo ihm die Hunde nichts anhaben konnten. Nach einer Weile kamen zwei Kameraden zurück, um zu sehen, wie es ihm ging, die Hunde aber waren des Spieles schon müde und betrachteten den Feind vom Ufer aus.

Der Fluß empfängt von rechts einen Bach und wendet sich dann nach Südosten, ein ausgeprägtes Tal durchfließend, das uns, wie wir hofften, allmählich in Gegenden mit besserem Graswuchse führen sollte. Hier trat eine eigentümliche Formation auf, nämlich zwei mächtige Eisbänder, die sich auf beiden Flußufern hinzogen. Die Karawane wurde auf dem 2 Meter hohen Eisbande der rechten Seite entlang geführt. Bald aber gebot uns eine Unterbrechung der Scholle Halt,

und es handelte sich jetzt darum, vom Eise auf den mit rauschendem Wasser gefüllten Talboden hinunterzugelangen. Es kostete uns viel Zeit, mit Äxten und Spaten einen Weg in das Eis zu hauen, der dann noch mit Kies und Sand bestreut werden mußte, ehe die Kamele eines nach dem anderen vorsichtig hinuntergeführt werden konnten. Inzwischen hatte Schagdur talabwärts rekognosziert. Als wir ihm begegneten, erklärte er, 5 Kilometer könnten wir noch bequem zurücklegen, dann aber dränge sich das Tal zu einem Hohlwege zusammen, in welchem sich der ganze Fluß tief und schäumend hinabwälze. An der Stelle, wo er umkehrte, sei das Wasser einen Meter tief gewesen. Ich sah sofort ein, daß es unser Verderben hätte sein können, wenn wir uns in die Mausefalle hätten hineinlocken lassen, denn um die Mittagszeit würde der Fluß anschwellen, und wenn uns dies zur Umkehr zwänge, würde uns das Hochwasser von den Gletschern erreichen und wir gerade wie Katzen ertränkt werden.

Also den ganzen Weg wieder zurück und dann hinauf in dem Tale des Nebenflusses, der von einem anderen Passe kam. Am Fuße des letzteren hatten wir für heute genug, um so mehr, als es immerfort stürmte und hagelte. Um die Nachhut vor dieser Extrapromenade zu bewahren, wurden mehrere den Weg anzeigende Steinhaufen errichtet.

Gegen Abend klärte sich der Himmel auf. Ich lag auf dem Bette, rauchte meine Pfeife und betrachtete die mit Engelsgeduld nach Gras umhersuchenden Kamele. Die sinkende Sonne färbt die Wolken braunrot, und in der Dämmerung schmettern wieder schwere Regentropfen auf das schon nasse Filzdach der Jurte.

Am folgenden Morgen brauchten ich und der Lama zwei gute Stunden, um diesen scheußlichen Paß zu erreichen, und zwei Stunden mußten wir dort oben noch auf die Karawane warten. Die boshafteste Phantasie kann kein abscheulicheres Terrain ersinnen. Die Tiere sinken bei jedem Schritt in den Brei ein. Regen und Hagel wechseln ab, um den Boden noch nasser zu machen. Wir nähern uns Gegenden, welche die Niederschläge von Wolken auffangen, die der Wind von ihrer Heimat im Indischen Ozean hierhertreibt. Die

koloſſale Höhe, das grauenhafte Wetter, der ziemlich ſteile Anſtieg und der lockere Boden, alles dieſes zuſammen iſt genug, um auch die beſte Karawane aufzureiben.

Der Südabhang war noch zehnmal ſchlimmer. Ein Lotſe geht voraus, ſein Pferd führend und den Boden unterſuchend. Turdu Bai beeilt ſich, damit die Kamele nicht ſo tief einſinken. Es nützt jedoch wenig; ein Brüllen ertönt, ein Strick hat ſich geſpannt und iſt geriſſen, und ein Kamel iſt drauf und dran zu verſinken. Einige Leute

Die beiden Eisbänder im Tal.

führen die anderen weiter, während die übrigen Leute herbeieilen, um das verunglückte Tier zu retten, ihm ſeine Laſt abnehmen, ſie einſtweilen in den Schlamm werfen und es mit vereinten Kräften wieder auf die Beine bringen. Die Kamele ſinken bis an die Knie ein, die Löcher ſchließen ſich ſofort hinter ihnen. Der Regen gießt nur ſo herab, und die dämmerungsſchweren Wolken laſſen nirgends einen Lichtblick ahnen. Ein Maulеſel iſt ſtecken geblieben und gefallen und kann nur mit der größten Anſtrengung gerettet werden. Wir tragen ganze Ladungen Schlamm bis hoch über die Stiefelſchäfte hinauf mit uns herum. Es tropft und rinnt von den Menſchen und den Tieren, die alle ſchwer

und mühsam atmen. Ein hoffnungsloses Land! Die Menschen fliehen uns, und die Elemente verschwören sich, um uns zu Tode zu quälen. Wie wird es Tschernoff und der Nachhut gehen?

Gleich unterhalb des Passes sinkt das letzte Kamel in den von den anderen noch mehr eingeweichten Boden ein und fällt dabei. Es schien zu begreifen, daß es sich hier um sein Leben handelte, denn es machte selbst Anstrengungen, um sich zu befreien. Die Karawane ist weit voraus, und Hamra Kul schickt mir einen Boten, um Anweisung zu erbitten. Ich schicke ihm Leute zu Hilfe, aber sie kommen mit dem Bescheid wieder, daß es, wenigstens jetzt am Abend, unmöglich sei, das Kamel herauszuziehen. Da befahl ich, daß drei Leute die Nacht in seiner unmittelbaren Nähe zubringen und Filzdecken, Stangen, Stricke und Leitern mitnehmen sollten, um in aller Frühe, wenn die oberen Schichten des Bodens noch gefroren waren, den Versuch zu machen, das Kamel, das eines der allerbesten der Karawane war, zu retten. Unsere Rettungspläne wurden zu Wasser. Während der Nacht sank das Kamel immer tiefer ein und wurde am Morgen tot und zur Hälfte in diesem verfluchten Boden festgefroren vorgefunden. Der Leser begreift vielleicht jetzt, daß es kein Spiel oder anregender Sport ist, durch Tibet zu reisen! Es ist Ernst den ganzen Tag über, und nachts träumen wir vergebens von Weideplätzen und festem, tragfähigem Boden. Manchmal sieht es so verzweifelt und düster aus, daß man es kaum bedauern würde, wenn die Erde die ganze Bescherung verschlänge und uns von allen Gefahren, Fallgruben und Verrätereien befreite.

Endlich, endlich kommen wir von diesen mörderischen Höhen hinunter an einen neuen Fluß, dessen rauschende Wassermassen wir durchziehen. Woher er kam und wohin er ging, sahen wir nicht, denn Schnee und Platzregen in brüderlichem Vereine hüllten das ganze Tal in undurchdringlichen Nebel; aber wir konnten zu unserer Freude und Erleichterung fühlen, daß sein Kiesgrund das Gewicht der Karawanentiere trug. Todmüde und pudelnaß schlugen wir an seinem rechten Ufer das dreiundvierzigste Lager auf.

Kosak Schagdur, der Verfasser und der Lama Schereb als mongolische Pilger.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Vorwärts nach Lhaſa!

Während des notwendigen Ruhetages, der hier der müden Karawane geſchenkt wurde, durchſtreiften mehrere Männer die Gegend. Die Koſaken entdeckten einige Kilometer weiter talabwärts vortreffliches Weideland auf ſandigen Hügeln. Sofort begab ſich Turdu Bai mit allen Kamelen dorthin, und Hamra Kul folgte mit ſeiner Karawanenabteilung dem Beiſpiele Turdus. Jetzt faßte ich meinen Entſchluß. Am nächſten Morgen, 24. Juli, wollten wir uns nach dem neuentdeckten Weidelande begeben und dort das Hauptquartier anlegen. Es war auch hohe Zeit zum Aufbrechen nach Lhaſa, denn einige von den Leuten hatten beim Umherſtreifen in weiter Ferne Flintenſchüſſe gehört. Auch hier hatten wir alſo Nachbarn — Freunde oder Feinde? Es galt, aufzupaſſen!

Am 24. Juli ritten wir talabwärts. Die Stimmung war ernſt; hier ſtand eine verhängnisvolle Trennung bevor. Ich muſterte während des Zuges meine Leute, Kamele und Pferde und fragte mich, ohne Antwort zu erhalten, ob ich wohl zum letztenmal in ihrer Geſellſchaft zu Pferde ſäße. Das Tal fällt ſtark, der Fluß bildet ſchäumende Stromſchnellen, die Weide auf den Seiten wird immer beſſer und an der Stelle, die die Koſaken zum Lager vorgeſchlagen hatten, war ſie geradezu üppig, beſonders auf den Halden, die der Südſonne ausgeſetzt und gegen die Nordwinde geſchützt lagen. Die Höhe war jedoch 5127 Meter — ein Eiffelturm auf dem Gipfel des Montblanc, aber

in ſüdlicherer Breite. Von ſtrategiſchem Geſichtspunkte aus war das Lager ungeeignet, da der Platz von allen benachbarten Hügeln beherrſcht wurde, und falls ein räuberiſcher Stamm auf den Gedanken käme, einen nächtlichen Überfall zu machen, würde ſich kaum eine wirkſame Verteidigung durchführen laſſen.

Während der beiden Tage, die ich noch im Lager Nr. 44 zubrachte, wurde alles zum Aufbruche geordnet. Die fünf Mauleſel und vier Pferde, die wir mitnehmen wollten, wurden mit der größten Sorgfalt gepflegt und durften unſeren letzten Maisvorrat auffreſſen. Sie wurden beſchlagen und ihre Sättel und Decken ausgebeſſert.

Unſer Gepäck wurde in zwei mongoliſche Kiſten gepackt. Ich nahm einige kleinere Inſtrumente mit, damit ich meine geographiſchen Beobachtungen nicht zu unterbrechen brauchte, eine kleine Camera, drei Paar dunkle Korbbrillen, Schreibmaterial, Raſiermeſſer und Seife, — denn jetzt mußten wir am ganzen Kopf raſiert ſein; andere Toilettenſachen waren nicht erforderlich, es war im Gegenteil notwendig, daß wir bald möglichſt ſchmutzig wurden, um einen natürlichen, mongoliſchen Farbenton zu erhalten. Eine Schere, eine Laterne, ein Beil, ein Dutzend Stearinkerzen, einige Schachteln Streichhölzer, Pfeifen, Tabak und 10 Jamben Silber (ca. 2000 Mark) gehörten zu dem Notwendigen. Der Proviant beſtand aus Mehl, Reis, Talkan und Fleiſch. Einige Konſervenbüchſen ſollten in den erſten Tagen noch geöffnet und dann ins Waſſer geworfen werden, um kein Mißtrauen zu erregen.

Das Arſenal bildeten ein ruſſiſches Magazingewehr und ein ſchwediſcher Offiziersrevolver, nebſt 50 Patronen für jede Waffe.

Im übrigen war unſere ganze Ausſtattung echt mongoliſch. Auch ich trug einen Roſenkranz und ein „Gawo“, ein Amulett mit Götzenbild, um den Hals, und am Gürtel hing ein Meſſer, in deſſen Scheide auch Taſchen für die üblichen chineſiſchen Elfenbeinſtäbchen, die bei den Mahlzeiten gebraucht werden, angebracht ſind, ferner Feuerzeug, Zunder und Feuerſtein, Tabaksbeutel und eine lange Pfeife. Alle Gefäße, Töpfe, Kannen, Näpfe und Taſſen waren echt mongoliſch. Für jeden nahmen wir einen Reſerveanzug mit, da wir alle Ausſicht

hatten, bald durchnäßt zu werden. Das kleinste, leichteste Zelt wurde unsere Wohnung, und der Lama nähte von weißem Filz einen gewaltigen Mantel, in den sich die Wache bei Regenwetter hüllen sollte. Für Uhr, Kompaß, Aneroid und Thermometer hatte ich besondere Geheimtaschen, die nur ein sehr dreister Untersucher hätte entdecken können. Alle in Europa hergestellten Sachen wurden in der einen Kiste unter dem Proviant versteckt, und das meiste war so beschaffen, daß wir es ins Wasser werfen konnten, wenn unsere Lage verzweifelt wurde.

Sirkin wurde zum Oberbefehlshaber des Hauptquartiers ernannt und alle ermahnt, ihre Pflicht zu tun und ihm ebenso zu gehorchen, wie sie mir gehorcht hatten. Jedoch stand Turdu Bai als Sachverständigem das Recht zu, ein Fortziehen nach anderen naheliegenden Weideplätzen vorzuschlagen, wenn das Gras bei dem Lager Nr. 44 abgeweidet war. Bei solchen Umzügen sollte stets ein von Sirkin russisch geschriebenes Dokument in einem Steinhaufen beim Lager Nr. 44 niedergelegt werden, damit wir die Unseren bei unserer Rückkehr zu finden wüßten. Mit Sirkin hatte ich eine Unterredung unter vier Augen, und er war sich vollständig darüber klar, daß ich mich in ein mehr als gewagtes Unternehmen stürzte. Er saß ganz stumm da und schüttelte nur den Kopf. „Sind wir in 75 Tagen nicht zurückgekehrt", sagte ich, „so sind wir verloren, und dann gehst du mit der Karawane nach Tscharchlik und von dort nach Kaschgar." Ich glaubte keinen Augenblick, daß uns die Tibeter töten würden, aber man mußte doch auf alles gefaßt sein, und meine Karten und Aufzeichnungen sollten wenigstens unversehrt nach Hause kommen. Schließlich verschloß ich alle meine Kisten, aber Sirkin erhielt den Schlüssel zu der Silberkiste, um nötigenfalls in Tscharchlik eine neue Karawane für den Rückzug nach Kaschgar ausrüsten zu können.

Am Abend meldete einer, daß in einem benachbarten Tale frische Spuren von tibetischen Fußgängern und Reitern zu sehen seien und daß die Hunde nachts wütend nach dieser Richtung hin gebellt hätten. Es wurde schon im Lager davon geflüstert, daß wir von Spionen bewacht seien. Die schwarzen Furien, die in Rabengestalt über dem

Lager kreiſten, ſahen dieſen Abend noch abſcheulicher aus als ſonſt. So kroch ich denn zum letzten Male unter „ziviliſierten Verhältniſſen“ ins Bett, ſchlief lange und gut und erwachte erſt, als Schagdur mich zu der verhängnisvollen Reiſe weckte.

Das Anziehen ging ſehr ſchnell, und innerhalb einiger Minuten war ich ein vollſtändiger Mongole. Der lange dunkelrote Rock war weich und behaglich, um den Leib hatte ich einen gelben Gürtel und auf dem Kopfe eine kleine gelbe Mütze mit aufgekrempten Zipfeln. Schon nach vierzehn Tagen hatte ich mich an die plumpen Mongolenſtiefel gewöhnt, die ſich infolge ihrer Zehenſpitzen und dicken Sohlen zum Gehen auf weichem, feuchtem Boden vorzüglich eigneten. Sogar mein hoher Mongolenſattel mit ſeinem Holzgeſtelle und ſeinem weichen Sattelkiſſen war ſehr bequem, und die breiten, an kurzen Riemen befeſtigten Steigbügel gaben den Knien gerade die rechte Biegung. Hinter dem Sattel war mein gelber Schafpelz feſtgeſchnallt; ich brauchte ihn jetzt nicht, denn die Sonne ſchien freundlich und warm.

Unſere kleine Karawane war fertig. Wir ſaßen auf und ritten fort. Die guten Mohammedaner hätten das Weinen und Jammern recht gut unterlaſſen können, ich fand, daß das Ganze ohnehin ſchon genug an ein Begräbnis erinnerte. Vermutlich fürchteten ſie, daß wir uns nie wiederſehen würden. Ich ſelbſt zweifelte nicht an der mächtigen Hand, die meine Schritte während ſo vieljähriger einſamer Wanderungen in dem großen Aſien durch Wüſten und über Gebirge gelenkt hatte.

Schagdur ſchwelgte in dem Bewußtſein, daß wir nun wirklich unterwegs waren, und der Lama ſaß wie feſtgegoſſen ruhig im Sattel. Ich fragte ihn, ob er noch unſchlüſſig ſei und vielleicht lieber bei Sirkin und Tſcherdon bleiben wollte. Nein, ſollte es ihm auch das Leben koſten, jetzt wolle er mit. Ich ritt meinen prächtigen Schimmel, der in vorzüglichem Zuſtande war, Schagdur ein falbes Pferd, und der Lama den kleinen Mauleſel „Gelbohr“, der uns einmal beinahe eingegangen wäre, jetzt aber zu unſeren beſten Tieren gehörte. Malenki und Jollbars wurden mitgenommen, die übrigen Hunde wurden

ſolange angebunden, und Jolldaſch heulte erbärmlich, als ihn ſein Herr und Meiſter ſo treulos verließ. Ördek begleitete uns, um in der erſten Nacht unſere Tiere zu bewachen.

Der Leſer zerbricht ſich wohl den Kopf darüber, weshalb ich mich eigentlich in dieſen Strudel von Gefahren ſtürzte, die mit einem Ritte nach Lhaſa unbedingt verbunden waren. Seit dem Beſuche des Jeſuitenpater Huc, der ebenfalls in Verkleidung in die heilige Stadt gelangt war, hatten die Tibeter ihr Land ängſtlich gegen europäiſche

Wir drei „Pilger" beim Aufbruch aus dem Hauptquartier.

Beſuche bewacht. Der Amerikaner Rockhill hatte es, als wandernder Lama verkleidet, zweimal verſucht, dorthin zu gelangen. Bonvalot und Prinz Heinrich von Orléans, Dutreuil de Rhins und Grenard, Littledale, Bower und mehrere andere, von Kosloff und Prſchewalſkij nicht zu reden, hatten es ebenfalls unternommen, waren aber ſtets in der energiſchſten Weiſe zurückgewieſen worden. Da es zu meinem Reiſeprogramm gehörte, von möglichſt vielen Teilen des unbekannten Tibet eine Kartenaufnahme zu machen und ſie geographiſch zu unterſuchen, und da ich mich dabei in nicht zu großer Entfernung von der heiligen

Hauptstadt befinden würde, hatte ich auf dieses an und für sich wahnwitzige Unternehmen nicht verzichten wollen. Was ich dadurch gewinnen wollte? Vielleicht die Gelegenheit, ein Bild von Lhasa zu geben, einen Plan der Stadt und ihrer Tempel? Nein, diese Stadt ist in jeder Beziehung viel besser bekannt als irgendeine andere Stadt im innersten Asien, weil sie so lange Gegenstand der Neugier aller Europäer gewesen ist. Die Russen haben Burjaten, die Engländer Punditen, alles wissenschaftlich gebildete, kluge Leute, mit den vorzüglichsten Instrumenten versehen, dorthin geschickt, und wir besitzen daher sowohl gründliche Beschreibungen wie Pläne und wissen, wie man in Lhasa lebt, dem Rom, Jerusalem und Mekka des Lamaismus.

„Aber was hattest du vernünftigerweise dort zu suchen?" fragt der Leser. Es war wohl das Blut des alten Wiking, das sich in mir regte; ich sehnte mich unwiderstehlich nach einem Abenteuer, ich wollte mich nach all der Ruhe in der Wüste in eine Lage stürzen, wo das Leben an einem Haare hängen sollte, wollte mich so tief in lebensgefährliche Situationen verwickeln, daß es mit jedem Tage schwieriger werden würde, mich wieder herauszuwinden. Es ist vielleicht ein großer Fehler bei mir, aber ich kann nicht dafür, daß mir ein unsicheres, gefährliches Leben mehr zusagt als ein ruhiges und sicheres. Ein Sieg, den man sich durch Mühen erkämpft, ist mehr wert als jeder andere, und das Leben ist demjenigen besonders teuer, der fühlt, daß er jeden Augenblick Gefahr läuft, es zu verlieren. Alles dieses lockte mich unwiderstehlich; ich wollte meine Nerven stählen und zeigen, daß ich es wagte, mit nur zwei Begleitern gerade in den Haufen von Tibetern hineinzureiten, und ich war entschlossen, nicht eher nachzugeben, als bis man uns absolut unwiderstehliche Hindernisse in den Weg legte. Und wenn dies geschähe, würde ich mit unerschütterlichem Gleichmut umkehren, denn dann würde ich meinen Ehrgeiz befriedigt haben. Hiermit verglichen, spielte es keine Rolle, ob ich die heilige Stadt sah oder nicht, ich kannte sie schon zur Genüge. Der Lama hatte mir ihre Straßen, Plätze und Tempel schon beinahe bis zum Überdrusse beschrieben. Und Tempel würden wir in Westtibet übergenug sehen, wenn wir je soweit gelangten.

Jetzt ging es in ziemlich schnellem Trab am Flusse hinunter, an dessen Ufer hier und dort ausgebrannte Feuerstellen zu sehen waren. Ein vor langer Zeit geschossener, ganz vertrockneter Yak legte auch Zeugnis von menschlichen Besuchen ab. Gestern oder heute war ein Bär hier gewesen und hatte den Kadaver umgedreht.

Wir gelangten in ein großes, offenes Tal und lagerten an einer kleinen, klaren Quelle mit gutem Grase, wo ich Brennmaterial sammelte und Feuer anzündete, während die anderen das Zelt aufschlugen

Lager der drei Pilger.

und für die Tiere sorgten. Die Mahlzeit wurde auf mongolische Weise eingenommen; es war jetzt nötig, sich in seine Rolle ganz einzuleben. Wir drei Pilger gingen früh zur Ruhe, während Ördek unsere Tiere bewachte. Der Mond schien auf die stille Gegend herab; es war ein Segen, daß wir sein Licht während dieser Nächte hatten!

Am 28. Juli wurde beschlossen, daß Ördek uns noch einen Tag begleiten sollte, denn teils würden wir dann noch eine Nacht ausschlafen können, teils war der Lama so krank, daß er sich kaum im Sattel halten konnte und ich schon darauf gefaßt war, ihn ins Hauptquartier

zurückſchicken zu müſſen. Ich ſprach darüber mit Schagdur, und wir beſchloſſen, in letzterem Falle die Reiſe zu zweien fortzuſetzen. Zum Glück erholte ſich der Lama wieder auf dem Ritte von 40 Kilometer, den wir machten. Der Boden war hart und vortrefflich. Keine Menſchenſpuren zeigten ſich, aber Yake und Kulane waren häufig. Dann und wann reitet einer von uns auf einen Hügel hinauf, um mit dem Fernglaſe Umſchau zu halten. Hätten wir ein Nomadenlager geſehen, ſo wären wir wie ehrliche Pilger dorthin geritten, aber in dieſem Falle hätte Ördek ſchleunigſt umkehren müſſen.

Auf der ſchmalen, niedrigen Landenge zwiſchen einem Salzſee und einem kleineren Süßwaſſerſee ſchlugen wir unſer Lager auf. Beim Feuer berieten wir uns über die Weiterreiſe; ich rechnete den zurückgelegten Weg aus und ſagte den anderen, wie weit wir noch zu reiten hätten. Der Lama ſchilderte in lebhaften Farben die Strenge, mit der die tibetiſchen Behörden in Nakktſchu, 220 Kilometer nördlich von Lhaſa, alle Pilger aus der Mongolei unterſuchen, und wir hielten es infolgedeſſen für das Klügſte, dieſen Ort ganz zu vermeiden und ſüdlich davon die große Straße nach Lhaſa einzuſchlagen, wo wir hofften, leicht unter den Pilgermaſſen verſchwinden zu können.

Jetzt ſollte mit meinem äußeren Menſchen eine tragikomiſche Verbeſſerung vorgenommen werden. Ich ſetzte mich ans Feuer, und Schagdur hauſte mit der Schere wie ein Vandale in meinen Haaren. Nachdem der Reſt gebührend eingeſeift worden war, erſchien Ördek mit dem Raſiermeſſer, und nach einer Weile glänzte mein Kopf wie eine Billardkugel. Schließlich machte ich mich ſelbſt an den Schnurrbart und — man denke nur, welche Kaltblütigkeit — ſchnitt ihn mir ganz und gar ab. Meine Brüder, der Mongole und der Burjate, die bartlos waren, fanden gewiß, daß ich jetzt manierlich auszuſehen anfing, mir ſelbſt aber kam es beinahe ſündhaft vor, mein an ſich nicht unvorteilhaftes Ausſehen ſo zu verderben. Brauen und Wimpern durfte ich zum Glück noch behalten. Was machte es übrigens auch aus, wie ich ausſah, hier war nicht einmal eine Katze, mit der ich hätte koketieren können!

Noch hatte ich zu meinem Troſte eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Cäſars Büſte, aber dieſe Freude dauerte nicht lange. Wie ein alter, geübter Quackſalber begann der Lama mit ſachverſtändiger Miene in ſeinen Arzneibeuteln umherzuſuchen, ſchmierte mir mit leichter Hand das Geſicht mit Schaffett und einer braunen Salbe ein und betrachtete mich dann mit auf die Seite gelegtem Kopfe aus einiger Entfernung. „Jhe ſän bane“ (es iſt ſehr gut), erklärte er. Ich konnte nicht einſtimmen, als ich mich in der blanken Innenſeite meines Uhrgehäuſes beſah. War dieſer fettige, glänzende, kupferbraune, glattraſierte mongoliſche Pavian wirklich mit meiner Perſon identiſch? Allmählich trocknete die Schminke und nahm von Staub und Wind einen ſchmutzig grauen Ton an. Jedesmal, wenn ich lachte oder meine Geſichtsmuskeln in irgendeiner Art bewegte, brannte die Haut greulich. Aber bald ſollten wir keine Gelegenheit zum Lachen mehr haben, das luſtige Lachen war von dieſem Tage an ein ſeltener Gaſt in unſerer Karawane.

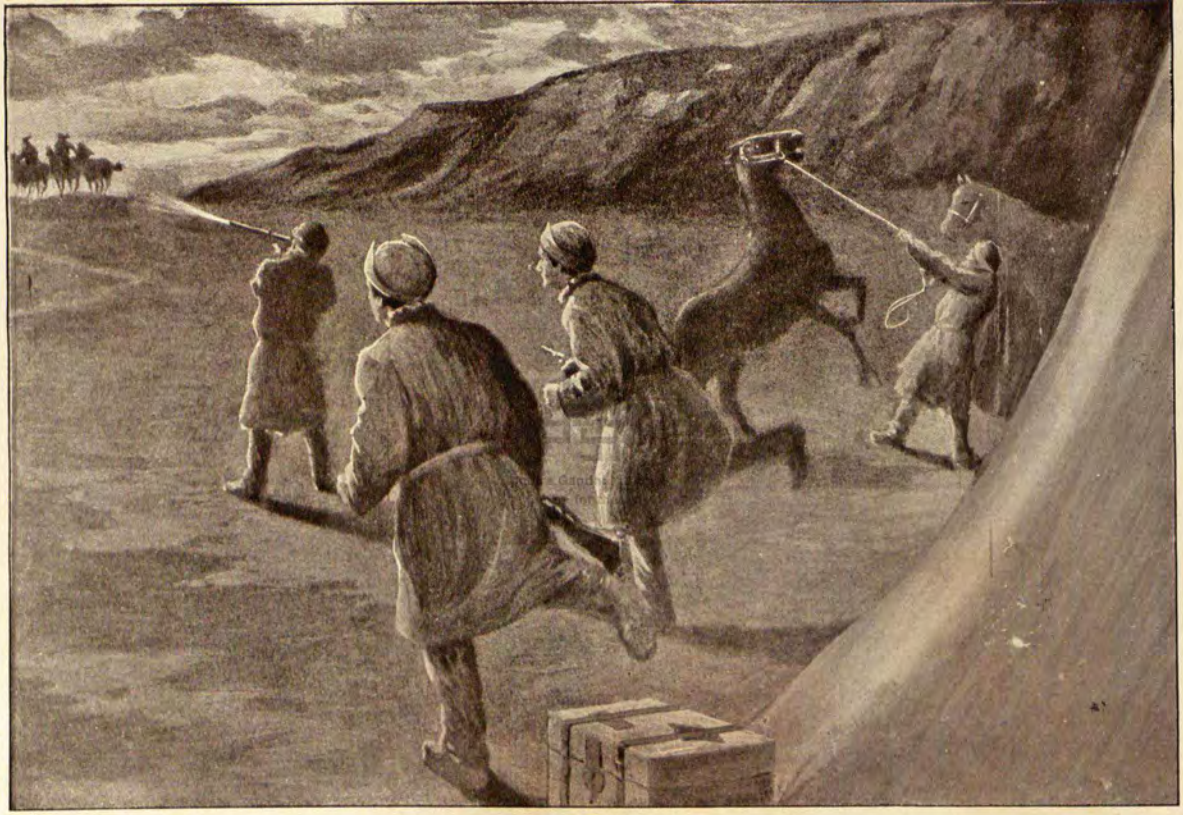
Das Lager lag offen auf der Landzunge zwiſchen den Seen, nur im Südoſten erhoben ſich einige niedrige Hügel. Spuren von Menſchen hatten wir hier nicht geſehen, die Hunde verhielten ſich ruhig, und die Gegend ſchien vollkommen ſicher zu ſein. Gegen 5 Uhr erhob ſich ein heftiger Nordſturm, der ganze Wolken von Sand und Staub über den Salzſee und den Lagerplatz hinjagte. Wir nahmen daher unſere Zuflucht zum Zelte, in deſſen Schutze wir plauderten und rauchten, bis wir um 8 Uhr nichts Beſſeres zu tun wußten, als uns ſchlafen zu legen. Ördek hütete zweihundert Schritt weſtlich vom Lager unſere Tiere. Er ſollte die ganze Nacht wachen, damit wir noch einmal, zum letzten Male für lange, ruhig ausſchlafen konnten, und am Morgen ſollte er dann auf einem der vier Pferde nach dem Hauptquartiere zurückreiten dürfen.

Um Mitternacht wurde das Zelttuch zurückgeſchlagen, Ördek, auf allen vieren kriechend, ſteckte den Kopf herein und ziſchelte mit zitternder, verſchüchterter Stimme: „Ein Mann iſt dageweſen!“ Wir hörten nicht, was er ſonſt noch zu ſagen hatte, ſondern ergriffen unſere Waffen und ſtürmten in die Nacht hinaus. Der Sturm tobte mit

ungeschwächter Heftigkeit, der Mond glänzte matt zwischen schnell dahineilenden, zerrissenen Wolken. Örbek führte uns zu den am entferntesten weidenden Pferden, zwischen denen er eine dunkle Gestalt hatte umherschleichen sehen. Bei diesem Anblicke hatte der Held, dessen Mut sich auf die stillen Wüsten beschränkte, vollständig den Kopf verloren und war, statt Lärm zu schlagen, zu uns gelaufen. Wir kamen infolgedessen zu spät. In dem matten Mondlichte sahen wir zwei dunkle Reiter, die zwei ledige Rosse vor sich herjagten, über die Hügel fortsprengen. Eine ihnen von Schagdur nachgeschickte Kugel tat keinen Schaden. Er, Örbek und der Lama stiegen zu Pferd und verfolgten die Spur, während ich bei den übrigen Tieren blieb, die vielleicht von einer ganzen Räuberbande umringt waren. Nach einer Stunde aber kamen sie wieder, ohne in der Dunkelheit irgend etwas Verdächtiges gesehen oder gehört zu haben.

Wir gingen zu der ruhig weidenden Herde zurück; alle fünf Maulesel und die beiden schlechtesten Pferde waren da, aber mein liebes Reitpferd und Schagdurs Falber waren gestohlen worden. Wie der Überfall vor sich gegangen war, ergab sich deutlich aus den Spuren. Drei tibetische Reiter, Professions- oder Gelegenheitsdiebe, hatten uns augenscheinlich den ganzen Tag verfolgt und sich genau mit der Lage des Lagers im Terrain vertraut gemacht. In einer heimtückisch versteckten Bodenfalte war einer von ihnen, als alles still war, gegen den starken Nordwind nach der Herde hingekrochen, dann im geeigneten Moment aufgesprungen und auf die beiden äußersten Pferde losgestürmt, hatte sie zum Scheuen gebracht und sie westwärts gejagt, wo die anderen Tibeter mit ihren Pferden zur Hand gewesen, worauf alle drei über die Hügel geflüchtet waren.

Nie vorher in meinem Leben habe ich gefühlt, wie mein Inneres vor Wut kochte. Anfangs beseelte mich nur der eine Gedanke: die Schurken zu verfolgen und sie für ihren Streich teuer büßen zu lassen. Schagdur war außer sich, die Flinte brannte ihm in den Händen. Doch bald kämpfte ich meinen Zorn nieder und erwog die Sachlage mit wiedergewonnener Ruhe. Wir hatten nicht die geringste Aussicht,



Nächtlicher Überfall.

die Tibeter, die natürlich so klug sein würden, ein paar Tage nicht zu rasten, mit unseren ermüdeten Tieren einzuholen. Wenn zwei sie verfolgten und zwei im Lager blieben, teilten wir unsere Streitkräfte, was gerade jetzt, da wir sichtlich unter feindlicher Bewachung standen, höchst unklug gewesen wäre. Nein, bei dieser Sache ließ sich nichts tun; wir hatten einen ordentlichen Denkzettel bekommen, das war alles. Das Spiel hatte sich in Ernst verwandelt, jeden Augenblick konnten wir einen neuen Überfall erwarten; hier hieß es, unausgesetzt die Augen offen halten.

Aus dem Schlafe wurde diese Nacht nichts mehr. Wir setzten uns, in unsere Mäntel gehüllt, um ein kleines Kohlenfeuer, zündeten unsere Pfeifen an und hielten Rat, während unheilverkündende Wolken in eilender Fahrt unter dem Monde hinsegelten. Nachher wurde Tee gekocht, der nebst Reis und Brot unser Frühstück bildete. Dann sattelten wir im Morgengrauen die beiden uns noch gebliebenen Pferde und den Maulesel und packten unsere Sachen zusammen. Eine ungemütliche Nacht hatten wir hinter uns, aber man darf nicht glauben, daß auch nur ein Wort vom Umkehren gesprochen wurde. Umkehren! Pfui, welche Schande, der Gedanke daran kam mir überhaupt nicht in den Sinn! Ein Schwede weicht nicht zurück, wenn er eine Spur von Stolz auf die Geschichte seines Landes besitzt.

Als das Morgenrot die unbekannten Hügel im Osten purpurn färbte, saß Ördek weinend am Feuer. Er flehte und bat, uns begleiten zu dürfen, statt allein zurückkehren zu müssen durch dieses heimtückische Land, wo Banditen und Räuber wie Schatten aus der Erde aufstiegen. Als ich jedoch fest blieb, bat er, wenigstens den Revolver mitnehmen zu dürfen. Nein, jetzt wußten wir, daß wir selbst der Feuerwaffen bedürfen könnten.

Meine Augen schmerzten in dem starken Sonnenlichte, wir hatten ja auch die Nacht nicht geschlafen. Auf ein Blatt Papier schrieb ich einige Zeilen an Sirkin und empfahl ihm, um das Lager größte Wachsamkeit zu beobachten. Ferner befahl ich, daß Tscherdon, Li Loje und noch einer eine Woche darauf verwenden sollten, die Spur der Diebe

zu verfolgen. Ördek ſteckte den Brief in den Gürtel und machte ein Geſicht wie ein zum Tode Verurteilter, der nur noch ein paar Schritte vom Schaffott entfernt iſt. Kaum ſaßen wir in unſeren Sätteln, ſo ſahen wir ihn auch ſchon am Ufer entlang laufen und in der Ferne verſchwinden. Er war ſo außer ſich vor Angſt, daß er glaubte, es werde den ganzen Tag Räuber regnen.

Wie eine Wildkatze ſchlich er durch Schluchten und Flußbette und wagte nicht, auf freiem Felde in unſerer Spur zurückzugehen; er ſehnte ſich nach der Dämmerung und nach der Nacht. Dann aber war er ebenſo angſterfüllt vor der Dunkelheit und glaubte, in jedem Schatten einen Feind zu ſehen. Ein paar friedliche Kulane erſchreckten ihn beinahe zu Tode, und in einer Schlucht kauerte er ſich wie ein Igel zuſammen. Der Regen goß wie aus Mulden herab, und das rauſchende Plätſchern erregte ſeine Phantaſie noch mehr. Endlich erreichte er den Eingang unſeres Tales, wo das Rauſchen des Fluſſes alle anderen Geräuſche übertönte; hier glaubte er überall, leiſe Schritte hinter ſich zu hören. Wie er im Stockfinſtern den Weg gefunden, begriff er nachher ſelbſt nicht; er ſtolperte, fiel, ſtand wieder auf, lief wie ein Verrückter über die Hügel, watete — bis unter die Arme im Waſſer — durch den Fluß und wäre, als er endlich anlangte, von der Wache, die Lärm ſchlug, beinahe erſchoſſen werden. Bei der Ankunft war er zu Tode erſchöpft. Er war buchſtäblich zuſammengeklappt und nicht zu bewegen geweſen, den Mund aufzutun. Die anderen waren außer ſich vor Schrecken, denn ſie glaubten, er ſei der einzige Überlebende von unſerer kleinen Schar und wir drei Pilger ſeien ermordet worden. Erſt nach gründlichem Ausruhen war er wieder lebendig geworden und hatte nun unſer Abenteuer erzählt und meinen Brief abgeliefert.

Tſcherdons Verfolgung führte zu dem Reſultate, daß wir erfuhren, daß die Diebe vom See 40 Kilometer weiter nach einer Stelle geritten waren, wo mehrere andere Tibeter ſie erwartet hatten, und daß die ganze Schar nachher ſo lange in einem Fluſſe geritten war, bis ſich ihre Spur nicht mehr verfolgen ließ.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Wir treffen Nomaden.

Nachdem wir Ördek Lebewohl geſagt hatten, ritten wir 40 Kilometer nach Südoſten. Rechts von unſerem Wege war eine kleine hügelige Paßſchwelle ganz ſchwarz von Hunderten von Yaken. Da ſie keine Miene zum Fliehen machten, hielten wir ſie für zahm und erwarteten jeden Augenblick, ihre Hirten zu erblicken. Doch wie wir näher kamen, zogen die Tiere ſich zurück; es waren doch Wildyake, und vorläufig konnte es noch ein paar Tage dauern, ehe wir an das erſte Nomadenlager gelangten. Wir ſehnten uns danach, dort würden wir uns bedeutend ſicherer fühlen.

Auf offenem Terrain, mit freier Ausſicht nach allen Seiten, guter Weide, Waſſer und vielem Yakdung, wurde das Lager aufgeſchlagen. Jetzt waren die drei Pilger allein, und ich mußte gefälligſt beim Abladen, Zeltaufſchlagen und Brennſtoffſammeln helfen. Seit 1886, als ich zweimal beinahe ganz allein durch Perſien geritten war, hatte ich derartige grobe Arbeiten nicht verrichten brauchen. Es war mir jedoch höchſt intereſſant, einen Einblick in das tägliche Leben der Karawanenleute tun zu können. Schagdur ſollte jetzt der Vornehmſte von uns ſein; mir durfte keine Spur von Ehrerbietung erzeigt werden, im Gegenteil, ich ſollte wie ein Knecht behandelt werden. Ruſſiſch durfte nicht geſprochen werden, nur Mongoliſch ſollte künftig über unſere Lippen kommen. Wir ſpielten unſere Rollen ausgezeichnet; anfangs wurde es Schagdur freilich ſauer, mir zu befehlen, Dung zu ſammeln, aber nach ein paar Tagen ging es wie geſchmiert.

Nachdem ich meine Arbeit zur Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten ausgeführt hatte, legte ich mich aufs Ohr, um einen gründlichen, notwendigen Schlaf zu tun. Ich ſchlief feſt bis 8 Uhr, um welche Zeit es ſchon dunkel um mich herum war, während die beiden anderen die Tiere zuſammentrieben. Noch eine Stunde durften dieſe ganz in der Nähe des Zeltes frei umhergraſen. Dann wurden ſie an einem zwiſchen zwei Pflöcken ausgeſpannten Seile feſtgemacht, und jetzt und für die Zukunft folgender Lagerplan feſtgeſetzt. Die Tiere wurden ſtets an der Leeſeite des einen Zelteinganges, der offen blieb, gepflöckt. Sobald es dunkel wurde, mußte das Lagerfeuer ausgelöſcht werden, die Kiſten, das Küchengeſchirr und die Sättel waren dann in das Zelt zu tragen. Jollbars wurde auf der Leeſeite der Tiere angebunden; von ihm konnte man alſo das erſte Warnungsſignal erwarten. Der zottige Malenki lag angebunden vor der geſchloſſenen Querſeite des Zeltes. Die Nacht wurde in drei Wachen, von 9—12 Uhr, von 12—3 und von 3—6, eingeteilt; gewöhnlich übernahm ich die erſte und der Lama die letzte Wache.

Schagdur und der Lama ſahen an dieſem Abend außergewöhnlich ernſt aus; als ich ſie fragte, was ihnen fehle, erzählten ſie, daß ſie während meines Schlafes drei Reiter geſehen, die ſich unſerem Lager von Süden her genähert, an einem Hügel Halt gemacht und eifrig miteinander beraten hätten, dann aber im Terrain verſchwunden ſeien, um nicht wieder zu erſcheinen. Ihr Betragen habe einen außerordentlich verdächtigen Eindruck gemacht; ſie warteten augenſcheinlich die Nacht ab, um etwas gegen uns zu unternehmen. Wir waren uns darüber klar, daß wir von Spionen und reitenden Späherpatrouillen umgeben waren, aber ob dieſe aus eigener Machtvollkommenheit oder auf höheren Befehl handelten, konnten wir natürlich nicht wiſſen.

Schon vor neun Uhr ſchnarchten meine von den Anſtrengungen der erſten Nacht ermüdeten Genoſſen laut. Ich ſelbſt hatte meine erſte Nachtwache und ging auf und ab, bald in der Nähe des Zeltes, bald ein wenig weiter davon entfernt. Das Wachbleiben war keine Kunſt, jeden Augenblick konnte man einen Überfall erwarten. Die

Minuten vergingen ſehr langſam. Jollbars heulte jedesmal vor Freude, wenn ich zu ihm kam, und Malenki wedelte mit dem Schwanze, wenn ich ihn beſuchte.

Es hatte während des Tages wiederholt geregnet, und jetzt am Abend überzog ſich der Himmel mit rabenſchwarzen Wolken, hinter denen helle Blitze zuckten, während der Donner ringsumher krachte. Der Regen peitſchte die Erde und ſtürzte in ganzen Fluten herab, er ſchmetterte und knallte auf das Zelt, das wie ein Waſchlappen zuſammenzufallen drohte. Drinnen wurde alles naß, denn ein feiner Sprühregen, der Duſche eines Eau-de-Cologne-Zerſtäubers vergleichbar, drang durch den Filz. Die Schlafenden kümmerten ſich nicht darum, ſie krochen nur beſſer unter ihre Pelze und ſägten ihre Bretter weiter. Die Regentropfen trommelten auf eine Kaſſerolle, die im Freien ſtand, die Hunde knurrten dumpf, Pferde und Mauleſel aber klatſchen mit den Schwänzen, wenn ihnen der Regen die Seiten kitzelt. Ich zündete die Laterne an und ſetzte mich in die Zelttür, um zu ſchreiben, aber bei dem geringſten verdächtigen Geräuſch mache ich wieder die Runde. O, dieſe finſteren Nächte, dieſe endloſen Stunden! Nie werde ich mein einſames Hinundherwandern zwiſchen Jollbars und Malenki vergeſſen! Der Mondſchein nützte mir nicht viel; die Wolken waren hoffnungslos dicht, doch iſt ein ſchwacher, verſchwommener, hellerer Schein wahrnehmbar, in welchem ſich die Tiere ſchwärzer als die Nacht hinter ihnen abzeichnen.

Ein langgezogener, klagender Ton dringt an mein Ohr, kaum vernehmbar vor dem eintönigen Fallen des Regens. Werden die Tibeter anfangen, wie Hyänen zu heulen, gleich der tangutiſchen Räuberbande, die mich 1896 in der Nähe des Kuku-nor verfolgte! Ich eile mit dem Revolver unter dem Mantel hinaus, bleibe ſtehen, lauſche, warte eine Weile im Regen und höre wieder denſelben Laut; doch ach, es iſt nur Jollbars, dem das Wetter nicht gefällt. Das nächſte Mal iſt es ein Donnerſchlag in der Ferne oder das unſchuldige Klatſchen eines Maultieres mit dem Schwanze, was mich unwillkürlich zuſammenzucken läßt. Rauchen kann man nicht, alles iſt durchnäßt. Die Mauleſel

ſchlafen im Stehen, und ihr eintöniges Atmen wirkt einſchläfernd. Auch meine Augenlider begannen ſchwer zu werden, aber ich würde mich ſelbſt wie einen Hund verachtet haben, wenn mich jemand im Schlafe überraſcht hätte.

Um $11^1/_2$ Uhr ſtreifte ich in der Dunkelheit umher, feſt entſchloſſen, erſt dann ins Zelt zurückzukehren, wenn die Mitternachtsſtunde mir meine Befreiung verkündete. Als meine Wache vorbei war, ſetzte ich mich neben dem Lichtſtumpfe nieder, mein Pelz triefte, und es gluckſte, ſowie ich mich bewegte. Ich mochte Schagdur nicht wecken, er ſchlief ſo feſt, und ich hatte mich gerade überredet, ſeine Wache um eine halbe Stunde zu verkürzen, als die Hunde wütend zu bellen begannen. Der Lama erwachte und eilte mit ſeinem Gewehre ins Freie, ich löſchte die Laterne aus und folgte ihm mit dem Revolver. Wir ſchlichen uns nach der verdächtigen Seite in Lee; dort war deutlich Pferdegetrappel und in der Ferne Hundegebell zu hören. Tibetiſche Reiter beobachteten das Lager aus etwa einigen 100 Meter Entfernung. Der Lama mußte wieder nach dem Zelte zurück, und ich ging mit Schagdur, gelegentlich ſtehen bleibend und lauſchend, in Lee weiter. Jetzt hörten wir das Pferdegetrappel ſich eilig entfernen; alles wurde ruhig, und die Hunde hörten auf, zu bellen. Nun mußte Schagdur Wache halten, und bei dem eintönigen Geräuſche ſeiner langſamen, langen Schritte ſchlief ich ein.

Schon um 5 Uhr, als der Lama uns weckte, machten wir uns fertig und brachen auf. Man fühlt ſich betäubt und froſtig nach einer ſolchen Nacht, die ſelbſt für einen, der ſich im Dunkeln nicht fürchtet, ungemütlich iſt. Wir ſehnten uns nach der Sonne, aber der Tag blieb düſter und trübe, und die Wolken hingen ſo ſchwer herab, daß man meinte, ſie müßten gerade herunterfallen. Alle Augenblicke entluden ſie ſich und hingen dann ſo tief, daß wir das Gefühl hatten, hier ſei „die Decke zu niedrig“. Wir ritten immer tiefer in dieſes unbekannte Land hinein und ſind überzeugt, daß früher oder ſpäter etwas Außerordentliches eintreffen muß. Und ebenſo gewiß iſt es, daß wir bewacht ſind, obwohl unſere Verfolger ſich nicht zeigen; wahrſcheinlich wollen ſie eine paſſende Gelegenheit abwarten.

Auf dem Wege nach Lhasa in strömendem Regen.

In einem Tale lag ein totes Schaf und daneben seine Last, die aus Salz bestand, das in einen Sack eingenäht war. In Tibet wird nämlich neben dem Yak auch das Schaf als Lasttier benutzt. Auf einem dominierenden Passe in einer jetzt vollständig mit Schnee bedeckten Kette konnten wir einem ausgetretenen, viel benutzten Wege folgen, dessen Richtung nach dem Tengri-nor, dem etwa 100 Kilometer nördlich von Lhasa liegenden See, führte.

Auf der 70 Meter breiten Landenge zwischen zwei kleinen Seen wurde das Zelt wieder aufgeschlagen. Nach Verrichtung der gewöhnlichen Arbeiten schliefen zwei von uns; ich hörte den Regen niedergießen und fühlte, wie es vom Zelttuche herabtropfte. Schon um 8 Uhr wurden die Tiere festgemacht; die Luft war ruhig, aber der Regen strömte, als befänden sich über unserem Lager Tausende von Dachrinnen. Es war ja die Regenzeit da, und es mußte also vorschriftsmäßig regnen; wir hatten kein Recht, uns zu beklagen. Vier Stunden muß ich wachen und sitze zeitweilig in der Zelttür, wo es einigermaßen geschützt ist. Es klatscht auf den Packsätteln der Maulesel wie in einer Waschmaschine, und von den Satteldecken rinnt das Wasser in dicken Strahlen herunter. Wenn die Tiere sich schütteln, umgibt sie eine Wolke von sprühenden Tropfen. Manchmal spitzen sie die Ohren, und die Hunde knurren verdrießlich. Malenki läuft frei umher und sucht nach Knochen; hier gab es Reste von tibetischen Mahlzeiten, und der hier liegende Yakdung war schon einmal umgedreht worden, um besser zu trocknen; man beabsichtigte also, wiederzukommen und ihn zu holen.

Nun fangen die Hunde wieder an zu bellen. O, nur ein blinder Lärm! Einer unserer Maulesel hat sich losgemacht und spaziert einen Abhang hinauf. Sein Betragen demoralisierte einen der Kameraden, und ich mußte sie mit großer Mühe wiedereinfangen; während einer halben Stunde hatte ich wenigstens Beschäftigung.

Nach einigen Stunden Schlaf zogen wir am 31. Juli über hügeliges Land nach Südosten. Als ich in meinen Sattel stieg, klatschte es, und nach ein paar neuen Schauern quatschte es auch in

meinen Stiefelſchäften. Hob ich einen Arm, ſo klang es ungefähr wie das Ausringen eines Scheuerlappens. Vergebens ſehnten wir uns nach der Sonne.

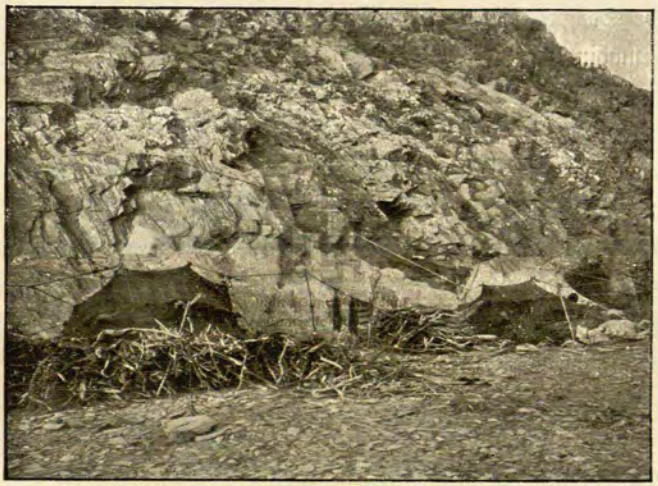
Im Oſten zeigt ſich ein größerer, gewundener Fluß, aber die Straße, der wir folgen, führt über fünf leichte Päſſe. Sie vereinigt ſich mit einer anderen, von links kommenden, auf der ganz kürzlich eine Yakherde getrieben worden iſt. Nach einer Weile ſahen wir auch vor uns in der Ferne eine große Menge ſchwarzer Punkte, und nachher trat aus dem Halbdunkel eine Schafherde hervor. Am Ufer eines Baches zeigte ſich ein Zelt, wohin ſich der Lama begab, während wir weiter ritten, Schagdur als Führer voraus und ich, die Tiere antreibend, hinterdrein. Es war eine Karawane von tangutiſchen Pilgern, die von den Tempeln von Kum-bum, dem Kloſter der „zehntauſend Bilder" im Weſten des Kuku-nor, nach Lhaſa zogen. Sie hatten fünfzig Yake, einige Pferde und drei Hunde mit, die von Jollbars und Malenki gehörig zerzauſt wurden. Die Pilger verrieten bedenklich viel Intereſſe an unſerer Reiſe.

Die Schafherde zählte 70 Häupter und wurde von einer alten Frau, die keine Spur von Furcht zeigte, gehütet. Tatſächlich waren wir jetzt ſo mit Schmutz und Schlamm beſpritzt, daß kein Landſtreicher ſich vor uns mehr zu ſchämen brauchte. Die Alte verwies uns auf ein in der Nähe liegendes ſchwarzes Nomadenzelt, in welchem wir die gewünſchte Auskunft erhalten würden. Unweit dieſes Zeltes lagerten wir.

Kaum war unſere neue Wohnung in Ordnung, ſo begab ſich der Lama nach dem ſchwarzen Zelte, wo er zwei Frauen und einen jungen Mann fand, — der Herr des Hauſes ſollte bald nach Hauſe kommen. Sie entſchuldigten ſich, daß ſie uns des Feiertags wegen Schafe, Milch und Tſamba, das tibetiſche Nationalgericht, nicht verkaufen könnten, doch wenn wir uns bis morgen gedulden wollten, ſollten wir haben, was ſie uns geben könnten. Was ſie aber armen Mongolen jederzeit geben durften, war ein Sack voll trockenen Yakmiſtes, mit dem der Lama jetzt angeſchleppt kam. Während wir Feuer anzündeten, erſchien der Hausherr auf einem Hügel, wo er in angemeſſener Entfernung

ſtehen blieb und uns in Augenſchein nahm. Der Lama ging hin, um ihn zu holen, und ohne Ziererei ſetzte er ſich zu uns auf die naſſe Erde ans Feuer.

Dieſer unſer erſter Tibeter mochte etwa 40 Jahre alt ſein und hieß Sampo Singi. Sein Geſicht war beinahe ſchwarz, bartlos und runzelig, das ſchmutzige, rabenſchwarze Haar hing in wirren Strähnen herunter, aus denen das Regenwaſſer auf den ſackartigen Mantel, den er trug, niedertropfte; die Stiefel waren von einſt weißem, jetzt aber



Zelte tibetiſcher Nomaden.

eher ſchwarzem Filz, und an ſeinem Leibgürtel hingen Tabaksbeutel, Pfeife und verſchiedene Utenſilien, alles von Schmutz ſtarrend. Sampo Singi war, wie faſt alle Tibeter, barhäuptig und barfüßig — bis auf die Stiefel. Mit anderen Worten, er trug keine Beinkleider. Es muß ſich ohne dieſes herrliche Kleidungsſtück draußen im Regenwetter recht ſchön kühl reiten! Unaufhörlich ſchneuzte er ſich mit den Fingern und zwar mit ſolchem Nachdruck, daß wir glaubten, es gehöre zur Etikette, und anfingen, es ebenſo zu machen. Für unſere mongoliſchen Gefäße zeigte er eine auffallende Neigung, von der wir abſichtlich keine Notiz nahmen. Mich beachtete er nicht beſonders; ich war ja ebenſo

ſchmutzig wie er, ſeit mir der Regen den letzten Reſt von Eleganz gewiſſenhaft abgewaſchen hatte. Schagdur und der Lama pflegten zu ſchnupfen, und Sampo Singi nahm ſich auch eine gründliche Priſe, die ein verzweifeltes Nieſen hervorrief. Als wir ihn auslachten, genierte ihn dies durchaus nicht, er fragte nur ganz unſchuldig, ob wir Pfeffer in unſerem Schnupftabak hätten.

Plötzlich brüllte mich Schagdur wie ein echter Koſakenhetman an: „Geh und treibe die Pferde ein, Bengel, was haſt du hier zu gaffen!“ Wie ein Pfeil eilte ich die Böſchungen hinauf und ſah zu meiner Freude Sampo Singi nach ſeinem Zelte zurückſtiefeln, ſonſt hätte er kaum umhin können, die Bemerkung zu machen: „Der da hat noch nie in ſeinem Leben Mauleſel eingetrieben.“

Dieſe Nacht fühlten wir uns bedeutend ſicherer als ſonſt. Seit dem unerwarteten Zuſammentreffen mit den Yakjägern waren wir keinen Eingeborenen mehr begegnet, hatten ſie aber böſen Geiſtern gleich um uns herum ſpuken gefühlt und waren eine Nacht ſogar überrumpelt worden. Jetzt hatte uns Sampo Singi verſichert, daß es in dieſer Gegend keine Räuber gebe, aber für alle Fälle wurde der Wachtdienſt wie gewöhnlich verrichtet.

Als ich am 1. Auguſt geweckt wurde, regnete es merkwürdigerweiſe nicht. Unſere Nachbarn, zwei Männer und eine Frau, näherten ſich gerade dem Zelte, und ſchnell wurden die Kleinigkeiten, die möglicherweiſe einen geheimnisvollen Fremdling hätten verraten können, beiſeite gebracht. Sampo Singi führte wieder das Wort und ſtellte ſeine Delikateſſen der Reihe nach neben unſer Feuer. Ah, welch ſchöne Sachen, jetzt würden wir leben wie die Fürſten! Ein großer glänzender Fettklumpen, ein Napf mit ſaurer Milch, eine Holzſchale mit Käſepulver, eine Kanne Milch, ein „Klumpen“ Sahne und ein prachtvolles Schaf — konnten wir uns ein lukulliſcheres Frühſtück wünſchen! Das Käſepulver iſt ein Beſtandteil der Tſamba die im übrigen aus Mehl, Tee, Fett- oder Butterſtückchen und manchmal auch einigen Streifen rohen, gedörrten Fleiſches beſteht. Alles dieſes wird in einer Schale gut durcheinandergerührt, in der die ſchmutzbepanzerten

Finger ihre Runde machen. Die ſaure Milch war das Allerbeſte, dick, weiß und ſäuerlich. Ich bin kein Koſtverächter, aber nie hat mir etwas ſo gut geſchmeckt wie dieſe „Scho", wie die Tibeter ſie nennen; Auſtern und Champagner ſind mit dieſer „Scho" verglichen einfach Humbug.

Jetzt ſollten die Eßwaren bezahlt werden, und wir zogen einige chineſiſche Silbermünzen hervor. Sampo Singi war es ſichtlich ein Genuß, das koſtbare Metall in ſeiner Hand zu wägen, aber er ſagte, er könne nur Geld aus Lhaſa annehmen. Solches hatten wir natürlich nicht, zum Glück aber lagen in einer unſerer Kiſten ein paar Pakete blauer chineſiſcher Seidenſtoffe. Ihr hättet ſehen ſollen, wie Frau Singis Augen vor freudiger Begierde funkelten. Sie ſtrich mit ihren ſchwarzen Tatzen über das rauſchende Zeug, als wollte ſie ſich ein Ballkleid daraus ſchneidern. Im Handumdrehen war der Kauf abgeſchloſſen.

Außerdem ſollte Sampo Singi für die erwieſene Gaſtfreundſchaft das Schaffell behalten. Er machte ſich deshalb ſchnell und flink an das Schlachten, wenn man die barbariſche Art, auf die er das Schaf umbrachte, ſo nennen darf. Drei Beine des Tieres wurden zuſammengebunden, um das Maul ſchnürte er einen Riemen und dann ſtellte er ſich auf die wagerecht auf die Erde gedrückten Hörner, ſo daß das Schaf wie in einem Schraubſtock lag. Darauf ſteckte er Daumen und Zeigefinger in die Naſenlöcher des gefangenen Tieres, um es durch Erſticken zu töten. Das unglückliche Tier zappelte und ſtrampelte, um ſich zu befreien, die Augen traten aus ihren Höhlen, und der Mörder plapperte mit verzweifelter Geſchwindigkeit: „Om mani padme hum." Endlich wurde das Schaf ſtill, und ſeine Beine fielen ſchlaff herunter. Sampo Singi richtete ſich auf und zerlegte es. Es war peinlich, dieſer Szene zuzuſehen, aber ich verzog keine Miene, denn Einſchreiten wäre Selbſtverrat geweſen.

Schließlich frühſtückten wir zuſammen, und die Hunde wurden nicht vergeſſen.

Die Frau war ebenſo gekleidet wie die Männer; ihr ſchwarzes, ſträhniges Haar war in zwei Zöpfe geflochten, außer den Ratten-

ſchwänzen und Zotteln, die nach allen Himmelsrichtungen zeigten. Sie trug Filzſtiefel mit einfacher Buntſtickerei, die ſeinerzeit recht hübſch geweſen ſein mußte. Wie ſie es jedoch fertig gebracht hatte, ſich das Geſicht ſo mit Schmutz zu überkruſten, war mir ein Rätſel. Meine feine Haut, die gebührend einzuſchmutzen ich vergebens verſuchte, wurde vom Regen immer wieder „rein“ gewaſchen und mußte zweimal täglich geſchminkt werden, aber dieſe tibetiſche Primadonna wäre nicht ſauber geworden, und wenn man ihr Geſicht mit einer Feuerſpritze bearbeitet hätte.

Der ehrliche Sampo Singi machte keine Miene, uns noch zum Bleiben zu überreden, ſondern wollte uns im Gegenteil möglichſt ſchnell loswerden. Vielleicht hatte er recht! Genug, er war verſchwunden, als wir unſern Rückzug über ſeine Weideplätze antraten. Vielleicht hätte er für ſeine eigene Gaſtfreiheit und die ungeheure Aufregung, die unſer Einzug in das eigentliche Tibet hervorrief, büßen müſſen. Hätte er gewünſcht, uns noch einen Tag zu behalten, ſo würde er uns vor dem Tagemarſche, den wir vor uns hatten, gewiß ernſtlich gewarnt haben; ſtatt deſſen wünſchte er uns eine glückliche Reiſe und teilte uns mit, daß wir in zwei Tagen an das nächſte Nomadenlager gelangen würden.

Im Platzregen ritten wir das Tal des Fluſſes Gartſchu-ſängi hinunter. Von einem letzten kleinen Paſſe aus ſcheint ſich die Landſchaft zu erweitern. Berge zeichnen ſich nicht vor uns ab, aber man kann vor dem Regen, der den Boden beſpült, auch nicht weit ſehen. Unſere Sättel lockern ſich in der Näſſe, unſere Kleider glänzen von Waſſer und kleben am Leibe feſt, die Mähnen der Pferde triefen. Der Weg führt zwiſchen verlaſſenen Lagerplätzen hindurch nach dem rechten Ufer eines mächtigen Fluſſes, den wir anfangs für einen See hielten, hinunter. Es war der Satſchu-ſangpo, einer der größten Flüſſe Tibets. Das laute Aufſchlagen der Regentropfen auf der Waſſerfläche wurde bald übertönt von einem dumpfen, kochenden Getöſe, wie von heranwälzenden Waſſermaſſen.

Der Fluß teilte ſich in 20 Arme, von denen vier koloſſal waren. Dieſe zu durchwaten, erſchien mir faſt unmöglich. Der Lama, der ein

mutiger Kerl war und ſtets voranritt, ſetzte jedoch ſeinen Weg ſo ruhig fort, als habe er den graubraunen, rauſchenden Strom gar nicht geſehen; wir ritten hinterdrein. Ich erwartete jeden Augenblick, ihn in den Wellen verſchwinden zu ſehen. Von der Tiefe kann man ſich bei ſo ſchlammigem Waſſer natürlich vorher keinen Begriff machen; ſie überſtieg jedoch ein paarmal einen Meter.

Wir haben uns jetzt durch zehn Arme hindurchgearbeitet und raſten auf einer Schlammbank, wo die Tiefe nur einen Fuß beträgt. Dort ſtehen wir in der rauſchenden Waſſermaſſe, die ungezügelt auf uns los und an uns vorüberbrauſt; es ſchwindelt einem vor den Augen, das Waſſer ſcheint ſtill zu ſtehen, und wir ſcheinen mit ungeheurer Schnelligkeit flußaufwärts zu ſtürmen. Von den Ufern ſieht man keine Spur, lauter Waſſer, wohin man blickt, der Fluß iſt nach dem Regen zu koloſſalen Dimenſionen angeſchwollen.

Ohne ein Wort zu ſagen, ſtemmt der Lama ſeinem Mauleſel die Ferſen in die Seiten und reitet wieder in die Tiefe hinein. Das Waſſer geht dem Mauleſel bereits bis an die Schwanzwurzel, und der Reiter zieht die Knie in die Höhe, um wenigſtens die Stiefelſchäfte über Waſſer zu halten. In demſelben Augenblick macht der Mauleſel, den er führt und der unſere mit Leder überzogenen Kiſten trägt, einige bedenkliche Seitenſprünge; die Kiſten wirken wie Korkkiſſen, das Tier verliert den Boden unter den Füßen, macht eine halbe Drehung und wird wie der Wind flußabwärts getragen. Es iſt verloren! Doch nein, iſt es möglich? Es faßt wieder feſten Fuß, kommt wieder ins Gleichgewicht und klettert an das Ufer, ohne die Kiſte verloren zu haben.

In demſelben Augenblick, als der Mauleſel von der Strömung ergriffen wurde, ſchrien wir dem Lama verzweifelt zu, umzukehren. Er hörte aber keinen Ton, das Waſſer kochte um ihn herum, und er kroch nur ganz ruhig höher auf den Sattel hinauf, der jetzt ganz und gar unter Waſſer war. Iſt er denn verrückt, er kann ja nicht ſchwimmen? In einer Sekunde werfe ich meinen Gürtel ab und ſchicke mich an, den Pelz zu opfern. Aber ſiehe da, der Lama zieht ſich aus der Affäre;

immer mehr wird von dem Rücken des Mauleſels ſichtbar, und ſchließlich iſt der kleine Prieſter außer Gefahr.

Der letzte Arm war der ſchlimmſte; ſeine Breite betrug nur 30 Meter, aber er war tief, ſchäumend und reißend. Ich war zurückgeblieben, ſah die anderen ſchon am Ufer und lenkte das Pferd gerade nach der Stelle, wo ſie Halt gemacht hatten. Es iſt ungemütlich, wenn es immer tiefer wird. Ich fühle das Waſſer an meinen Stiefelſchäften hinaufſteigen; „gluck, gluck“ macht es, als die Stiefel ſich füllen; jetzt ſteigt es mir über die Knie, über den Sattel, nur Kopf und Hals des Pferdes ſind noch ſichtbar. Der Lama und Schagdur ſchlagen ſich auf die Knie, brüllen mir etwas zu und zeigen dahin, wo die Furtſchwelle liegt; aber man hört ja nichts weiter als das Getöſe der kochenden Waſſermaſſen. So, jetzt iſt es Zeit, das Pferd loszulaſſen! Im Nu befreie ich mich aus den Steigbügeln und werfe den Pelz ab, aber gerade, wie ich abſtoßen will, verliert das Pferd den Boden unter den Füßen, beginnt zu ſchwimmen und treibt dicht am Ufer ſchnell flußabwärts. Unwillkürlich packe ich ſeine Mähne und treibe mit, nach zwei Sekunden hat es wieder Grund unter den Füßen und erklettert mit verzweifelter Anſtrengung das Ufer.

Satſchu-ſangpo, jetzt hatten wir dich beſiegt! Ich war ſo naß wie eine erſäufte Katze, aber was machte das, wir waren ja ſchon vorher pudelnaß vom Regen. Mir zitterten noch eine Weile die Knie, denn eine ſolche Lage iſt unbehaglich, auch wenn man ein noch ſo guter Schwimmer iſt. Meine Stiefel waren rühmenswert waſſerdicht. Nachdem wir weiter geritten waren, fiel mir ein, daß es eigentlich unnötig ſei, ihren Inhalt mitzuſchleppen, ich goß das Waſſer alſo aus, band die Stiefel hinten an den Sattel und ritt barfuß.

Unſer Lager trug an dieſem Abend ein tragikomiſches Ausſehen. Kein trockener Faden an der Karawane, mehrere Sachen verdorben, alle Kiſten, Kleider und Tiere trieften von Waſſer. Nach vielen energiſchen, aber vergeblichen Verſuchen gelang es uns, ein Feuer anzuzünden, das aber qualmte und ziſchte. Hier entkleidete ich mich vom Kopf bis zu den Zehen, rang meine Lumpen aus und verbrachte den

Abend damit, sie notdürftig zu trocknen, — daß sie ganz trockneten, konnte man nicht verlangen, da es noch immer lustig regnete.

Erbarmungslos und grausam senkte sich die Nacht auf die Erde herab, und der Mond warf auch nicht den allerflüchtigsten Blick auf Tibets regenfeuchte Gebirge. Frostig und düster, windig und finster ist es um uns her, unaufhörlich peitscht der Regen die Erde, das Zelttuch flattert, als spielte der Wind mit einem Segel, und bald klingt es wie schleichende Schritte, bald wie in der Nacht heransprengende Reiter. Von zwei Seiten her ertönen Rufe. Sind es die Pilger von Kum-bum? Nein, sie können nicht so hirnverbrannt sein, dem Satschu-sangpo mit ihren Yaken Trotz zu bieten. Man wird beim Nachtwachen nervös und reagiert auf jedes Geräusch. Unsere Wanderung ist kein Geheimnis mehr, wir sind bereits mit den ersten Tibetern zusammengetroffen. Unter wechselnden Zufällen geht unser Weg ungewissen Geschicken entgegen, immer tiefer in dieses geheimnisvolle Land hinein. Ich war der Meinung, daß wir nun, da wir zwei harte Prüfungen, den Räuberanfall und den Satschu-sangpo, glänzend bestanden hatten, auch Lhasa sehen müßten. Es war wie in einem Märchen, in dem der Held durch Feuer und Wasser gehen muß, um seine Braut aus den Krallen des Drachen zu befreien. Aber erschöpft waren wir; ich sehnte mich beinahe danach, festgenommen zu werden, um mich ausschlafen zu können. Meine beiden Kameraden waren Idealmenschen; Mutterföhnchen taugen nicht für solche Abenteuer.

Punkt zwölf rüttle ich Schagdur unbarmherzig wach; er untersucht seine Flinte und kriecht hinaus, und ich werfe mich, ohne mich zu besinnen, in unserem jämmerlichen Neste auf die Erde. Er ist zu schlaftrunken, ich zu schläfrig, um zu reden; ohne ein Wort zu wechseln, tauschen wir nur die Plätze.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

In Gefangenſchaft der Tibeter.

Am 2. Auguſt war der Himmel uns hold; es regnete nicht, aber beide Pferde waren vor Müdigkeit erſchöpft und einige Mauleſel hatten ſich den Rücken wund geſcheuert. Unſer Weg führte über einen kleinen Paß, in deſſen Nähe ein ſchwarzes Zelt ſtand, bei dem zwanzig Yake und vierhundert Schafe weideten. Bald darauf paſſierten wir eine Teekarawane, die an einer Quelle lagerte. Sie beſtand aus 25 Leuten mit 300 Yaken, und die Laſten — in Sackleinwand eingenähte Stücke Ziegeltee — waren in einem Dutzend Haufen aufgeſtapelt. Einige Leute kamen herbei, um uns genauer anzuſehen, und der Lama, unſer Dolmetſcher, führte die Unterhaltung. Wie gewöhnlich war die erſte Frage: „Wie viele ſeid ihr?“ — ganz, als müßte zunächſt feſtgeſtellt werden, wer im Falle eines Handgemenges die größte Ausſicht auf den Sieg haben würde. Dann folgten Fragen nach dem Zwecke unſerer Reiſe, woher wir kämen, ob wir etwas zu verkaufen hätten, und dergleichen. Die Männer ſahen wie leibhaftige Straßenräuber aus; das lange, ſchwarze Haar iſt bei manchen in zwei Zöpfe geflochten. Alle tragen den wettergebräunten Oberkörper bloß; der Pelz, durch den Gürtel gehalten, hängt rückwärts herunter, ſo daß die Ärmel den Boden berühren. Sie baten uns, dazubleiben, damit wir den Abend zuſammen verbringen könnten, wir zogen es aber vor, weiterzureiten, und lagerten eine Strecke weiter auf einem offenen Weideplatze.

Der nächſte Tag wurde der Ruhe gewidmet. Um 9 Uhr zog die Yakkarawane in muſterhafter Ordnung vorbei. Die Tiere marſchierten in Abteilungen von 30—40, und jede Gruppe begleiteten einige Treiber. Dieſe hielten die Yake durch ſcharfe Pfiffe und kurze, gellende Rufe in Ordnung. Jetzt ſchienen ſie unſer Zelt nicht einmal zu bemerken, obgleich ſie es beinahe ſtreiften; ſie waren ausſchließlich mit dem Treiben der Yake beſchäftigt, und keiner ſprach bei uns vor. Die ganze Geſellſchaft war kohlſchwarz, die Yake, die Hunde, die

Eine Gruppe Tibeter.

Leute, ihre Anzüge und ihre Flinten; ſie zogen vorüber wie ein Schattenſpiel oder eine Prozeſſion von Dämonen; ihnen ſtand der Weg nach dem Tempel von Taſchi-lumpo offen, wo der hochwürdige Lama Bantſching Bogdo reſidiert, und auch nach den Baſaren von Schigatſe, wo der Tee verkauft werden ſollte.

Der Tag wurde zum Ausruhen und Trocknen benutzt. Alle unſere Sachen wurden auf der Erde ausgebreitet, die Sattelkiſſen losgemacht und in der Sonne umgedreht, die Stiefel mit warmem Sande gefüllt, der die Feuchtigkeit auſſog, und der Lama ſuchte ſoviel wie möglich von dem Inhalte ſeiner Arzneibeutel zu retten. Er überraſchte uns

auch mit einem großen Beutel Rosinen, die er in Tscharchlik gekauft hatte. Die Tiere weideten so nahe beim Zelte, daß wir sie jeden Augenblick zählen konnten. Mir selbst bereitete es den größten Genuß, die Sonne wiederzusehen. Ich lag auf der Erde und ließ mich von den Sonnenstrahlen durchwärmen; dann schminkte mich der Lama wieder. Im übrigen übten wir unsere Rollen ein und überlegten, was wir auf die dreisten Fragen, die man früher oder später an uns richten würde, antworten sollten. Dies war jedoch ein eigenes Ding, denn nach Ansicht des Lama war der Dalai-Lama allwissend und wußte sogar, wovon wir in diesem Augenblicke sprachen. Doch er sei auch gut und werde nicht erlauben, daß uns etwas Böses widerfahre, um so mehr als er wisse, daß wir gegen sein heiliges Land und seine Stadt nichts Böses im Schilde führten.

Ein ganze Stunde herrschte schon tiefes Dunkel, als der Mond aufging und still und freundlich wie ein Engel auf die sternbesäte Flur des nächtlichen Himmels hinaustrat. Ich hatte die Wache; die ganze Gegend lag so still und friedlich wie ein Friedhof da, kein Laut war zu hören, nur die Hunde knurrten ein paarmal. Das Bewußtsein, daß wir Nomaden in der Nähe hatten, gab mir ein Gefühl der Beruhigung; es ist ja auch leichter, sich mitten in einer gefährlichen Lage zu befinden, als ihr Herannahen abzuwarten.

Am 4. August ging es nach Lhasa weiter. Sehr bald begegneten wir einer großen Transportkarawane, deren Führer hohe, gelbe Hüte mit großen Krempen und lange Gabelflinten trugen. Uns gingen die Tibeter nichts an, und wir wollten an ihnen ruhig vorbeiziehen, aber unsere Maulesel, die von dem guten Grase der letzten Tage recht lebhaft geworden waren, hatten ihren Kopf für sich; sie machten Kehrt und gesellten sich zu den Yaken, was diese derart ärgerte, daß sie sich in wilder Flucht zerstreuten. Die Tibeter pfiffen und gestikulierten, wir riefen und schrien, Jollbars und Malenki machten fürchterlichen Krakehl mit ihren tibetischen Kollegen, und der größte Wirrwarr herrschte auf dem Schlachtfelde. Mit vieler Mühe wurden wir der Tiere Herr und trennten uns in guter Ordnung.

Auf einem niedrigen Paſſe war ein Steinhaufen mit der Inſchrift „Om mani padme hum" aufgetürmt worden. Wir ſahen in der Gegend verſchiedene ſchwarze, ſtets von Schaf- und Yakherden umgebene Zelte. Menſchen waren jedoch ſelten, und als wir ſchließlich einen alten Mann erwiſchten, dachten wir, er werde uns ſaure Milch verkaufen. Er antwortete uns aber ganz ruhig, Milch habe er allerdings, aber verkäuflich ſei ſie nicht, und überdies brauche er ſie ſelbſt; etwas anderes wollte der Geizhals uns auch nicht überlaſſen.

Der Lama im Geſpräche mit Tibetern.

Je weiter wir kamen, deſto zahlreicher wurden die Zelte; manchmal gaben ſie der Landſchaft ein ſchwarzpunktiertes Ausſehen. Vor jedem Zelte erhob ſich ein großer Stapel Yakmiſt zur Winterfeuerung. Um nicht zu ſehr von Neugierigen überlaufen zu werden, ritten wir weiter und machten in der Nähe von vier einſamen Zelten Halt, wo ſich der Lama einen „Domba" (Napf) mit ſaurer Milch füllen ließ, während Schagdur und ich von einem jungen Tibeter, der wie ein Spion ausſah, Beſuch hatten. Er ſprach unausgeſetzt auf uns ein, aber wir begriffen kein Wort davon.

Am Montag, 5. Auguſt, ritten wir 35 Kilometer in ſüdſüdöſtlicher Richtung nach dem 53. Lager, von Tſcharchlik an gerechnet. Erſt jetzt ſpürten wir, daß es Sommer war, und in der Nähe des

Tſo-nekk, des „Schwarzen Sees“, ſtieg die Temperatur auf 20° C. Überall ſah man Zelte und Herden. Auf einer großen, überall von ziemlich hohen Bergen umgebenen Ebene machten wir in der Nähe von zwölf Zelten Halt. Wir waren hier 270 Kilometer vom Hauptquartiere entfernt.

Da die Tibeter uns gar keine Aufmerkſamkeit ſchenkten, ſondern ruhig an ihren Feuern ſitzen blieben, während ihre Kinder mit jungen Hunden und Lämmern ſpielten, fühlten wir uns vollkommen ungeniert. Aber als es dunkel wurde, näherten ſich drei Tibeter zu Fuß unſerem Zelte. Der Lama und Schagdur gingen ihnen entgegen. Als ſie lange fortblieben, fing ich an, mich ihretwegen zu beunruhigen. In ſtockfinſterer Nacht kam Schagdur endlich wieder. Er war ebenſo ruhig wie gewöhnlich, aber als er mich auf Ruſſiſch anredete, wußte ich, daß er ſchlechte Nachrichten brachte.

„Es ſieht ſchlimm für uns aus!“ ſagte er, „ich verſtand kein Wort, hörte aber unaufhörlich Schwed-peling, Burjat, Lhaſa. Der Lama weint beinahe und iſt außerordentlich demütig.“

Erſchüttert und geknickt kehrte der Lama mit dem Berichte zurück, daß einer der drei Tibeter ein Häuptling oder Offizier geweſen ſei, der ihn höflich, aber doch in ſtrengem, befehlendem Tone angeſprochen habe. Ohne Umſchweif habe er geſagt, ſie hätten ſchon vor drei Tagen erfahren, daß ein „Schwed-peling“ (ſchwediſcher Europäer) auf dem Wege nach Lhaſa ſei, und einige Yakjäger, die kürzlich in Nakktſchu angelangt ſeien, hätten dort gemeldet, daß ſie eine große europäiſche Karawane geſehen, die über das Gebirge nach Süden ziehe. Tauſend Fragen hagelten dem Lama um die Ohren. Ob er etwas von dieſen Europäern wiſſe, ob einer von ihnen unter uns ſei, wieviele wir ſeien, wieviele Tiere wir hätten, ob wir bewaffnet ſeien, woher wir kämen, wohin wir gingen, weshalb wir dieſe verſteckte Straße gewählt, ſtatt die gewöhnliche Pilgerſtraße der Mongolen einzuſchlagen uſw. „Sage nur die Wahrheit“, habe er hinzugefügt, „und wie kannſt du, ein Lama, dieſe unbekannten Fremdlinge begleiten?“

Der Lama hatte erzählt, daß die europäiſche Karawane neun Tagereiſen von hier Halt gemacht habe, daß wir drei aber Erlaubnis erhalten hätten, Lhaſa zu beſuchen, während die Tiere weideten. Uber die Zuſammenſetzung der Karawane hatte er genaue Auskunft erteilt, da es auf ihn den Eindruck gemacht, als hätten die Tibeter ſie ſchon ausſpionieren laſſen.

Der Beſcheid des Häuptlings lautete: „Ihr bleibt morgen noch hier. Ich komme dann in euer Zelt, und wir werden weiter miteinander reden. Ich werde einen mongoliſchen Dolmetſcher beſorgen, der mit den beiden anderen reden kann."

Zwei tibetiſche Hirtenknaben.

In dieſer Nacht hielten wir noch lange Rat. Daß uns der Weg nach Lhaſa nun verſperrt war, war ziemlich klar, aber würde man uns unbehelligt aus dem Lande ziehen laſſen? Und woher hatten ſie den Ausdruck „Schwed-peling"? Wahrſcheinlich von der tangutiſchen Pilgerkarawane, die uns im vorigen Herbſt in Tſcharchlik geſehen hatte. Was würde uns der nächſte Tag wohl bringen? Ja, dann würden wir wohl unſer Urteil hören und uns einem Verhöre und einer Unterſuchung, die uns wahrſcheinlich teuer zu ſtehen kommen würde, unterwerfen müſſen. Noch einmal gingen wir unſere Rollen durch. Jetzt, wenn je, waren wir mitten im Abenteuer drin; Klugheit und unerſchütterliche Ruhe konnten uns jetzt vielleicht allein noch das Leben retten. Ich ſeufzte erleichtert auf in dem Bewußtſein, daß wir uns am nächſten Morgen ausſchlafen durften und daß unſere unſichere Lage ſich jetzt entſcheiden würde.

Während der ganzen Nacht bellten die Hunde in den Nomadenlagern rings umher. Die Tibeter gingen augenscheinlich von Zelt zu Zelt, verbreiteten die Nachricht von unserer Ankunft und bereiteten sich auf etwas vor. An mehreren Stellen sah man in dem nächtlichen Dunkel Lagerfeuer glimmen.

Kaum war an dem Tage, der über unser Schicksal entscheiden sollte, die Sonne aufgegangen, so besuchten uns wieder drei Tibeter. Sie ließen ihre Pferde mit zusammengebundenen Vorderbeinen in gemessener Entfernung stehen, nahmen an unserem Feuer Platz und stopften ihre Pfeifen. Ihre eigentliche Absicht schien die Prüfung meiner Augen zu sein, denn sobald ich zwischen zweien von ihnen Platz genommen hatte, baten sie mich, ich möchte doch meine schwarze Brille abnehmen. Sie schienen zu glauben, daß alle Europäer blond seien und blaue Augen hätten, und konnten daher ihr Erstaunen gar nicht beherrschen, als sie sahen, daß meine Augen ebenso schwarz waren wie ihre eigenen. Sichtlich verdutzt, nickten sie mir freundlich zu und sprachen schnell und eifrig miteinander.

Darauf wünschten sie unsere Waffen zu sehen, und mit größter Fingerfertigkeit zeigte ihnen Schagdur die Teile seines russischen Magazingewehres und ich meinen schwedischen Offiziersrevolver. Wir waren kaum mit dem Vorzeigen fertig, als sie uns schon kopfschüttelnd baten, unsere Mordwaffen doch lieber wegzulegen, und dann aufstanden, weil sie es augenscheinlich für sicherer hielten, sich zurückzuziehen. Sie gingen geradeswegs und vorsichtig nach der Stelle, wo ihre Pferde standen, und saßen erst auf, als sie sich außer Schußweite glaubten.

Nach einer halben Stunde machten uns vier neue Gäste eine Visite, drei schmutzige Nomaden mit langen, schwarzen Haaren, an deren Gürteln Säbel und lange Metallpfeifen hingen, nebst einem alten, hochgewachsenen, kurzgeschorenen Lama in rotem Gewande und gelber Mütze. Das einzige, was dieser Wackere wissen wollte, war die Stärke der Hauptkarawane, und darüber erhielt er Bescheid. Beiderseits wurden die üblichen Höflichkeitsbezeigungen erwiesen, und mit Freundschafts- und Hochachtungsversicherungen wurde nicht gegeizt.

Tibetische Kavallerie, zum Angriff bereit.

Der Alte klärte uns über ſeinen eigenen prieſterlichen Rang auf, deſſen hohe Würde unſerem guten Schereb Lama ſo imponierte, daß er ſich erhob, die Handflächen gegeneinanderdrückte und mit ſeiner Stirn die des Greiſes berührte.

Schließlich ſagte der Alte mit verblüffender Beſtimmtheit: „Ihr müßt drei, höchſtens fünf Tage hier bleiben. Heute früh haben wir Kuriere an den Gouverneur von Nakktſchu geſchickt, um anzufragen, ob ihr weiterreiſen dürft oder nicht. Als Antwort auf dieſes Schreiben kommt entweder ein Brief mit Verhaltungsbefehlen, oder es kommt der Gouverneur Kamba Bombo ſelbſt; in jedem Falle ſeid ihr bis dahin unſere Gefangenen!“

Tibetiſcher Soldat.

Jetzt glaubten wir, daß man uns in Ruhe laſſen werde, aber ſchon nach wenigen Minuten begab ſich etwas, das uns in Aufregung verſetzte. Von allen Seiten her verſammelten ſich bei dem kleinen Zeltlager, wo unſere nächſten Nachbarn wohnten, kleine Gruppen von bis an die Zähne mit Speeren, Lanzen, Säbeln und langen ſchwarzen Gabelflinten bewaffneten Reitern. Einige trugen hohe weiße Filzhüte, andere dunkle Binden um den Kopf gewunden und alle rote oder ſchwarze Mäntel. Wie Banditen ſahen dieſe Soldaten aus, die jetzt mobil gemacht worden waren, um Tibet vor einem eingebildeten feindlichen Einfalle zu ſchützen. Sie ſchoſſen wie Pilze aus der Erde auf, und bald konnten wir 53 Krieger zählen, die ſich in zerſtreuten Gruppen an ihren auf freiem Felde angezündeten Feuern niederließen.

Mit größter Spannung beobachteten wir alle ihre Bewegungen.

Der Lama war überzeugt, daß unſere letzte Stunde geſchlagen hatte, aber ich dachte, wenn es wirklich ihre Abſicht wäre, uns umzubringen, ſo würden ſie dazu nicht ſo viele Leute aufbieten und das

Blutbad lieber nachts ins Werk setzen. Nach einer Weile hatte es wirklich den Anschein, als sollte der Lama recht behalten. Sieben Reiter sprengten ostwärts nach Nakktschu, und einige galoppierten in der Richtung nach Lhasa davon, um den Dalai-Lama von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Alle übrigen aber, die inzwischen immerfort Verstärkung erhalten hatten, ritten in geschlossenen Gliedern und in wildester Karriere gerade auf unser Zelt los. Wie Vieh wollten wir uns nicht abschlachten lassen, wir hielten also unsere Waffen bereit und saßen oder standen, auf das Schlimmste gefaßt, in der Zelttür. Die Tibeter näherten sich wie ein Sturmwind, und die Hufe der Pferde schlugen schmetternd auf den nassen Boden. Sie erhoben ein wildes Indianergeheul und schwangen mit kriegerischen Gebärden Lanzen und Speere über ihren Köpfen. Einige schwangen ihre Säbel auf dieselbe Weise und schienen die Schar zu kommandieren. Das auf dem Einband befindliche Bild gibt diesen kritischen Moment wieder. Nur ein paar Minuten blieben uns noch, denn sie nahten sich, die Zügel schlaff herabhängend und die Fersen in die Weichen der Pferde gestemmt. Jetzt sind sie dicht vor uns und im nächsten Augenblick werden sie uns einer Lawine gleich erdrücken! Doch nein, sie zertreten uns nicht! Die Schar war uns so nahe, daß die ersten Pferde uns mit Schmutz bespritzten, als sie sich auf ein gegebenes Zeichen teilte; die eine Hälfte der Reiter machte rechtsum, die andere linksum Kehrt, darauf kehrten beide Abteilungen wieder nach ihrem Ausgangspunkte zurück.

Noch ein paarmal wiederholte sich dieses unbehagliche Manöver, das uns augenscheinlich den nötigen Respekt einjagen sollte. Dann fingen sie in ihrem Lager an, mit ihren langen schwarzen Gabelflinten nach der Scheibe zu schießen. Um 2 Uhr saßen sie wieder auf, hüllten sich in ihre Mäntel und ritten, während es platzregnete, in der Richtung, aus der sie gekommen waren, fort. Jetzt wurde ich wirklich unruhig und fürchtete, daß ein Anfall auf das Hauptquartier geplant wurde; mich erfüllte nur die eine Sehnsucht, dorthin reiten und bei der Verteidigung helfen zu können. Doch wir waren ja gefangen und konnten uns nicht von der Stelle rühren.

Nachdem das Feld auf diese Weise geräumt worden war, besuchten uns zwei Nomaden, die uns Fett und saure Milch brachten. Es war ihnen verboten, Entschädigung dafür anzunehmen. Am ausdauerndsten waren jedoch vier alte Männer, die ganz bei uns bleiben zu wollen schienen. Da wir sie auf andere Weise nicht loswerden konnten, gingen wir ins Zelt, legten uns nieder und stellten uns schlafend. Da es aber gerade wieder zu gießen begann, krochen die vier Gäste ebenfalls in das Zelt hinein, in dem es auch ohne sie schon eng genug war. Einer von ihnen ermunterte uns mit den Worten: „Wißt ihr nicht, daß es euch den Kopf kosten kann, daß ihr diesen Weg gegangen seid; alle, die von dieser Seite her Lhasa zu erreichen versuchen, werden enthauptet."

Mitten durch das Zelt rieselte ein kleiner Regenbach, der allmählich immer breiter wurde und uns zwang, beiseite zu rücken. Um uns vor vollständiger Überschwemmung zu bewahren, mußten wir oberhalb des auf langsam abfallendem Boden stehenden Zeltes einen richtigen Kanal graben. Dieser Nacht sahen wir mit verhältnismäßiger Ruhe entgegen, wenigstens hinsichtlich unserer Tiere. Sie durften nach ihrem Belieben frei umherlaufen, und wir sahen uns nicht einmal nach ihnen um, sondern betrachteten sie als Kostgänger der Tibeter. Was uns selbst betrifft, so wurden wir von 37 Wachtposten bewacht, deren Feuer nachts einen schwachen Schein durch den Regennebel warfen, hauptsächlich auf der Seite nach Lhasa.

Während des ganzen 7. August waren wir Gegenstand vieler und recht lästiger Aufmerksamkeiten. Zuerst erschien der Mann, der uns mit Enthaupten gedroht hatte, und schenkte uns einen Napf saure Milch, einen Sack Argol und einen Blasebalg, der uns besonders willkommen war. Ein anderer Tibeter namens Ben Nursu blieb volle drei Stunden und erklärte ziemlich rückhaltlos, er sei beauftragt, bei uns zu spionieren. Er war jedoch so nett, uns so wichtige Auskünfte zu geben, daß wir gar nichts gegen seine Zudringlichkeit hatten. Von diesem Orte, der Dschallokk hieß, rechnete er bis nach Lhasa fünf Tagereisen, obgleich ein Reiter die Hauptstadt in einem Tage erreichen konnte. Wir

ſahen auch einmal einen Eilboten von Dſchallokk nach Lhaſa am zweiten Tage wiederkehren, aber derartige Kuriere wechſeln unterwegs mehrmals die Pferde; die Entfernung beträgt ungefähr 200 Kilometer.

Einer der heutigen Beſucher, ein alter, langhaariger Mann namens Dakkſche, ſagte, nach dem was der Lama aufſchnappte, zu ſeinen Kameraden:

„Dieſe drei Männer ſind nicht von der allerbeſten Sorte; nach Lhaſa dürfen ſie natürlich nicht ziehen. Kamba Bombo kommt in einigen Tagen hierher, und dann wird man ſehen. Inzwiſchen darf es ihnen an nichts fehlen, und keiner darf Bezahlung annehmen. Wenn ſie zu fliehen verſuchen, ſollen die Wächter mich ſofort davon unterrichten. Amgon Lama hat die heiligen Bücher befragt und gefunden, daß dieſe Männer zweideutige Perſonen ſind, die man nicht nach Lhaſa laſſen darf. Der Jäger Ondſchi hat ſie vor langer Zeit im Gebirge geſehen und geſagt, ihr Gefolge ſei fürchterlich groß. Die Nachricht davon iſt ſofort nach Lhaſa geſchickt worden.“ Und auf mich zeigend, fügte er hinzu: „Amgon Lama konnte nicht feſtſtellen, ob der da ein Burjat iſt oder nicht.“

Die anderen erwiderten nur „lakſo, lakſo“, welches Wort Ehrfurcht und Unterwürfigkeit ausdrückt. Aus dieſer Unterhaltung ging hervor, daß es hauptſächlich die Yackjäger beim 38. Lager geweſen waren, die uns dieſe Suppe eingebrockt hatten.

Auch an dieſem Tage ſtreiften Reiterpatrouillen in der Gegend umher. Die Tibeter boten ihre Truppen auf, um den von Norden her eindringenden Feinden entgegenzutreten und ihnen Halt zu gebieten. Ein Tibeter ſagte aufrichtig, dies gelte der Hauptkarawane, ein anderer erklärte, es handle ſich nur um die Verteidigung des heiligen Landes.

Am 8. Auguſt erwachte ich halberſtickt von dem ſchauderhaften Rauche, der das Zelt erfüllte. Draußen regnete es in Strömen, darum wurde drinnen Brot gebacken. Auf das Fett, mit dem mein Geſicht kürzlich eingerieben war, hatte ſich eine dicke Rußſchicht geſetzt. Schaffleiſch, Butter, Fett, ſüße und ſaure Milch wurden uns in weit größeren Mengen gebracht, als wir ſelbſt mit Hilfe der Hunde bewältigen konnten.

Als das Kreuzverhör wieder begann, wurde ich böſe und erklärte rund heraus, wenn ſie das zudringliche Fragen nicht ließen, würde ich ſie hinauswerfen und keine Seele mehr in unſer Zelt laſſen. Da ſchwiegen ſie, verbeugten ſich artig und ſagten mir ihr beſcheidenes „laksо, laksо". Der Lama erklärte, ſie hätten großen Reſpekt vor mir, und ich kam mir beinahe wie Karl XII. in der Türkei vor. Sie verhinderten mich, zu gehen, wohin ich wollte, wünſchten aber ſelbſt, mich möglichſt ſchnell loszuwerden. Wir waren gleichzeitig ihre Gäſte und ihre Gefangenen, ihre Freunde und ihre Feinde, und offenbar war von Lhaſa Befehl ergangen, daß man uns mit der größten Rückſicht behandeln ſolle und uns kein Haar gekrümmt werden dürfe. Nur der Lama war traurig, ſeitdem wir erfahren hatten, daß Kamba Bombo ſelbſt zur Unterſuchung kommen werde. Der Lama hatte ihn in Nakktſchu geſehen und wußte, daß er es war, der alle nach Lhaſa ziehenden mongoliſchen Karawanen mit peinlicher Sorgfalt unterſuchen ließ und der dafür verantwortlich war, daß keine Europäer durchſchlüpften. Er erinnerte ſich, daß einſt ein mongoliſcher Lama um irgendeines Verſehens willen das Recht verwirkt hatte, Lhaſa zu beſuchen, und daß dieſer, um für ſeine Sünde zu büßen, den ganzen Weg von Urga nach der heiligen Stadt auf den Knien gekrochen war. Bei jedem Schritt hatte ſich der Lama mit den Händen vornüber auf die Erde geworfen; er hatte zu dieſer Promenade 6 Jahre gebraucht und war trotzdem nicht in Lhaſa eingelaſſen worden. Unſer Lama fürchtete daher, daß auch ihn ein entſetzliches Schickſal treffen werde. „Komme ich auch mit dem Leben davon", ſagte er, „ſo iſt meine Laufbahn doch zu Ende, und ich darf Lhaſa nie wiederſehen."

Mittlerweile wurden wir es überdrüſſig, hier faulenzend herumzuliegen, zu ſchlafen, zu kochen, zu eſſen und dem Tun und Treiben der Tibeter zuzuſchauen. Gleichzeitig aber war es ſchön, daß wir ausruhen konnten und nicht in dieſem ewigen Regen, der alles kalt und grau, naß, rauh und dunkel machte, zu reiten brauchten; nur quälte es mich, daß ich nicht mein freier Herr, ſondern der Willkür

der Tibeter preisgegeben war. Ich ſehnte mich nach Kamba Bombo, der die Sache wohl zum Abſchluß bringen würde.

Wir hatten uns jedoch über nichts zu beklagen. Unſere Hüter umgaben uns mit rührender Fürſorge und Freundlichkeit. Sie ſagten, dies geſchehe auf beſonderen Befehl des Dalai-Lama. Die Reiter, die wir täglich auf der Lhaſaſtraße ſahen, waren Kuriere und Eilboten, die dem Dalai-Lama ſtändig Nachrichten aus Dſchallokk brachten. Die mobil gemachten Soldaten ſind berechtigt, ihren Bedarf von den Nomaden zu nehmen, die nachher aus der Hauptſtadt Entſchädigung dafür erhalten. Durch unſeren friedlichen Zug hatten wir alſo eine ſchreckliche Laſt über das Land gebracht, und Dſchallokk war

Tibetiſche Kavallerie.

gewiſſermaßen ein militäriſcher Knotenpunkt geworden. Es wimmelte überall von Staffetten, Spähern, Kundſchaftern und Kurieren.

Wir plauderten nachmittags gerade mit ſieben Tibetern, als eine Reiterſchar ſich zeigte, die auf unſer Zelt zuſprengte.

„Ha, hier haben wir den Bombo von Nakktſchu!“

Es ſtellte ſich jedoch heraus, daß es nicht der vornehme Herr ſelbſt, ſondern nur ſein Dolmetſcher für die mongoliſche Sprache war, ein netter, gemütlicher Tibeter. In dem Augenblick, als Kamba Bombo von unſerer Ankunft benachrichtigt worden war, hatte er dem Dolmetſcher befohlen, Tag und Nacht nach Dſchallokk zu reiten; er ſelbſt werde, ſobald es gehe, nachkommen.

Jetzt begann das große Verhör von neuem. Alles kritiſche Kopfzerbrechen über meine Nationalität wurde von der Furcht der Tibeter

verdrängt, daß die Hauptkarawane nur der Vortrab des gewaltigen Einfallheeres ſei, das ſie aus dem Norden zu erwarten ſchienen. Sie hatten einen paniſchen Schrecken vor dieſer eingebildeten Armee, und ſchon jetzt wurde mir völlig klar, daß es den höchſten Behörden Tibets nie im Traume einfallen werde, ſich unter den Schutz oder die Oberhoheit der Ruſſen zu ſtellen. Der Dolmetſcher verſicherte uns, daß wir, einerlei wer wir ſeien, nicht nach Lhaſa dürften, aber auf Befehl des Dalai-Lama ſolle uns kein Leid zugefügt werden.

Schagdur und ich machten uns jetzt mauſig und hielten dem armen Dolmetſcher eine Standrede, daß ihm der Kopf ſchwindelte.

Tibetiſche Infanterie.

Wie könne man ſich unterſtehen, uns zu hindern, denen der ruſſiſche Zar erlaubt habe, nach Lhaſa zu wallfahrten, und habe der Dalai-Lama friedlichen Burjaten ſchon je den Zutritt verweigert! Kamba Bombo ſolle nur ſeinen Kopf inachtnehmen, er könne ihn verlieren, wenn er uns nicht unſere völlige Freiheit wiedergebe. Der Dolmetſcher und ſeine Leute machten ſehr ernſte Geſichter. Von Rußland wußten ſie gar nichts, und von Indien hatten ſie nur undeutliche Begriffe. Was wir von der Macht und Größe dieſer Reiche ſagten, machte nicht den geringſten Eindruck auf ſie. Schließlich einigten wir uns dahin, einen Eilboten an Kamba Bombo zu ſenden mit der Bitte, er möge ſich beeilen, und der Dolmetſcher verſprach, auch nach Lhaſa einen Kurier zu ſchicken, der den Dalai-Lama von unſerer letzten Strafpredigt unterrichten ſollte.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Kamba Bombos Befehl.

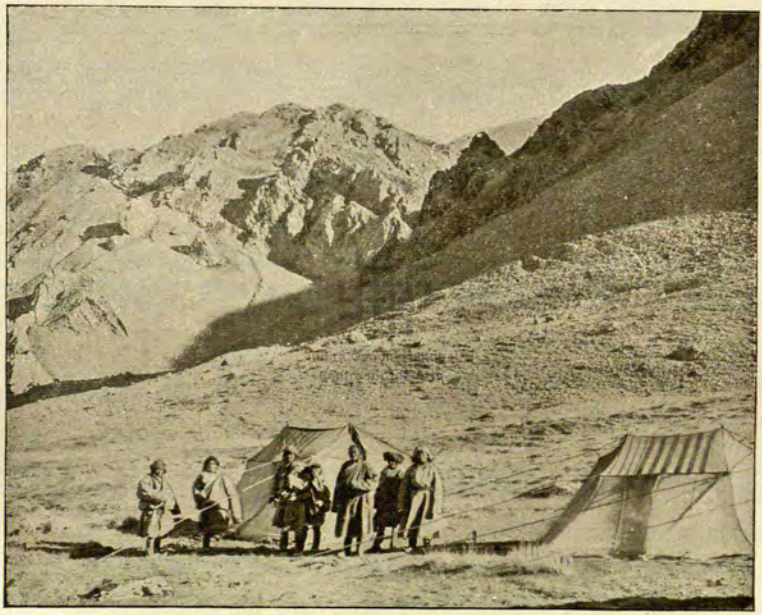
Der 9. Auguſt wurde für uns ein wichtiger Tag. Am Morgen zogen eine Menge Reiter und Patrouillen nach Südweſten und trieben die Herden nach derſelben Richtung. Überall ertönte Geſchrei und Pferdegetrappel, Schafgeblöke und das verdrießliche Grunzen der Yake. Schereb Lama, der noch immer niedergeſchlagen war, glaubte, daß man das Feld räume, um Platz zu gewinnen für den vernichtenden Reiterangriff, der uns das Lebenslicht ausblaſen ſolle.

Um 10 Uhr ſtellte ſich unſer Freund, der Dolmetſcher, ein und teilte uns mit, daß Kamba Bombo von Nakktſchu mit großem Gefolge angelangt ſei und uns auf der Stelle zu ſehen wünſche. Ein ganzes Zeltdorf ſchoß einige Kilometer von uns in der Richtung nach Lhaſa aus dem Erdboden empor. Das Häuptlingszelt war ſehr groß, weiß und blau; von den anderen ſtiegen bereits Rauchſäulen auf. Der Lama wurde von der lebhafteſten Unruhe verzehrt, als er alle die neuangekommenen Reiter und Leute, die das luftige Dorf umſchwärmten, erblickte.

Der Dolmetſcher ſollte uns jetzt in Kamba Bombos Namen auffordern, unſer Zelt in ſeiner unmittelbaren Nachbarſchaft aufzuſchlagen und zu einem Schmauſe zu kommen. In einem der Zelte wurden ſchon die Gerichte aufgetragen; in der Mitte ſtand, von Tee- und Tſambaſchalen umgeben, ein ganzes gebratenes Schaf, und bei unſerer Ankunft ſollten wir jeder mit einer „Haddik“ beehrt werden, einer

dünnen, hellblauen Binde, welche Mongolen und Tibeter vornehmen Gäſten als Zeichen der Ehrerbietung überreichen.

Meine Antwort lautete, daß Kamba Bombo, wenn er eine Spur von Verſtand und Erziehung habe, doch begreifen müſſe, daß es ſeine Pflicht ſei, uns eine Viſite zu machen, bevor er uns zu einem Gaſtmahl einlade. Wolle er ſich unſerer Nachbarſchaft erfreuen, ſo ſtehe es ihm frei, zu uns überzuſiedeln. Wir wollten nichts von ihm und



Zelte tibetiſcher Häuptlinge.

hätten nicht nach ihm geſchickt; wir wüßten nicht, was für ein Menſch er ſei, und ebenſowenig, ob er die Berechtigung habe, im Namen des Dalai-Lama zu ſprechen. Das einzige, was wir zu wiſſen brauchten, ſei, ob man uns geſtatte, unſere Reiſe nach Lhaſa fortzuſetzen; im entgegengeſetzten Falle würden wir zu unſerer Hauptkarawane zurückkehren, und dann möge Kamba Bombo die Folgen tragen.

Der arme Dolmetſcher krümmte ſich wie ein Wurm, bat, flehte und jammerte, aber ich blieb unerbittlich. „Wenn ihr nicht kommt,

falle ich in Ungnade und werde entlaſſen!“ Zwei Stunden lang beſtürmte er uns, da es aber nichts nützte, beſtieg er ſein Pferd und ritt fort.

„Grüße Kamba Bombo“, rief ich, „und ſage ihm, wenn er nicht ſo viel Anſtand hat, uns eine Viſite zu machen, wird er nie auch nur einen Schimmer von uns zu ſehen bekommen!“

Einem vornehmen Gouverneur eine ſolche Antwort zu geben, war recht unhöflich, aber ich hatte nicht zum erſtenmal mit Aſiaten zu tun, — ich weiß, wie man mit ihnen umſpringen muß. Kamba Bombo war Gouverneur in Nakktſchu am oberen Saluen und hatte aus Lhaſa Befehl erhalten, die Unterſuchung gegen uns ſelbſt zu führen. Bei unſerer Ankunft in Dſchallokk vor fünf Tagen hatte man Kuriere an ihn geſchickt und er ſelbſt hatte Eilboten nach Lhaſa geſandt, Antwort erhalten und war jetzt hierher geritten, — alles in fünf Tagen, obgleich die Entfernungen zwiſchen den drei Punkten groß ſind.

Ich will geſtehen, daß ich die Lage für ſehr kritiſch hielt. Wir hatten die Tibeter mobilmachen ſehen und hatten uns für Burjaten ausgegeben. Niemand hätte ihnen berechtigerweiſe Vorwürfe machen können, wenn ſie an einem verkleideten Europäer ein Exempel hätten ſtatuieren wollen. Und hätten ſie mich totgeſchlagen und ſich nachher dafür verantworten müſſen, ſo hätten ſie nur zu antworten brauchen: „Wir wußten nicht, daß er ein Europäer war; er ſelbſt ſagte, er ſei ein Burjat.“ Wir fürchteten alle drei, daß die Einladung ein Verſuch ſei, uns in eine Falle zu locken. Zu einem Gaſtmahle geht man unbewaffnet, und vielleicht ſuchten ſie einen Vorwand, uns von unſeren Waffen, vor denen ſie entſetzlichen Reſpekt hatten, zu trennen. Nein, wir würden uns nicht überliſten laſſen, wir würden ihnen unſere Waffen erſt laſſen, wenn wir alle unſere Patronen verſchoſſen hätten; das Abenteuer war auf die Spitze getrieben worden und mußte einen ehrenvollen Abſchluß erhalten!

Ein paar Stunden blieben wir allein und überlegten. Die Entſcheidung ſtand bevor; ich erinnere mich des ſtundenlangen Wartens

voller Unruhe, als wäre es geſtern geweſen. Um das Häuptlingszelt herum wimmelte es von Leuten und Pferden. Wovon ſprach man, was bereitete ſich vor, hatte meine barſche Antwort Kamba Bombo beleidigt?

Jetzt wurden in dem Zeltdorfe die Reihen dichter, ſie brachten ihre Waffen in Ordnung und ſtiegen zu Pferd. Ein langer Wald von Reitern ſprengte in einer langen, ſchwarzen Linie gerade auf uns los. Es regnete nicht, und wir konnten dieſes wirklich prachtvolle Schauſpiel ungeſtört genießen. Sie näherten ſich in ſchnellem Tempo, die Pferde wurden in ſtarkem Galopp gehalten. Ein wirres Brauſen ließ ſich hören, ehe wir das ſchnelle Stampfen der Pferdehufe unterſchieden. Wir ſtanden vor dem Zelte, aber unſere Waffen lagen geladen bereit.

Die Tibeter ſtürmten in einer Linie heran. In der Mitte ſaß der Häuptling auf einem großen, ſchönen, grauen Mauleſel, die anderen ritten Pferde. Ihn begleitete ſein Stab, Militär-, Zivil- und geiſtliche Beamte, alle in prachtvolle Feſtgewänder gekleidet. Die Flügel bildeten bis an die Zähne bewaffnete Soldaten mit Gewehren, Säbeln und Lanzen, als ob es ſich um einen Feldzug gegen einen feindlichen Stamm handelte. Es waren im ganzen 67 Mann, und wir waren nur drei arme Pilger.

Zuerſt ſprengte der Dolmetſcher zu uns heran und meldete uns Kamba Bombos Ankunft. Als dieſer dicht beim Zelte Halt machte, ſprangen einige von dem Gefolge aus dem Sattel und breiteten auf der Erde einen Teppich und einige Kiſſen aus, auf denen er und Nanſo Lama, ein vornehmer Prieſter aus Nakktſchu, ſich niederließen.

Ich trat an den Gouverneur heran und forderte ihn ganz ruhig, faſt befehlend auf, im Zelte Platz zu nehmen. Nach einigem Zieren nahm er den Ehrenplatz ein, — einen naſſen Maisſack zwiſchen anderen übelduftenden Dingen. Er mochte etwa 40 Jahre alt ſein, war klein und bleich, abgezehrt und müde, aber er lächelte viel und ſah verſchmitzt aus; er ſchien erfreut, uns in ſeiner Hand zu haben, und wußte wohl, daß ſeine Wachſamkeit ihm als Verdienſt angerechnet werden würde.

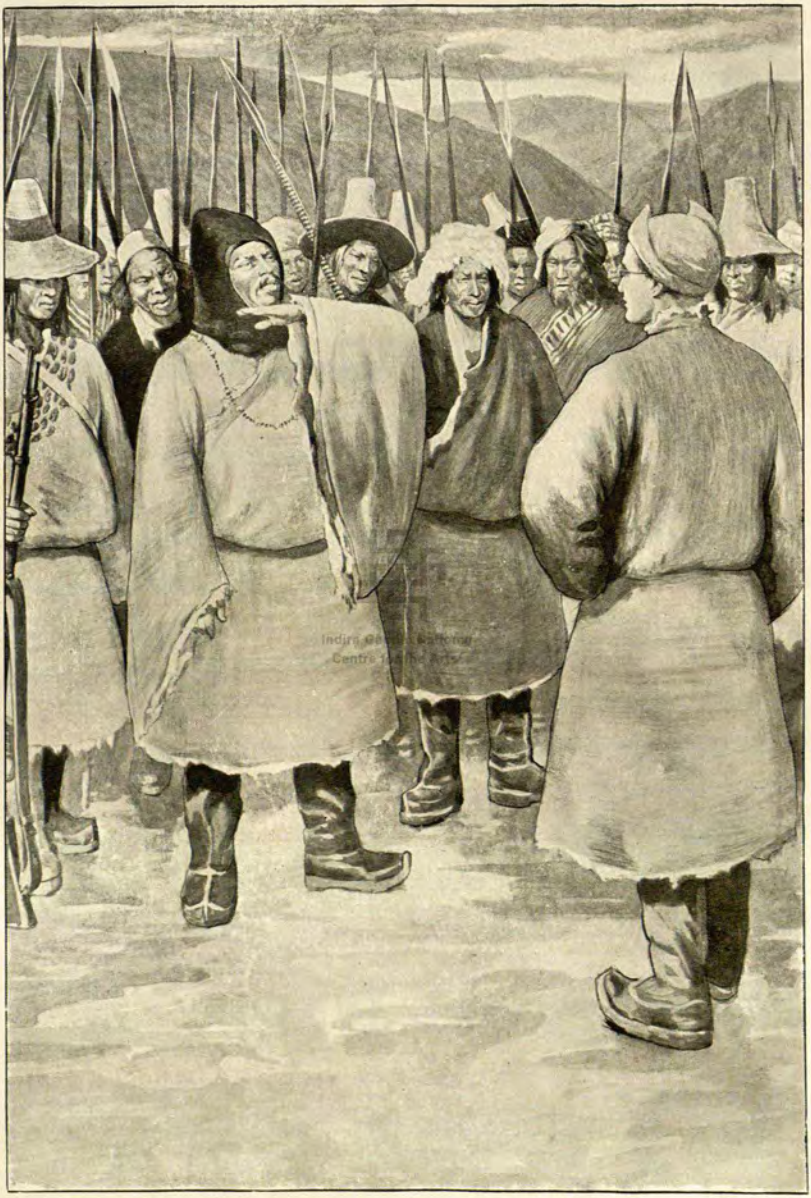
Sein Anzug war geſchmackvoll und elegant; ſein Überkleid, ein roter Mantel und ein Baſchlik von derſelben Farbe, wurde ihm von ſeinen Dienern abgenommen. Jetzt präſentierte er ſich in einem Koſtüme von eitel gelber Seide mit weiten Ärmeln; auf dem Kopfe trug er ein blaues chineſiſches Scheitelkäppchen, ſeine mongoliſchen Stiefel waren von grünem Samt, kurz, er war wie zu einem Feſte geſchmückt.

Nachdem Schreibmaterial herbeigeholt worden, begann das Verhör, das weit mehr dem Hauptquartiere als uns ſelbſt galt. Man befürchtete entſchieden einen Einfall von Norden her und glaubte, daß unſere Karawane, die im Gebirge wartete, der Vortrab ſei. Es war für uns ſehr vorteilhaft, daß wir die Karawane dort zurückgelaſſen hatten, denn die Tibeter ſagten ſich, daß die ganze Heeresmacht über ſie herfallen würde, wenn ſie uns etwas zuleide täten, und bildeten ſich ein, daß Tauſende von Soldaten in den nördlichen Bergen verſteckt lägen.

Daher wurden unſere offen daliegenden Habſeligkeiten allerdings unterſucht, aber Kamba Bombo verlangte nicht einmal, in unſere Kiſten gucken zu dürfen; die Angabe, daß ſie Proviant enthielten, genügte ihm. Alles wurde aufnotiert, und das Protokoll ſollte, wie er uns rückhaltlos mitteilte, nach Lhaſa geſchickt werden. Über mich ſchien er vollſtändig im Klaren zu ſein und er richtete keine perſönlichen Fragen an mich. Schagdur redete mit der Haltung eines Feldmarſchalls frei von der Leber weg und fragte, wie man es wagen könne, ruſſiſche Burjaten anzuhalten. Doch Kamba Bombo antwortete lachend:

„Du glaubſt, mir Angſt machen zu können; ich tue meine Pflicht und habe meine Befehle vom Dalai-Lama erhalten. Einen Schritt weiter — und es koſtet euch den Kopf!“, rief er aus, wobei er die Hand, flach wie eine Klinge, am Halſe entlang führte. „Es iſt ganz einerlei, wer ihr ſeid; verdächtig ſeid ihr jedenfalls. Ihr ſeid auf einem Schleichwege gekommen und müßt wieder nach eurem Hauptquartiere zurückkehren.“

Schagdur, der für den Vornehmſten von uns galt, benahm ſich wirklich großartig und imponierte den Tibetern. Als er hinſichtlich



„Einen Schritt weiter — und es kostet euch den Kopf!“

Lhasas nichts erreichen konnte, forderte er Schadenersatz für die gestohlenen Pferde. Kamba Bombo machte Ausflüchte; er könne für das, was außerhalb seiner Provinz geschehen sei, keine Verantwortung übernehmen. Schagdur versetzte seiner Eitelkeit sofort einen Hieb, indem er ausrief: „So, dies ist nicht euer Land, vielleicht ist es dann russisches Gebiet?" Da aber wurde Kamba Bombo böse und antwortete kurz, das ganze Land gehöre dem Dalai-Lama. Ein paar Pferde sollten wir morgen erhalten.

Schließlich erklärte der Gouverneur gebieterisch, wir könnten bleiben, so lange wir wollten, und könnten jederzeit aufbrechen, er werde jedenfalls nicht eher nach Nakktschu zurückkehren, als bis wir Dschallokk verlassen hätten. Eine eigene Eskorte solle uns nach der Grenze, dem Satschu-sangpo, bringen und der Proviant uns kostenfrei zur Verfügung gestellt werden, und, als ob er beweisen wollte, daß es ihm hiermit Ernst sei, schenkte er uns gleich eine Menge Eßwaren und zwei Schafe.

Im großen und ganzen war Kamba Bombo freundlich und höflich und nicht ein bißchen verdrießlich über die Mühe, die wir ihm gemacht hatten. Er war in geschäftlicher Beziehung durchaus reell und wußte genau, was er wollte. Wer ich eigentlich war, ist ihm wohl nie ganz klar geworden, sicherlich aber glaubte er, daß hinter meinem schäbigen Mongolengewande etwas ganz Besonderes stecke; weshalb wäre er sonst mit solchem Pomp und Staat angezogen gekommen! Während der Unterredung umdrängte uns eine Menge von Tibetern, die ihre Bemerkungen und Beobachtungen machten. Sie trugen Säbel in reich mit Silber beschlagenen Scheiden mit Korallen und Türkisen aus Nepal und Badachschan, „Gawos", Amulette aus Silberfiligran, prachtvolle Armbänder und Rosenkränze und an den Zöpfen ganze Trauben von Zierraten, bunte Steine, Perlen und silberne Schmucksachen, die sämtlich aus Lhasa waren. Sie hatten sich alle mit ihren kostbarsten Sachen ausgeputzt, und ihre Sättel und Geschirre verrieten mongolische Kunstfertigkeit. Die Vornehmeren trugen große weiße Hüte mit Federn, andere hatten Binden um die Köpfe

gewunden, die Soldaten aber waren meistens barhäuptig und sahen mit ihren struppigen Haaren wie Indianer aus.

Schereb Lama mußte sich einem strengen Verhör unterwerfen. Sein Name stehe in den Tempelbüchern verzeichnet und er wisse ganz genau, daß Europäern der Besuch von Lhasa verboten sei; jetzt komme er mit zweideutigen Fremdlingen an und sei seiner Priesterwürde untreu geworden; er sei ein Verräter, der das heilige Gebiet nie wieder betreten dürfe.

Zuletzt schlug ich Kamba Bombo vor, einen von dem Lama aufgesetzten Brief an den Dalai-Lama zu schicken. Er antwortete aber, er würde sein Amt verlieren, wenn er sich erlaube, Seiner Heiligkeit Rat zu erteilen, und überdies erhalte er täglich seine Befehle direkt von Lhasa und wisse ganz genau, wie wir behandelt werden sollten.

Damit stand er auf, nahm höflich Abschied, schwang sich in seinen reich verzierten Sattel und ritt mit seinem großen Gefolge schnell davon. Die Dämmerung hatte sich schon über der Gegend ausgebreitet, und die Schar entschwand uns bald aus dem Gesichte, mit ihr meine Hoffnung, die heilige Stadt sehen zu können. Hell funkelten die Sterne über den Bergen, kein Lüftchen regte sich an dem stillen Abend, nur dann und wann hörte man in der Ferne einen Hund bellen.

Drei Jahre sind jetzt seit jenem Abende vergangen, und viel hat sich verändert. Ich selbst erfreue mich in meinem Arbeitszimmer in Stockholm ungestörter Ruhe; Schereb Lama hat mir geschrieben, daß er Astrachan, wo er sich zuerst in einem kalmückischen Lamakloster niederließ, verlassen habe und nach seiner Vaterstadt Urga zurückgekehrt sei. Doch wie mag es den beiden anderen gehen? Liegt Schagdur vielleicht blutend auf einem Schlachtfelde in der Mandschurei? Und Kamba Bombo? Hat er vielleicht zu denen gehört, die, dem Schmettern der Kriegstrompeten folgend, zur Verteidigung des heiligen Tibet ausgezogen sind gegen herzlose Eindringlinge und Usurpatoren, die mit Magazingewehren und Schnellfeuergeschützen von Süden her einen Einfall in das Land gemacht? Wenn dies der Fall ist,

wird er ſich ſicherlich meines Beſuches, der ihm und ſeinem Volke keine Tränen koſtete, mit Wehmut erinnern. Vielleicht aber glaubt er, ich ſei auch diesmal wieder der Anſtifter des Wirrwarrs, denn ich ſagte ihm, daß ich, wenn er mich jetzt hindere, eines Tages wiederkommen werde und dann in einer Weiſe, gegen die kein Widerſtand nütze. „Burchan mädine“ (Gott weiß), pflegte Schereb Lama zu ſagen.

Am folgenden Morgen befahl ich unſeren tibetiſchen Wächtern, unſere beiden Pferde und die vier Mauleſel nach dem Zelte zu treiben, denn ich hatte keine Luſt, noch mehr Zeit unnütz zu verlieren. Ohne weiteres konnten wir uns jedoch nicht auf den Weg machen. Ich beſchloß daher, allein nach Kamba Bombos Zelt zu reiten, obwohl Schagdur und der Lama mich davor warnten. Als ich die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, umringten mich zwanzig bewaffnete Reiter. Sie ſagten kein Wort, ſondern ritten ruhig vor und hinter mir. Ungefähr einen Kilometer vor dem Zelte ſaßen ſie ab und gaben mir zu verſtehen, daß auch ich abſteigen müſſe.

Kaum eine Viertelſtunde hatten wir gewartet, als dieſelbe Reiterſchar wie geſtern heranſprengte, in der Mitte Kamba Bombo in ſeinem gelben Gewande. Auf einem Teppiche und ein paar Kiſſen ließen wir uns nieder und hatten dann mit Hilfe des Dolmetſchers eine lange Unterredung. Alle meine Überredungskunſt war nutzlos, Kamba Bombo hatte keine Luſt, meinetwegen ſeinen Kopf einzubüßen, und als ich ihm vorſchlug, ich wolle ganz allein und unbewaffnet nach Lhaſa reiten, ſchüttelte er den Kopf, zeigte mit dem Finger nach Norden und ſagte nur:

„Zurück, zurück!“

Dann ſprach er, mit dem einen Auge blinzelnd, das Wort „Sahib“ aus, das „Herr“ bedeutet und in Indien Europäer, beſonders Engländer bezeichnet.

„Nein“, antwortete ich, „ich bin kein Sahib, wohl aber ein Europäer aus einem Lande fern im Norden weit hinter Rußland.“

Er wiederholte nur ſein „Sahib“. Und als ich ihm ſagte, mich begleiteten vier Koſaken, die mir der ruſſiſche Kaiſer gegeben habe, erwiderte er: „Sie ſind alle Sahibs!“

Jetzt wurden zwei Pferde vorgeführt, die mich für die geſtohlenen entſchädigen ſollten, ſie erwieſen ſich aber bei der Probe als ſo ſchlecht, daß ich Kamba Bombo fragte, ob er ſie nicht ſelbſt für ſeine Kavallerie brauchen könne, — ich wolle ſie nicht haben. Nun brachte man ſofort zwei andere, vollkommen brauchbare Schimmel, die ich annahm.

Bald darauf ſaßen wir alle vor meinem Zelte, wo der Bombo mit Tſamba, Roſinen und Tabak bewirtet wurde und wir uns für chineſiſche Jamben tibetiſches Geld einwechſelten. Wieder wurden unſere Waffen vorgezeigt, und ich fügte mit ernſter Miene hinzu:

„Wiſſet, daß wir, wenn ihr uns angefallen hättet, 36 von euch niedergeſchoſſen hätten, ehe ihr hättet laden können.“

Der Gouverneur verſicherte, er beabſichtige durchaus nicht, Krieg zu beginnen, ſondern nur die Grenzen gegen unzuläſſige Fremdlinge zu bewachen.

„Weshalb habt ihr denn ſo entſetzliche Angſt vor mir, daß ihr mich nicht ohne eine Eskorte von 67 Mann zu beſuchen wagt?“ fragte ich.

„Weil ihr ein vornehmer Sahib ſeid“, erwiderte er, „und weil ich Befehl aus Lhaſa erhalten habe, euch mit derſelben Ehrerbietung zu begegnen wie den höchſten Beamten unſeres Landes.“

Zuletzt ſtellte er mir die drei Offiziere vor, die den Auftrag erhalten hatten, uns mit zwanzig Mann über die Grenze zu eskortieren, und die für unſere Tiere und unſere Verpflegung verantwortlich waren.

Als wir unſere Pferde beſtiegen und uns nach gegenſeitigen höflichen Abſchiedsgrüßen von dem freundlichen, aber ungaſtlichen Bombo getrennt hatten, ſagte ich zu Schagdur:

„Ja, Lhaſa haben wir nicht zu ſehen bekommen, aber am Leben ſind wir doch noch und wir haben allen Grund, dafür dankbar zu ſein.“

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Erneutes Vordringen gegen Lhaſa.

Vier Tagereiſen weit begleitete uns die Eskorte, deren Führer, Solang Undü, Anna Tſering und der alte Dakſche, außergewöhnlich angenehme, liebenswürdige Menſchen waren, und ſchon am erſten Abend verkehrten wir wie gute Freunde miteinander. Anfangs wurden wir ſtreng bewacht und hatten vor uns, hinter uns und auf den Seiten Reiter, und beim Lagern ſchlugen ſie ihre Zelte unmittelbar neben dem unſeren auf; aber nach und nach wurde uns immer größere Freiheit gelaſſen. Allerdings war es langweilig, auf demſelben Wege zurückkehren zu müſſen, aber die Eskorte machte uns ſehr viel Spaß, und ich wurde es nie überdrüſſig, dieſe halbwilden Bergbewohner mit ihren langen, ſchwarzen Gabelmuskeken, Speeren, Lanzen und Säbeln zu beobachten. Oft begegneten wir kleinen Kavalleriepatrouillen, die ſicher das Hauptquartier rekognosziert hatten und die ſich bisweilen unſerem Zuge anſchloſſen. Bei uns befanden ſich auch zwei ehrwürdige Lamas, die beim Reiten ihre „Korle“ oder Gebetmühlen ſchnurren ließen und in ſingendem Tone ihr ewiges „Om mani padme hum“ herunterplapperten.

Wenn es galt, das Lager aufzuſchlagen, fragten ſie ſtets höflich an, ob ich noch weiterzureiten wünſchte; ich ließ ſie gewöhnlich die Nachtquartiere beſtimmen, da ſie es ja am beſten wiſſen mußten, wo es Weide und Waſſer gab. Mit bewundernswerter Schnelligkeit ſchlugen ſie ihre Zelte auf, gruben mit dem Säbel drei Erdſchollen aus, auf die der Keſſel geſtellt wurde, und ſetzten mittelſt eines Blaſe-

balges den angezündeten Argol in Brand. Sättel, Säcke, Gewehre, Säbel, Lanzen und Hausgeräte liegen überall umhergeſtreut, und das Lager iſt ebenſo maleriſch wie gemütlich. Ich pflegte abends bei den tibetiſchen Offizieren zu ſpeiſen, die ſich an meiner Taſchenuhr nicht ſatt ſehen und hören konnten; jedesmal, wenn ich ſie hervorzog, lauſchten ſie ihrem Ticken. „Das iſt mein Gawo", ſagte ich, „und der Gott, der darin ſitzt, betet Tag und Nacht ſein «Om mani padme hum»." Sie blickten einander mit ernſter Miene an und fanden, daß ich ein höchſt eigentümlicher Menſch ſei.

Abends ertönte ein ſauſendes, murmelndes Getöſe, wenn die Tibeter ihre Abendgebete ſprachen. Dasſelbe Stimmengewirr, nur unendlich viel ſtärker, hatte der Lama unzählige Male in Lhaſa gehört und mit Wehmut erinnerte er ſich deſſen jetzt in dem Gedanken, daß er es wohl nie wieder hören würde.

Einſchläfernd wirkte auch das Schellengeklingel bei Tage; alle Soldatenpferde trugen nämlich Schellenringe um den Hals. Schnell ritten ſie nicht, und die Tagemärſche waren kurz. Ich hatte aber nichts dagegen, denn, wenn ſie uns erſt verlaſſen haben würden, wollten wir ſehr lange Ritte machen, um möglichſt ſchnell durch die Räubergegenden zu kommen. Solang Undü riet uns, bei einem nächtlichen Überfalle ſofort zu ſchießen, — mit Pferdedieben ſteckten ſie augenſcheinlich nicht unter einer Decke.

Der alte Daktſche wurde unſer beſonderer Freund; es war zu köſtlich, wenn er uns begrüßte, indem er die Zunge, ſo weit er nur konnte, herausſtreckte, die Daumen in die Luft hielt und den Kopf zurückwarf, eine Artigkeit, die ich auf dieſelbe Weiſe und ſo nachdrücklich erwiderte, daß Schagdur ſich jedesmal totlachen wollte.

Der Satſchu-ſangpo war jetzt ſo zuſammengeſchrumpft, daß der Übergang ſich ohne den geringſten Unfall bewerkſtelligen ließ, um ſo mehr als die Tibeter die Lage der Furt kannten. Der 15. Auguſt war der Tag der Trennung, und mit wirklichem Bedauern und aufrichtig betrübt ſagten wir unſeren Hütern und der Eskorte gerade an der Stelle Lebewohl, wo wir Sampo Singi getroffen hatten.

Die fünf Tagereisen, die uns noch von unserem Hauptquartiere trennten, waren schwer und anstrengend, und die Nächte waren, wie gewöhnlich, am allerschlimmsten, denn nun mußten wir unsere Tiere wieder selbst hüten und vermißten sehr die Tibeter, die uns von dieser schweren Arbeit befreit hatten. Schon der erste Abend gab uns einen Vorgeschmack von dem, was kommen sollte. Unheimliche Wolken stiegen über den Bergen im Südosten auf, braungelb und dick, wie wenn sich in der Wüste ein Sandsturm zusammenzieht. Ein rasender Wind fegte über das Hochland hin, und die durch die Hagelböen hervorgerufene Finsternis machte die Nacht ein paar Stunden länger als gewöhnlich. Während der ganzen Nacht goß es, und der Mond, der auf dem Hinwege unser einziger Freund gewesen war, ließ sich jetzt nicht sehen. Ich sollte die Mittelwache haben und ging um 11 Uhr hinaus, um mich nach Schagdur umzusehen. Er saß mitten in Nässe und Regen zwischen den Tieren und bat mich, scharf hinzuhorchen, denn er habe soeben Tritte gehört, die er für die eines Menschen halte. Ich ging nach der verdächtigen Seite und fand, daß es der gute Malenki war, der uns irregeführt hatte. In einer solchen Nacht kann man sich nur nach dem Schalle richten, man sieht seine eigene Hand nicht, und wenn man sie sich vor die Augen hält. Die Lage wird nicht gemütlicher, wenn, wie es oft vorkommt, unser guter Lama anfängt, im Schlafe zu sprechen und mit klagender Stimme Sirkins Namen ruft, als wäre er in Not und bedürfte der Hilfe.

Ich wählte einen anderen Weg als auf der Hinreise, um noch mehr von dem Lande zu sehen. Infolgedessen gerieten wir jedoch in ein Gewirr von Bergen mit sumpfigem, tückischem Boden hinein. Einmal brauchten wir mehrere Stunden, um über einen greulichen Hügel, wo die Tiere bis an den Bauch einsanken, hinüberzukommen. Man ist ganz erschöpft von den Nachtwachen, den langen Märschen und den Niederschlägen. Am 18. August setzte der Regen jedoch ein paar Stunden aus, und wir rasteten auf einem Hügel. Die Luft war klar und ruhig, und die Temperatur stieg bis auf 19°; es war so heiß, daß man einen Sonnenstich befürchten konnte. Wir lagen lang

ausgeſtreckt müßig auf der Erde, während die Tiere graſten. Schrecklich langſam und ſchwer ging es mit dem Aufbruche von dieſem freundlichen Raſtplatze. Kaum waren wir wieder in Gang, ſo brach auch der Hagelſturm von neuem los, der Sommer verwandelte ſich mit einem Schlage in den Winter, und die Pelze wurden angezogen.

An einem Hügel blieb Malenki ſtehen und begann wütend zu bellen. Ich ritt dorthin und befand mich dicht vor einem Bären, der eifrig damit beſchäftigt war, eine Murmeltierhöhle aufzuwühlen. Als er mich erblickte, fuhr er zuſammen und lief im Galopp davon, hinter ihm drein die Hunde, die dem Petz tüchtig zuſetzten und uns ein erheiterndes Schauſpiel gaben.

Und dann kommt wieder die Nacht mit ihren Wachen. Jeder von uns hat ſeine eigene Art und Weiſe, ſich während der Wache die Zeit zu vertreiben. Ich ſitze bei einem Lichtſtumpfe ſchreibend in der Zelttür, mache aber alle fünf bis zehn Minuten eine Runde um das Lager. Schagdur ſetzt ſich, in ſeinen Pelz gehüllt, zwiſchen die feſtgebundenen Tiere und raucht ſeine Pfeife. Der Lama ſtreift umher und murmelt Gebete in ſingendem Tone. Jetzt fehlen uns nur noch 35 Kilometer. Wir wollen ſehen, ob wir ſie ohne Unterbrechung zurücklegen können; aber unſere Tiere ſind von den zurückgelegten 500 Kilometern erſchöpft, nur die beiden tibetiſchen Pferde ſind munter und müſſen ſorgfältig bewacht werden, damit ſie uns nicht durchbrennen und nach Süden zu ihren Kameraden zurücklaufen. Der Lama bildet ſich ein, das Hauptquartier ſei von Tibetern umzingelt; die harten Schickſale, die wir hinter uns haben, haben ihn nervös gemacht.

Endlich erblicken wir von einem niedrigen Paſſe herab zu unſerer Freude das große, offene Tal, durch das wir am erſten Tage geritten waren. Die Gegend lag ſtill und öde da, nichts kündete an, daß Menſchen ſich in der Nähe aufhielten. Da das Pferd, das ich geritten hatte, ſeitdem mir mein weißer Liebling geſtohlen worden, ſtürzte und nicht wieder aufſtehen wollte, mußten wir lagern. Von Dſchallokk an hatte ich eines der neuen Pferde geritten, und der alte Gaul hatte keine Laſt getragen. Am folgenden Morgen war er wieder munterer und humpelte mit.

Es war der 20. August; natürlich goß es in Strömen. Wir hatten unseren ersten Lagerplatz auf der Hinreise hinter uns zurückgelassen, als einige Flintenschüsse ertönten und wir einen Yak einen Hügel hinauflaufen sahen. Wir schlugen sofort den Weg dorthin ein und gewahrten zwei schwarze Punkte, die sich bald zu Reitern entwickelten. Waren es Tibeter? Nein, sie ritten gerade auf uns los, und nach einer Weile erkannten wir Sirkin und Turdu Bai! Wir stiegen ab und warteten, bis sie, vor Freude weinend, heransprengten — eine solche Beute hatten sie nicht vermutet, als sie am Morgen ausgezogen waren, um für frisches Fleisch zu sorgen.

Eine Weile später saß ich wieder in meiner bequemen Jurte. Welch schönes, behagliches Gefühl es war, wieder „daheim" zu sein, läßt sich nicht beschreiben. Mein Wunsch, Lhasa zu sehen, war freilich nicht erfüllt worden, aber ich fühlte mich sehr befriedigt in dem Bewußtsein, daß ich das Abenteuer bis zu Ende gewagt hatte, bis sich mir unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt hatten, die alle menschlichen Berechnungen durchkreuzten, daß ich meinen Mut auf die Feuerprobe gestellt und meine Ausdauer in wahnsinnigen Strapazen erprobt hatte. Was jetzt noch von der Reise übrigblieb, mußten reine Bagatellen sein im Vergleich mit dem, was wir hinter uns hatten.

Tschernoff hatte sich froh und munter mit der Nachhut zu den Unseren gesellt und seine Sache so gut gemacht, daß er nur zwei Pferde und zwei Kamele verloren hatte; eines von diesen war mein treuer Veteran von 1896.

Nachdem ich das Lager inspiziert hatte, mußte mir Tscherdon ein warmes Bad bereiten, — hatte ich mich doch einen Monat lang nicht gewaschen, — und er mußte das Wasser dreimal erneuern, ehe ich rein wurde. Auf ewig sagte ich meinen mongolischen Lumpen Lebewohl und trat wieder in europäischer Kleidung auf. Die Lhasa-Reise schwebte mir schon nur noch wie eine Erinnerung vor, wie eine flüchtige Episode, eine kleine Einschaltung in dem Verlaufe der großen Reise.

Bereits am folgenden Tage zogen wir nach der Stelle, wo die Trennung stattgefunden hatte und wo noch an den Abhängen

die Kadaver einiger während unſerer Abweſenheit gefallenen Pferde lagen. Die Kamele hingegen hatten ſich außerordentlich erholt. Am ſchlechteſten ging es Mohammed Tokta, der noch immer über ſein Herz klagte und dem ich vollſtändige Ruhe verordnete.

Nach Ördeks Rückkehr hatten alle das Schlimmſte gefürchtet, aber jetzt herrſchte wieder fröhliche Stimmung. Die Koſaken verfertigten ſich ein heimiſches Saiteninſtrument, eine Balalaika, und mit ihr, einer tibetiſchen Flöte, einer Tempelglocke, zwei umgekehrten Kaſſerollen, der Spieluhr und vier hellen Kehlen wurde am letzten Raſttage mitten im Platzregen ein großartiges Konzert gegeben, das den größten Jubel erweckte.

Am 25. Auguſt verließen wir endgültig das Hauptquartier; Ladak war jetzt unſer nächſtes Ziel. Ich hatte aber beſchloſſen, nicht weſtwärts zu ziehen, ohne noch einmal nach Süden vorgerückt zu ſein. Die drei Koſaken, die noch keine Tibeter geſehen hatten, hörten den Erzählungen des Lama und Schagdurs mit größtem Intereſſe und Staunen zu, und als ich ihnen verſicherte, wir würden in wenigen Tagen auf ein ganzes Kriegsheer von Tibetern ſtoßen, harrten ſie mit wachſender Spannung und Sehnſucht der Dinge, die da kommen ſollten.

Ein trauriger Anfang des jetzt angetretenen langen Zuges durch Innertibet war es jedoch, daß wir ſchon beim Aufbrechen drei Pferde, die einen ganzen Monat Ruhe gehabt hatten, verloren. Zwei ſtürzten gleich beim Lager, und das dritte kam nur noch über den erſten Paß hinüber. Hinſichtlich des Terrains war dieſer Tagemarſch einer der ſchlimmſten, die wir je gehabt. Es hatte nachts geſchneit und am Morgen regnete es in Strömen. Das ganze Land ſieht aus, als beſtände es aus lauter Straßenkot, in den man einſinkt; vergeblich ſucht man darin feſten Fuß zu faſſen. Alle müſſen zu Fuß gehen auf die Gefahr hin, die Stiefel im Schlamm zu verlieren.

Wären unſer nicht ſo viele geweſen, ſo hätten wir mehrmals die Kamele, die bis zur Hälfte in den naſſen Schmutz einſanken, einfach zurücklaſſen müſſen. Die Laſten werden ihnen ſofort abgenommen und auf einigermaßen tragfähigen Boden geſtellt, damit ſie nicht ebenfalls

verſchwanden. Darauf wird der Schlamm mit Spaten weggegraben, das Kamel wird auf die Seite gelegt, die Beine herausgezogen und mit Hilfe von Filzdecken bringen wir das Kamel wieder auf die Beine. Unterdeſſen regnet es ſo, daß es von den Abhängen widerhallt.

Als ich am 28. geweckt wurde, wurde mir gemeldet, daß Kalpet aus Kerija vermißt werde. Er war am vorhergehenden Tage zurückgeblieben, aber alle hatten feſt angenommen, er ſei nach Einbruch der Dunkelheit unbeachtet angelangt. Ich ſchickte ein paar Leute zu Pferd aus, um ihn zu ſuchen. Nach einigen Stunden kehrten ſie mit dem

Gefrorenes Wild.

Ärmſten zurück, der erkrankt war und jetzt aufs beſte gepflegt werden ſollte.

Auf den Lagerplätzen wird jetzt ſorgfältig Wache gehalten, und einer der Koſaken bringt die Nacht auf dem Weideplatze zu; ich pflege nachts ihr Singen und das Klingen der Saiten der Balalaika in der Ferne zu hören.

Das Lager Nr. 68 lag 5068 Meter hoch; noch war kein Niedrigerwerden des Hochlandes zu merken. Nachts ſank die Temperatur mehrere Grade unter Null herab und ſtieg am Tage nur bis auf 10°; der Herbſt hatte ſeinen Einzug gehalten, aber noch ahnten wir nicht den grimmigen Winter, der uns erwartete. Spuren von alten

und neuen Lagerplätzen waren jetzt häufig, aber dennoch gab es viel Wild. Bei dem zuletzt erwähnten Lager zog ſich eine Herde von 50 Kulanen bei unſerem Herannahen zurück. Yake, Wildſchafe und Haſen kamen maſſenhaft vor. Zwei „Kökkmek"-Böcke und eine hübſche kleine „Jure"-Antilope wurden erlegt. Vermittelſt einiger Pflöcke und Schnüre ſtellten die Koſaken ſie vor ein paar Laſten in der natürlichen Haltung auf, die ſie im Laufe annehmen, und am Morgen waren ſie, nach einer kalten Nacht, ſo ſteif gefroren, daß ſie wie Turnböcke allein ſtehen konnten. Dies geſchah, damit ich ſie photographieren konnte. Nachts heulten die Wölfe unheimlich im Gebirge. Adler waren ebenfalls zahlreich, am Ufer eines kleinen Sees horſtete eine ganze Geſellſchaft; die Jungen waren noch nicht flügge und wurden von den Hunden angegriffen, verteidigten ſich aber ſo tapfer mit Schnäbeln und Krallen, daß der Angriff ſiegreich abgeſchlagen wurde.

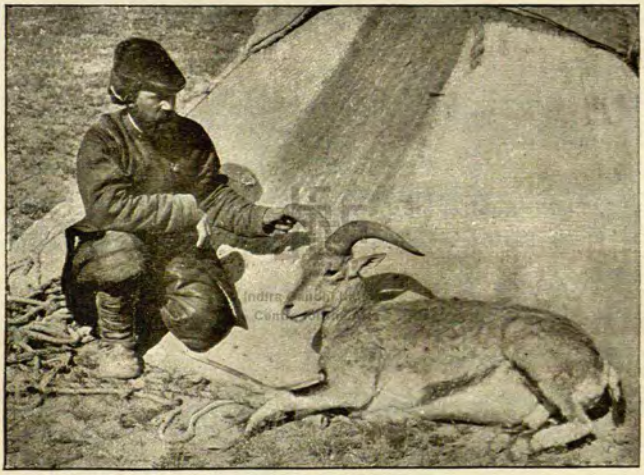
Von einem Paſſe, den wir am 1. September überſchritten, hatten wir nach Süden eine erfreuliche Ausſicht. Das Land war mehrere Tagereiſen ſüdwärts ganz flach. Die Weide war gut, der Boden ſchimmerte ſogar grün, und bei der erſten Quelle wurde das Lager aufgeſchlagen.

Am Nachmittag wurde es im Lager lebendig. Eine Herde, die wir anfangs für Wildyake gehalten hatten, erwies ſich, durch das Fernglas betrachtet, als eine Schar Pferde, Menſchen aber konnten die rekognoszierenden Koſaken nicht entdecken. Erſt am folgenden Morgen zeichneten ſich auf einigen Hügeln fern im Süden wohl tauſend Schafe ab. Sofort ritten der Lama, Schagdur und Sirkin dorthin. Nach einigen Stunden kam der Lama mit einem „Domba" Milch wieder, während die Koſaken ſich eine Weile ſpäter einſtellten, drei Tibeter vor ſich hertreibend, die zu Fuß gingen und ihre Pferde und ein Schaf führten. Die Koſaken hatten ein Zelt mit 13 Bewohnern gefunden, die beim Herannahen der Fremdlinge die Flucht ergriffen hatten, aber, da ſie ihre Pferde nicht zur Hand gehabt, leicht eingefangen worden waren.

Sie waren ſehr verſchüchtert, wagten es aber dennoch, ſich auf das entſchiedenſte zu weigern, uns etwas Eßbares zu verkaufen, weil

sie von ihrem Bombo Befehl erhalten hätten, uns auf keine Weise zu helfen. Erst nachdem Schagdur einen der Männer mit der Reitpeitsche traktiert hatte, wurden sie gefügig und ließen einen Napf Milch und ein Schaf ab. Sie erklärten, Untertanen des Bantsching Bogdo in Taschi-lumpo zu sein; mit den Behörden von Lhasa hätten sie direkt nichts zu tun.

Im Lager bewirteten wir sie mit Tee, Brot und Tabak, die Eßwaren wurden ihnen mit Geld aus Lhasa bar bezahlt, und außer-



Von Sirkin erlegter Kökkmek.

dem erhielten sie eine Porzellantasse. Als wir genug von ihnen hatten, konnten sie gehen; im Handumdrehen saßen sie im Sattel. Aber ich wollte ihr Bild haben; der Lama hielt sie dadurch auf, daß er das eine Pferd am Zügel packte. Sobald er es losließ, stürmten sie wie Tollhäusler davon und beruhigten sich erst, als sie sich außer Schußweite glaubten, worauf sie lebhaft miteinander redeten und sich gewiß fragten, was wir denn eigentlich für sonderbare Menschen seien, daß wir so freundlich gegen sie gewesen.

Wir konnten sie durchaus nicht dazu bringen, uns ein paar Pferde zu verkaufen. Sie führten als Grund an, daß sie nur die Hüter,

nicht die Beſitzer der Tiere ſeien. Es wäre für uns natürlich eine Kleinigkeit geweſen, den Pferdehandel gegen ihren Willen abzuſchließen, aber dazu konnte ich mich nicht entſchließen, ſo eifrig die Koſaken auch dafür ſtimmten. Was die Tibeter von meinem Zuge durch ihr Land auch ſpäter ſagen würden, an meinem Andenken ſollte nicht der Fleck haften, daß ich Pferde geſtohlen und mich wie ein Räuber und Dieb betragen hätte. Der gute Eindruck, den ſie hierdurch möglicherweiſe von den Europäern erhalten hatten, ſollte jedoch leider nicht lange vorhalten. In dieſen Tagen wird ihr Land von europäiſchen Eindringlingen im großen verheert.

Als wir am 3. September durch verhältnismäßig dicht von Nomaden bevölkertes Land nach Süden weiterzogen, begannen wieder bald rechts, bald links von uns berittene Soldaten gleichſam aus der Erde zu wachſen; ſie ſammelten ſich allmählich und umkreiſten uns unter wildem Kriegsgeſchrei. Ihre Abſicht war natürlich, uns aufzuhalten; aber in dieſer Beziehung wurden ſie von unſerem alten Bekannten, dem Satſchu-ſangpo, übertroffen, deſſen Waſſermaſſen unſerer Wanderung nach Süden Halt geboten. In unſerer Nähe ließen ſich die Tibeter an einem Feuer nieder.

Am nächſten Morgen beſuchte uns der Bombo der Gegend mit ſeinem Stabe. Er flehte und bat, wir möchten doch umkehren, und er verſprach, uns Proviant, Pferde, Schafe und alles, was wir irgendwie wünſchten, zu geben, wenn wir nur ſo gut wären, ſchleunigſt nach Ladak zu ziehen. Hätten wir aber die Abſicht, nach Lhaſa zu gehen, ſo müſſe er erſt einen Kurier dorthin ſenden, um Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Als ich ihn höflich bat, dahin zu gehen, wo der Pfeffer wächſt, und ſeine Naſe nicht in meine Angelegenheiten zu ſtecken, erklärte er reſigniert und unerſchrocken: „Ihr könnt uns töten, aber ſolange wir noch am Leben ſind, werden wir euren Zug nach Süden zu verhindern ſuchen.“

Inzwiſchen war die kleine Jolle in Ordnung gebracht worden, und nachdem ich den Koſaken befohlen hatte, mit der Karawane am rechten Ufer flußabwärts zu ziehen, beſtieg ich mein altes Fahrzeug

Der Lama als Gehilfe beim Photographieren der Hirten.

und trieb, mit Ördek als Beſatzung, in ſchwindelnder Fahrt den gewaltigen Fluß hinunter. Auf dem Gipfel eines ſenkrechten Felſens hatten die Tibeter ihr Lager. Das Boot trieb gerade unter ihnen hin; in dieſem Augenblick ſtießen ſie, mit Armen und Beinen geſtikulierend, ein wildes Geheul aus. Sie hätten uns leicht durch herabgewälzte Steinblöcke töten können, aber nein, jetzt ſind wir über den kritiſchen Punkt hinaus und ſtürmen auf den Flußwindungen zwiſchen

Tibetiſche Hirten in unſerem Lager im Geſpräch mit Schereb Lama.

dieſen hohen, unbekannten Ufern weiter. Ich hatte mich auf Kiſſen und Filzdecken geſetzt und ſaß wie in einem Lehnſtuhle. Es war eine herrliche, erquickende Fahrt.

Nachdem wir die Nacht mit den Unſeren und den Tibetern am Ufer zugebracht hatten, ſetzten wir unſeren Weg auf dieſelbe Weiſe fort. Der Fluß erweiterte ſich nach und nach zu einer Breite von 500 Meter. Im Süden ſcheint ſich ein Weltmeer auszudehnen, in dieſer Richtung iſt kein Land ſichtbar. Nur zur Linken zeigt ſich der Gebirgsaſt, der auf dem Oſtufer des gewaltigen Sees Selling-tſo

liegt. Bei dem ſchönen warmen Wetter, das Luftſpiegelungen hervorruft, ſcheint die ganze Kette über der Erde zu ſchweben, und unſere Kamele, die in der Ferne zu ſehen ſind, ſcheinen auf hohen, ſchmalen Stelzen zu gehen. Jetzt iſt der Fluß ein paar Kilometer breit, und ſchließlich treten die Ufer zurück. Mit einer großartigen trompetenförmigen Mündung ergießt ſich der Satſchu-ſangpo in den Selling-tſo. Ein entzückendes Panorama entrollt ſich vor uns; noch weit draußen im See ſchaukelt die Jolle auf trübgrauem Flußwaſſer, dahinter aber erglänzt der See in einem herrlichen blaugrünen Farbentone.

Es iſt ſpät und ſtarker Seegang herrſcht, wir machen alſo einen Bogen nach der Stelle am Ufer, wo einige von den Unſeren uns mit Pferden erwarten, um uns nach dem neuen Lager in der Nähe von drei tibetiſchen Zelten zu führen.

Die Karawane war während meiner Flußfahrt von tibetiſchen Reitern umſchwärmt worden, welche die Koſaken unaufhörlich gehindert hatten, in den am Wege liegenden Zelten Eßwaren zu kaufen. Die Koſaken, die hitziger waren als ich, ließen ihnen durch den Lama ſagen, der erſte Tibeter, der ſich künftig auf Schußweite nähere, werde einfach niedergeſchoſſen werden. Die gute Landmiliz hielt ſich denn auch während des Reſtes des Tages in angemeſſener Entfernung von uns, und wir benutzten die Gelegenheit, um unſeren nächſten Nomadennachbarn mehrere Schafe und alles, was ſie an Milch hatten, abzukaufen.

Es war die höchſte Zeit, denn ſchon am folgenden Morgen langte eine Schar von mehr als 50 Reitern an, die ihre Zelte in unſerer Nähe aufſchlugen. Einige von ihnen unterhandelten mit dem Lama auf neutralem Gebiete, ich aber ließ ſagen, wenn ihr vornehmſter Anführer ſich nicht perſönlich in meinem Lager einfinde, werde aus einer Verhandlung nichts werden.

Er hielt dies wohl für eine harte Bedingung, denn er überlegte ſich die Sache drei Stunden, ehe er es über ſich gewann, zu Fuß mit einem Gefolge von zehn Bewaffneten im Lager zu erſcheinen, wo er in das Küchenzelt geführt wurde. Er war ein ſehr ſympathiſch und freundlich ausſehender alter Mann. Um ſeine Furcht zu vertreiben,

ließ ich die Spieluhr gehen, aber nicht einmal die Marſeillaiſe konnte ihn dazu bringen, eine Miene zu verziehen; wahrſcheinlich hielt er die Spieluhr für eine Höllenmaſchine oder Kugelſpritze oder ſonſt für ein für gute Geſellſchaft unpaſſendes Spielzeug. Gerade als die ſchleppenden, wehmutsvollen Töne der Cavalleria ſeine gefühlloſen Ohren umſchmeichelten, bat er mich flehentlich, umzukehren; ich ſolle alles haben, was zum Rückzuge nötig ſei. Wenn nicht, ſo bitte er mich, wenigſtens zu warten, bis er vom Dewaſchung, dem „Heiligen Rate“ in Lhaſa, an den er ſofort einen Eilboten ſenden werde, Antwort erhalten habe. Die Antwort werde in vier Tagen hier ſein. Ich antwortete nur, daß wir geradeswegs nach Lhaſa gehen würden.

Älterer Tibeter.

„Dann werden wir euch folgen und euch daran hindern“, erwiderte er, „wir erhalten bald Verſtärkung.“

„Wenn ihr uns hindern wollt, müßt ihr ſchießen; bedenkt aber, daß auch wir Gewehre haben!“

Nun ſchüttelte er den Kopf: „Wir haben nie daran gedacht, zu ſchießen; ſo harte Worte brauchen nicht zwiſchen uns gewechſelt zu werden, wir ſind ja Freunde.“

Dann kehrte er, niedergeſchlagen und bekümmert, nach ſeinem Zelte zurück.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Die Tibeter treiben uns mit ſtarker Kavallerie zurück.

Im Lager ſtarb einer der Kamelveteranen, der die Wüſtenwanderungen mitgemacht hatte; ſein Gerippe wird als ein Andenken an unſeren Beſuch wohl noch dort liegen.

Wir zogen weiter, um den Selling-tſo auf der Weſtſeite zu umgehen; 63 Tibeter folgten uns. Der alte Häuptling beſtürmte mich noch immer vergeblich mit Bitten und drohte mit unüberſehbaren Heerſcharen, die mich bald im Ernſte zurücktreiben würden. Ich antwortete ihm nur, daß uns dies nicht kümmern würde, auch wenn er zehntauſend Mann aufböte. Mit einer Handbewegung, als ob er das Spiel verloren gäbe, ſagte er nun, er beabſichtige, uns unſerem Schickſale zu überlaſſen und nach ſeinen Zelten im Nordweſten zurückzukehren; dazu konnte ich ihm nur von Herzen glückliche Reiſe wünſchen. Die Schar zog denn auch ab, und es war wirklich ſchön, in Ruhe gelaſſen zu werden.

Am Weſtufer mündete ein kriſtallklarer Fluß, den wir ohne Schwierigkeit durchwateten. Unzählige Möwen verrieten, daß er Fiſche enthielt, und Wildenten waren hier auch nicht knapp; die Koſaken ſchoſſen einige. Einen ſo herrlichen Lagerplatz konnten wir nicht verlaſſen, ſondern ſchlugen auf dem rechten Ufer das Lager auf und zwar da, wo der Fluß ſich in den Salzſee ergießt.

Kaum waren wir in Ordnung, da ſahen wir ſchwarze Reiterſcharen von den Bergen im Norden herabgaloppieren; diesmal

„. . . und jagten dann in wildem Laufe vor, hinter und zwischen den Zelten durch, als wollten sie uns niederreiten!“

brachten sie eine Menge Packpferde mit. Sie hatten sich verproviantiert, als handelte es sich darum, sich auf einen längeren Feldzug vorzubereiten. Sie überschritten den Fluß und jagten in wildem Laufe an uns vorbei, vor, hinter und zwischen unseren Zelten hindurch, als wollten sie uns überschwemmen und zerstampfen. Sie schwangen mit Geheul ihre Speere, taten aber dabei, als bemerkten sie uns gar nicht; sie würdigten uns keines Blickes und sausten wie ein Wirbelwind, eine stäubende Lawine, vorbei. Mit ihren hübschen Sätteln, den weißroten Fähnlein, die an den Antilopenhörnern der Gabelflinten flatterten und den silbernen Säbelscheiden gewährten sie einen Anblick, um den mich ein Schlachtenmaler hätte beneiden können.

Jetzt folgte eine unerwartete Szene. Sie sammelten sich bei ihrem Lager, das nur 100 Meter von dem unseren entfernt war, in kleinen Gruppen um ihre Offiziere, die ihnen die Flinten erklärten. Von Zeit zu Zeit stießen sie alle auf einmal ein seltsames Geschrei aus. Darauf wurden alle Flinten geladen und in einer Linie, die Mündungen uns zugekehrt, auf die Gabeln gelegt. Das Lager der Tibeter befand sich auf einem kleinen Hügel, von dem aus sie das unsere völlig beherrschten, und die Kosaken fragten sich, ob sie uns über Nacht einem mörderischen Feuer auszusetzen gedächten.

Um die Sachlage überblicken zu können, ging ich, als es dunkel geworden war, mit Schagdur und dem Lama nach dem Zelte des Häuptlings, das sich sofort mit Offizieren füllte. Hier verlebten wir einen wirklich gemütlichen Abend miteinander. Ich versprach schließlich, den nächsten Tag noch hier am Ufer des Jaggju-rappga zu bleiben, wenn mir die Tibeter frühmorgens einen Fisch ins Zelt brächten. Sie hatten nämlich versichert, daß der Fluß reich an Fischen sei, und ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, einige zu fangen — sie würden eine erwünschte Abwechslung in unseren einförmigen Speisezettel bringen und mehrere meiner Leute, die Fischer vom unteren Tarim waren, würden sich sehr darüber freuen. Sie hatten ja auch einige Netze aus Abdall mitgenommen.

Der Tag graute kaum, als schon einige Tibeter mit einem

erbärmlich kleinen Fiſche triumphierend an mein Zelt kamen. Sie ſelbſt verſchmähen Fiſche und ſagen, ebenſogut könne man Eidechſen und Schlangen eſſen. Es hatte ihnen daher unendliche Mühe gemacht, ihren jämmerlichen Fiſch zu erwiſchen, und wie ſie ſagten, wären ſie dabei beinahe umgekommen. Eine Möwe, die gerade ihre Beute gefangen, hatte ihnen geholfen; ſie hatten ſie mit Steinwürfen gezwungen, ihren Raub fahren zu laſſen, — ſo war es, nach der Verſicherung unſerer Nachtwachen, bei dem Fiſchfange zugegangen.

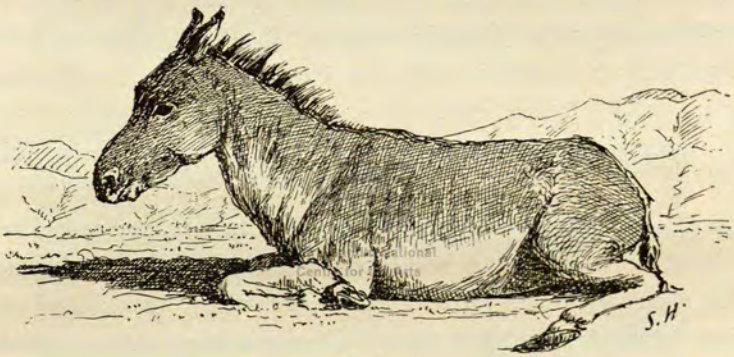
Jetzt wollten wir ihnen zeigen, wie man Fiſche fängt. Das Boot wurde zuſammengeſetzt und die Netze unterhalb eines kleinen Waſſerfalls ausgelegt; ich und Ördek manövrierten und im Handumdrehen hatten wir 28 ſchöne Fiſche, während die Koſaken, die von den Ufern herab angelten, nicht weniger Glück hatten. Die ſchwarzen Tibeter, die, Krähen vergleichbar, auf den Böſchungen hockten, waren ganz Auge, konnten aber nicht begreifen, wie man etwas ſo Abſcheuliches wie Fiſche eſſen könne.

Der Tag war herrlich und die Gegend entzückend. Ich lebte gut acht Tage nur von Fiſchen. Doch es gab hier auch Enten in Menge, am Ufer des Selling-tſo aber hielten ſich große Scharen von Wildgänſen auf. Auf den Steppen weideten Kulane und Orongoantilopen. Über der wilden, zerriſſenen Bergkette, die wir unmittelbar ſüdlich hatten, kreiſten Adler, vor denen die niedlichen Bergtauben keine Furcht zeigten.

Am Abend beſuchte mich der Bombo mit dreißig Mann in meinem Zelte und ſchenkte mir zwei Schafe und zwei Kübel Milch. Wir zeigten ihm jetzt alle unſere Sehenswürdigkeiten, und er war über die Geſchenke, einen Revolver, eine Schere, ein Meſſer und ein Stück Zeug, die er von mir erhielt, entzückt.

Am Tage darauf ritten wir durch ein impoſantes Felſentor am Ufer des Selling-tſo nach Süden weiter. Ich ritt gerade voraus, als zwei Leute in geſtrecktem Galopp zu mir heranſprengten, um mir zu melden, daß Kalpet ſehr krank geworden ſei. Schlecht ging es ihm ſchon mehrere Tage, aber er hatte noch immer guten Appetit gehabt.

Jetzt fand ich ihn mehr tot als lebendig auf einer am Boden ausgebreiteten Filzdecke liegen. Seine Augen hatten einen intenſiv glänzenden, aber gläſernen Ausdruck, ſeine eingefallenen Wangen waren gelb und die Lippen weißgrau. Sofort machten wir Halt, und eines der Zelte wurde als Krankenhaus eingerichtet. Über das Land jagte eine ſo heftige Sturmbö, daß unſere leichten Behauſungen fortzufliegen oder von Hagel und Regen zuſammengedrückt zu werden drohten. Wieder ſah es bei uns trübe und traurig aus, der Tod war in der Karawane zu Gaſte. Der alte Mohammed Tokta, der die Kamele ſo treu beſorgen half, iſt ebenfalls Patient in dem improviſierten



Kulan.

Krankenhauſe. Sein ganzer Leib hatte ſchon angefangen, aufzuſchwellen, und in den Fingern hatte er das Gefühl verloren.

Die Nacht verlief jedoch ruhig, und am Morgen unterhielt ich mich eine Weile mit Kalpet. Er hielt ſich für ernſtlich krank und beklagte ſich jetzt darüber, daß einer der Kameraden ihn vor ein paar Tagen geſchlagen habe. Der arme Mann war die ganze Zeit über ſo ſtill für ſich allein umhergegangen und machte nun den Eindruck eines von Gott und Menſchen Verlaſſenen, hoffnungslos Einſamen. Während ich ihn zu tröſten und ihm Mut und Hoffnung einzuflößen verſuchte, umnebelte ſich ſein Bewußtſein, und er ſtarrte ſtumm in eine unbekannte Ferne. Ich wäre gern geblieben, aber hier gab es weder Waſſer noch Gras, und wir beſchloſſen, einen beſſeren Lagerplatz

aufzuſuchen. Kalpet wurde bequem auf ſein Kamel gebettet, Mohammed Tokta auf ſein Pferd, das er ſelbſt lenken konnte, gehoben, und dann brach der Zug beim dumpfen Klange der Karawanenglocken auf.

Von einer kleinen Paßſchwelle aus erblickten wir die herrlichſte Landſchaft, die wir bisher in Tibet geſehen hatten. Ein See mit dunkelblauem, kriſtallhellem Waſſer lag eingebettet zwiſchen maleriſchen Bergketten. Nach allen Seiten hin öffneten ſich großartige phantaſtiſche Ausſichten tief hinein in dunkle Fjorde und Buchten, über welche regenſchwere Wolken ihre Schatten warfen, während kleine wilde Felſeneilande ſich noch im Sonnenlichte badeten. Hier und dort fielen die Felſen ſteil nach dem See Nakktſong-tſo ab. Erſt nachdem die Koſaken rekognosziert hatten, konnten wir längs der Felſen des Nordufers nach Oſten weiter ziehen, da die Tibeter uns keine Auskunft über den Weg hatten geben wollen.

Wir marſchierten an einer gewaltigen Bucht entlang. Kalpet hatte ein paarmal um Waſſer gebeten und gerufen, ſein Kamel laufe zu ſchnell. Als er aber eine Stunde ſtill geblieben war, machte die Ambulanz, die den Nachtrab der Karawane bildete, Halt. Wir wollten den Kranken umbetten. Es war nicht mehr nötig, denn Kalpet war ſchon tot und kalt, und ſeine Augen hatten ihren Glanz verloren. Nachdem der Mollah ſie ihm zugedrückt hatte, ſetzte die Karawane unter Glockenklang ihren Weg fort. Die Muſelmänner hatten wie gewöhnlich geſungen, um ſich den einförmigen Marſch zu erleichtern, jetzt aber wurde es ſo ſtill wie in einem Grabe. Am inneren Teile der Bucht ſchlugen wir in der Nähe eines aus mehreren ſchwarzen Zelten beſtehenden Nomadendorfes unſer Lager auf.

Der Beerdigungstag, der 12. September, brach mit hellem Sonnenſcheine an, und in dem friſchen Seewinde plätſcherten die Wellen melodiſch und metalliſch klingend an das Ufer. Die Mohammedaner hatten mich gebeten, ihren Glaubensgenoſſen unter den üblichen Zeremonien beerdigen zu dürfen. Nach einem der Zelte, in welchem Kalpets Leiche die Nacht über geſtanden und zwei Mann im Lande der Ungläubigen die Leichenwache gehalten hatten, begaben ſich jetzt Ördek,

Mollah Schah und Hamra Kul, um den Toten zu waſchen und ihn in weiße Laken zu hüllen. Dabei hatten ſie ſich das Geſicht, außer den Augen, mit Binden umwickelt, um die Leichenluft nicht direkt einatmen zu müſſen. Draußen ſaß Roſi Mollah, der Prieſter, und las laut aus dem Koran vor.

Dann wurde der Tote auf eine Kamelleiter gelegt und von ſeinen Kameraden nach dem in der Nähe liegenden Grabe getragen und in deſſen Schoß hinabgeſenkt. Dabei hielt der Mollah mit flüſternder

Kalpets Beerdigung.

Stimme, als ſollte ihn nur der Tote hören, folgende Rede: „Du biſt ein rechtſchaffener, rechtgläubiger Mohammedaner geweſen, du haſt nie einem von uns etwas zuleide getan, wir vermiſſen dich und beweinen dein Hinſcheiden, du haſt Tura (deinem Herrn) treu und redlich gedient.“

Die Kamelleiter wurde über das Grab gelegt, über ſie eine Filzdecke gebreitet und dann über dem Ganzen ein Hügel aufgeſchüttet. Ein vergängliches Denkmal von Erdſchollen und Steinen wurde am Kopfende aufgetürmt, worauf die Mohammedaner ſich um das Grab herumſetzten, die Handflächen in Geſichthöhe erhoben und Gebete

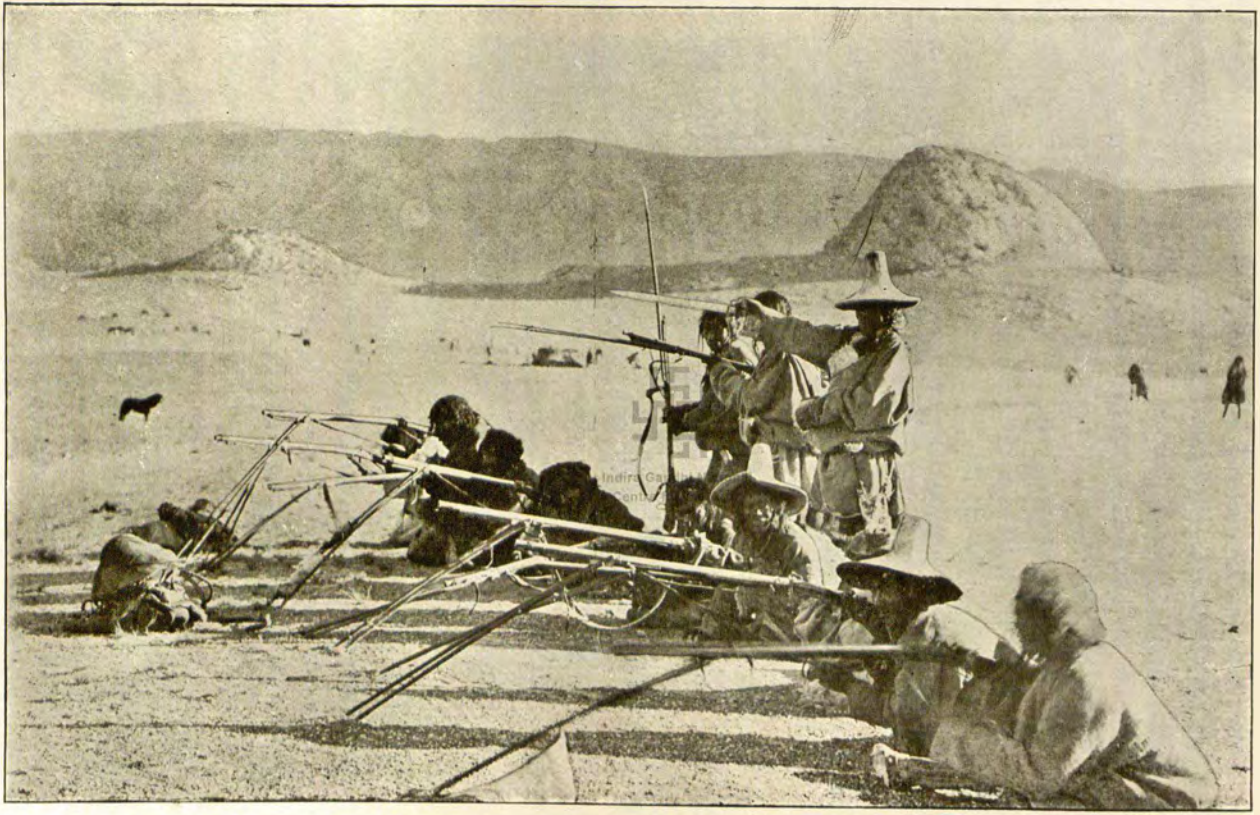
murmelten. Dann kehrten wir von dem bitteren Ernste des Todes zu den kleinlichen Sorgen des Alltagslebens zurück, beluden unsere Kamele und brachen wieder auf. Ein unbekanntes Grab in einem fremden Lande; die Nomaden treiben ihre Herden darüber hin, und in den Winternächten heulen die Wölfe in der Nachbarschaft.

Die Tibeter, die unserem Vorhaben aus respektvoller Entfernung zuschauten, fanden gewiß, das Ganze sei höchst unpassend und unnötig, und fragten, weshalb wir die Leiche nicht lieber den Wölfen, Geiern und Raben hingeworfen hätten. So machen sie es nämlich, wie wir bei einer späteren Gelegenheit sehen sollten.

Hell und lächelnd verscheuchte der Tag die traurige Erinnerung des Morgens, und wieder entrollte die Erde, auf deren Oberfläche wir ein so flüchtiges, unsicheres Dasein führen, vor uns eine ihrer schönsten Landschaften. Die Tibeter waren uns dicht auf den Fersen, als wir noch ein stattliches Felsentor passierten, hinter dem sich uns nach Süden hin eine weite Landschaft öffnete. In der Ferne waren eine Gruppe schwarzer und zwei weiße Zelte sichtbar. Als wir an ihnen vorbeiritten, sprengte eine Reiterschar heran, um mir zu verkünden, daß zwei hohe Herren aus Lhasa angelangt seien und mich um eine Unterredung bitten ließen; sie hätten direkt vom Dalai-Lama Befehle und ersuchten mich, auf jeden Fall in ihrer Nähe zu lagern.

Wir brauchten nur ein paar Minuten zu warten, als zwei vornehme Häuptlinge aus den weiß-blauen Zelten traten und zu Pferd stiegen, worauf jedes der beiden Pferde von vier Fußgängern zu mir, der ich noch immer im Sattel saß, am Zügel herangeführt wurde. Sie sahen außerordentlich freundlich und jovial aus und baten mich zunächst darum, ich möchte doch in ihrer Nähe lagern, worauf ich nach einigem Zögern einging.

Nachdem wir mit allem in Ordnung waren, dauerte es mir aber doch zu lange zu warten, bis die beiden rotgekleideten Gesandten etwas von sich hören lassen würden. Ich schickte deshalb den Lama mit dem Bescheid zu ihnen, daß wir wieder aufbrechen würden, wenn sie sich nicht sputeten. Sie erschienen darauf sofort mit großem Gefolge und



Tibetische Schützen.

traten mit verbindlichem Gruße in das Küchenzelt ein, das für die Audienz mit einem bunten Teppiche aus Chotan und einer mit einer Decke belegten Kiſte, die als Tiſch dienen ſollte, geſchmückt worden war. Hier ließen wir uns nieder, während ſich draußen vor dem Zelte ein ganzer Wald von Tibetern zuſammendrängte.

Die beiden Geſandten des Dalai-Lama waren die Statthalter von Namru und Nakktſong, zugleich aber auch, wie ſie durchfließen ließen, Mitglieder des Dewaſchung, des Heiligen Rates in Lhaſa, und

Die Geſandten des Dalai-Lama.

ſie waren hierher geſchickt, um meinem Vorrücken ein Ende zu machen. Sie hießen Hladſche Tſering und Junduk Tſering. Wir verhandelten ſtundenlang, wobei Schereb Lama als Dolmetſcher diente. Es war nicht meine Abſicht, noch länger wider den Stachel zu löcken, ich hatte für diesmal genug von Tibet und ſehnte mich nach Hauſe, wollte aber Spaßes halber noch eine Weile mit den Herren disputieren. Sie ſagten, ich dürfe keinen Schritt weiter nach Süden, und wenn wir dennoch weiterrückten, würden ſie oder wir es mit dem Leben büßen; Millionen Soldaten würden mich hindern und jedes Kamel meiner Karawane würde von einem Tibeterhaufen feſtgehalten werden. Sie

ſchrien, ſchwitzten und geſtikulierten, aber ich blieb ruhig, lachte und ſagte, höhere Mächte würden uns beſchützen und wenn die Tibeter uns nicht vom Leibe blieben, würde es ihnen heiß um die Ohren werden.

„Das macht nichts“, antworteten ſie, „wir werden auf jeden Fall geköpft, wenn wir euch durchlaſſen; wir haben ſpezielle Befehle aus Lhaſa.“

„Zeigt ſie mir, ſo verſpreche ich, von hier nach Ladak zu gehen“, erwiderte ich.

Jetzt wurde folgendes intereſſantes Dokument, das ich wortgetreu überſetze, vorgeleſen. Es lautete:

„Im Jahre der eiſernen Kuh, im ſechſten Monate, am 21. Tage. Dieſes Schreiben ſoll den beiden Gouverneuren von Nakktſong zu Händen kommen. Es iſt vom Dewaſchung und wird mit der Poſt befördert. Im ſiebenten Monate, am 22. Tage, muß es angelangt ſein.

„Im Jahre der eiſernen Kuh, im ſechſten Monate, am 19. Tage iſt hier von dem Gouverneur von Nakktſchu ein Schreiben angekommen, daß der Sekretär des Mongolen Tſange Chutuktu, der Lama Sandſche, nebſt mehreren Pilgern die Wallfahrt nach Dſcho-mitſing in Hamdung gemacht hat und er ſowohl wie Tugden Dardſche dem Gouverneur von Nakktſchu (alſo Kamba Bombo) gewiſſe Mitteilungen gemacht haben.

„Der Gouverneur von Nakktſchu hat ſeinerſeits dem Dewaſchung folgende Mitteilungen gemacht. Tſanges Sekretär hatte geſagt, daß er um die Zeit, als er ſich auf den Weg gemacht, europäiſche Männer geſehen habe und eine Strecke weit in ihrer Geſellſchaft gereiſt ſei. Nachdem ſie eine Menge Kleidungsſtücke gekauft, ſeien ſie weitergezogen. Im Baſare habe er zwei Ruſſen geſehen. «Wohin reiſt ihr», habe er gefragt, «ſeid ihr Lamas?» «Wir ſind Lamas», hatten ſie geantwortet. Der Arzt Schereb Lama, ein Chalchamongole, ſei mit ihnen zuſammengereiſt und ihr Führer geweſen. Unterwegs habe er ſechs ruſſiſche Leute marſchieren ſehen. Eine Menge Kamele und Leute ſeien im Anzuge.

„Nach Namru und Nakktſong ſollen ſchleunigſt Schreiben abgeſandt werden, ſo daß es überall bekannt wird, daß von Nakktſchu an und landeinwärts, ſoweit mein (d. h. des Dalai-Lama) Reich reicht,

ruſſiſche Männer keine Erlaubnis erhalten, nach Süden zu ziehen. An alle Häuptlinge ſollen Schreiben erlaſſen werden. Bewacht die Grenzen von Nakktſong; es iſt notwendig, das Land Stück für Stück zu bewachen. Es iſt abſolut unnötig, daß europäiſche Männer in das Land der heiligen Bücher kommen, um ſich dort umzuſehen. In der Provinz, die euch beiden untertan iſt, haben ſie durchaus nichts zu ſuchen. Wenn ſie ſagen, daß es notwendig ſei, ſo wiſſet, daß dieſe beiden Anführer nicht nach Süden reiſen dürfen. Sollten ſie dennoch ihre Reiſe fortſetzen, ſo verliert ihr euren Kopf. Zwingt ſie, umzukehren und den Weg, auf dem ſie gekommen ſind, wieder zurückzugehen."

Dieſes Schreiben klärte uns über viele dunkle Punkte auf und zeigte, daß wir für die ſtrenge Bewachung der Grenzen teils den mongoliſchen Pilgerkarawanen, teils den Yakjägern zu danken hatten. Jetzt konnte ich mir das Vergnügen nicht verſagen, ihnen ehrlich zu ſagen, daß die von ihnen betriebene Abſperrungspolitik die einzige ſei, die ihr Land vom Untergange retten könne.

„Rings um Tibet herum, im Norden, Süden und Weſten haben die Europäer die Staaten eurer Nachbarn entweder erobert oder ſie von ſich abhängig gemacht; euer Land iſt das einzige in Aſien, das ganz unberührt geblieben iſt."

„Re, re (wahr, wahr)", riefen ſie aus, „und ſo wollen wir es gerade haben!"

Schereb Lamas Name war in dem Dokumente angeführt; jetzt hatten ſie ihn leibhaftig vor ſich. Sie laſen dem Ärmſten mit Donnerſtimme den Text und ſagten ihm, daß ſein Name in dem Buche der Verdächtigen eingetragen worden ſei. Nun aber war der Lama auch nicht länger blöde, er nahm kein Blatt vor den Mund und machte die beiden Geſandten ſchonungslos herunter. Er erhob ſich, hielt Hladſche Tſering die geballte Fauſt vors Geſicht und fragte ihn, wie er ſich unterſtehen könne, einen Lama, der nicht tibetiſcher Untertan ſei, auszuſchelten. Da ich fürchtete, der Zank würde in Tätlichkeiten ausarten, zog ich die Spieluhr auf, die wie Öl auf die Wogen wirkte.

Mit Schagdur und dem Lama machte ich den Geſandten am Abend einen Gegenbeſuch und blieb die halbe Nacht, volle fünf Stunden, bei den beiden unter Lachen und Scherzen ſitzen. Es wurden uns Tee und Tſamba vorgeſetzt, und neben einem bequemen Diwane qualmte Weihrauch vor einem Altare mit mehreren Götzenbildern. Wir wurden die allerbeſten Freunde, als kennten wir einander ſchon viele Jahre.

Am 14. September verließ ich das Lager, um eine der herrlichſten Seefahrten, die ich je gemacht habe, anzutreten. Mit Kutſchuk, dem Boote und Proviant für drei Tage begab ich mich nach dem Oſtufer des Nakktſong-tſo. Nun ging es über das ſmaragdgrüne Waſſer hin, und ich träumte wieder von Sommern und Siegen, als die kriſtallhellen Wellen gegen die Jolle ſchlugen.

Der See verſchmälert ſich nach Weſten zu, das Südufer iſt reich an Nomaden und ihren Herden. Wir rudern in eine Bucht hinein, ohne zu wiſſen, wohin es geht, haben aber mit der Karawane verabredet, daß wir uns an der Nordweſtecke des Sees treffen wollten. Eine Steinhütte ſteht am Ufer, wo ein einſamer Hund uns immerzu anbellt, doch ſobald wir hinter einem Felsvorſprunge verſchwinden, verſtummt er. Es dämmert, die Felſen erheben ſich lotrecht auf beiden Seiten unſeres ſchmalen Waſſerweges und laſſen die Ruderſchläge klingend widerhallen; wir treten gleichſam in den Tempelſaal des Bergkönigs ein und gleiten auf einem Fußboden von durchſichtigem Smaragd dahin. Nicht der geringſte Laut zittert zwiſchen den Felswänden, man ſtutzt und will am liebſten den Atem anhalten, um dieſes erhabene, großartige Schweigen nicht zu ſtören. Zwei Königsadler kreiſen lautlos auf regungsloſen Flügeln zwiſchen den Bergen; ihre Spiegelbilder ſchweben wie Geiſter in dieſer verzauberten, hinreißenden Natur auf dem Waſſer.

Dann aber kommt die Dunkelheit und ladet uns zur Ruhe ein. Das Boot wird aufs Land gezogen, und wir kochen uns am Feuer unſer Abendeſſen, um uns dann in unſeren Pelzen ſchlafen zu legen. Früh am Morgen taucht Kutſchuk wieder das Ruder ein, und das Boot gleitet zwiſchen den geheimnisvollen Bergwänden weiter. Die

Bucht wird immer ſchmaler und iſt ſchließlich nur noch ein enger Felskorridor. Die großartigſten Bilder, die ich in meinem Leben geſehen habe, rollen ſich nach und nach vor uns auf. Doch je weiter es geht, deſto länger wird unſer Umweg, und wir müſſen gewiß die ganze Strecke wieder zurück. Wenn das zur Rechten eine Inſel iſt, ſind wir nicht mehr weit vom Sammelplatze entfernt. Die Bewohner einiger am Ufer liegenden Zelte betrachten uns mit grenzenloſem Erſtaunen. Ein neues Bild! Nein, jetzt iſt die Bucht unwiderruflich zu Ende. Wir rekognoszieren und finden, daß uns nur eine ſchmale Landenge den Weg verſperrt. Wir nehmen unſere Sachen aus dem Boote heraus, tragen es mit unſrer ganzen Habe über Land, fügen dann das Fahrzeug wieder zuſammen und rudern weiter. Der See wird immer breiter, die Tiefen betragen bis zu 22 Meter. Aber die Fahrt wird durch die zweite Nacht unterbrochen. Es ging ein friſcher Wind, und das Wiegenlied des Wellengeplätſchers lullte uns in den Schlaf. Ein Glück, daß es in dieſen beiden Nächten, die wir unter freiem Himmel zubrachten, nicht regnete. O, dieſe ſternhellen, ſo anheimelnd ſtillen tibetiſchen Nächte und dieſe reine, dünne, klare Hochgebirgsluft!

Am Tage darauf ruderten wir nach dem Lager und ſahen gerade die von ſchwarzen Reitermaſſen umſchwärmte Karawane heranziehen. Als wir den Sammelplatz erreichten, war das Lager ſchon in Ordnung, wir hatten 5, die Tibeter 19 Zelte. Sie waren 194, wir nur 18 Mann, einer gegen zehn, nein, einer gegen fünfzig, wenn ich nur die Koſaken rechne.

Welch ſeltſamer See! Er gleicht einem Waſſerringe, ſeine ganze Mitte nimmt eine gewaltige Inſel ein. Er erinnerte an einen Kraterſee, an eine Feſtung mit ihren waſſergefüllten Wallgräben. Die Geſandten waren über mein Verſchwinden ſehr unruhig geweſen, hatten ſich aber durch Reiterpatrouillen überzeugt, daß ich mich in der Nähe befand.

Dreißigſtes Kapitel.

Am Tſchargut-tſo.

Der Nakktſong-tſo war alſo unſer zweiter Wendepunkt auf dem Wege nach Süden, nach dem Lande der Burchane, der heiligen Bücher. Kein Europäer wird dort geduldet, es iſt das Erbland des Dalai-Lama, ſein Eigentum. Die Lamas ſind heutzutage nicht fanatiſcher als zu der Zeit, da ſie die Jeſuitenmiſſionare gaſtfrei aufnahmen, und ſicherlich jetzt ebenſo tolerant wie im Jahre 1846, als der Lazariſtenpater Huc mit ſeinem Kollegen Gabet zwei Monate in Lhaſa zubrachte. Nein, ihre ſtrenge Abſchließung während der ſpäteren Jahrzehnte hat politiſche Gründe. Ihre friedliche, aber wirkungsvolle Taktik geht nur darauf aus, die Grenzen gegen Europäer zu bewachen und die ungebetenen Gäſte hübſch artig, aber energiſch aus dem Lande zu führen. Noch haben die Tibeter ſich durch Vorſpiegelungen vom Aufſchwung des Handels und durch Einführung von Tabak, Spirituoſen, Feuerwaffen und anderen Ziviliſationsbeglückungen nicht ködern laſſen; nein, „fort mit all euren Genußmitteln und eurem Luxus, Gold und Silber, laßt uns nur in unſerem eigenen Lande in Ruhe!“ Einſt kommt jedoch auch an Tibet die Reihe.

Dies ſchrieb ich am Ufer des Nakktſong-tſo in mein Tagebuch, und was ich damals vorausſah, iſt ſchon jetzt eingetroffen. —

Während die Karawane nach unſerem alten Lagerplatze am Jaggju-rappga zurückmarſchierte, ließ ich mich von Ördek über den Selling-tſo dorthin rudern. Von dort aus ſollte der Rückzug nach

Ladak angetreten werden. Die Tibeter zeigten uns geſchäftig den Weg. Ich wählte indeſſen eine ſüdlichere Straße und überſchritt einen ſo gefährlichen, ſteilen Paß, daß, wenn ein Kamel ausgeglitten und gefallen wäre, es unten als rohes Beefſteak angekommen wäre.

Das 84. Lager wurde am Oſtufer des Sees Tſchargut-tſo aufgeſchlagen. Alles, was man hier ſah, war prachtvoll, entzückte das Auge und machte den Sinn fröhlich. Nach Weſten hin reichte der Blick tief in die Fjorde des Sees hinein, wie in einen ſteinernen Wald. Die Tibeter paßten vorzüglich in dieſe wilde Landſchaft, die für ihre bunten Trachten und ihre kriegeriſche Rüſtung den richtigen Rahmen

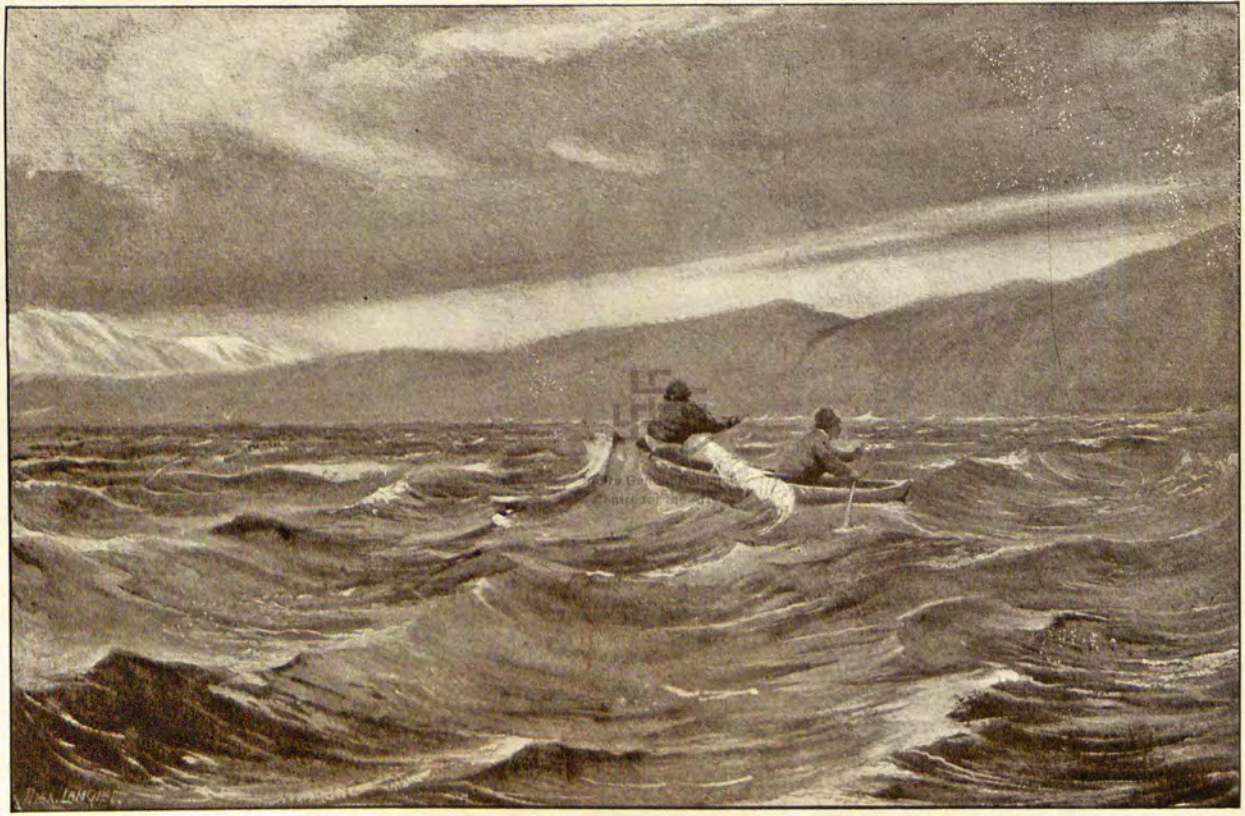
Die Karawane am Strande des Tſchargut-tſo.

bildete. Auf dem Ufer, einem natürlichen Korſo, konnten wir 25 Zelte, außer unſeren, zählen, und trotzdem kampierten die meiſten Soldaten an offenen Feuern. Es wimmelte von Menſchen und Pferden; unſere Wächter waren jetzt 500 Mann ſtark.

Zwei Tage lagen wir noch an dieſer herrlichen Bucht und in dieſer Zeit wurde das Programm für die Reiſe nach Ladak feſtgeſetzt. Hladſche Tſering teilte mir mit, daß er Befehl vom Dalai-Lama habe, uns ſo viele Laſttiere, als wir wünſchten, zur Verfügung zu ſtellen; ich bat ſofort um 40 Yake, die möglichſt ſchnell angeſchafft werden ſollten. Dann ſchenkte er mir, gerade wie Kamba Bombo, zwei Schimmel und Proviant, der uns auch weiterhin unterwegs überall beſorgt werden ſollte. „Außerordentlich liebenswürdige Menſchen", dachte ich.

Am Mittag des 19. September gewährten uns die Tibeter ein großartiges Schauspiel. Ich bat Hladsche Tsering, er möge ein paar hundert Mann seiner Kavallerie sich aufstellen lassen, da ich sie photographieren wolle. Aber selbst den Anführern wurde es nicht leicht, die Mannschaft einige Minuten im Zaume zu halten. Als ich bat, sie möchten ihre Säbel und Lanzen in die Luft strecken, und diesem Kommando gehorcht wurde, erwachten sofort ihre kriegerischen Instinkte. Die Pferde wurden unruhig, und die ganze Schar sprengte unter wildem Geheul wie zum Angriffe vor. Als diese zügellose Horde über die Steppe hinsauste und ihre klirrenden Waffen und Wehrgehenke in der Sonne glänzten, konnte man den Blick nicht davon losreißen. Der photographische Apparat mußte sich gedulden, bis sich die kriegerische Aufwallung der Kerle gelegt und sie begriffen hatten, daß solch verzweifeltes Lärmen und Toben beim Photographieren durchaus unnötig war.

Am 20. September baten uns die Tibeter, noch einen Tag zu rasten, da sie einen Festtag feiern müßten. Mit Vergnügen ging ich auf den Vorschlag ein, denn ich wünschte, eine Ruderfahrt auf unserer Bucht zu machen. Chodai Kullu wurde zum Ruderer ernannt, und nun ging es nach Westen. Doch als wir uns auf der großen, offenen Wasserfläche befanden, erhob sich ein Sturm aus Westen, und in einigen Minuten war der See heftig aufgewühlt. Mit sausender Fahrt trieben wir wieder nach dem Ufer zurück, jeder mit einem Ruder arbeitend, um das Boot rechtwinklig gegen den Wellengang zu halten. In dicht gedrängten Reihen und regungslos wie Statuen standen die Tibeter am Ufer, um zuzusehen, wie wir vom Tschargut-tso verschlungen würden. Bald entschwand die Jolle in einem Wellentale ihren Blicken, bald schaukelte sie hoch auf einem Kamme, auf dessen brodelndem Schaumrücken sie stampfte und zitterte. Mit erschreckender Schnelligkeit jagte uns der Sturm auf das Ufer zu, im nächsten Augenblick wird er uns auf den sandigen Strand werfen, von dem uns der Sog wieder herabziehen wird, bis wir schließlich in der Brandung zerschellen. Gerade als eine gewaltige Welle das Boot auf



Im Kampf mit Wogen und Wind auf dem Tſchargut-tſo.

den Strand ſchleudert, ſpringt Chodai Kullu ins Waſſer, die Koſaken waten in die Brandung hinein und tragen mich wie auf einer Bahre aufs Trockene, und die Tibeter umdrängen uns, um ſich zu überzeugen, ob ich noch lebe.

Später am Tage glückte es uns beſſer, und wir kehrten erſt zurück, als es dunkel war. Da loderten die Feuer in einer langen Reihe, und das Ufer glich einem illuminierten Hafenkai.

Am Tage darauf packten wir unſere Habe zuſammen. Die Karawane hatte Befehl, ſich nach einem geeigneten Platze auf der Weſtſeite des Sees zu begeben. Ich zog die Einſamkeit im Boote dem Pferde-

Tibetiſche Soldaten beim Spiel am Tſchargut-tſo.

getrappel und dem Waffengeklirre der 500 Tibeter vor und ſteuerte mit Kutſchuk über den Tſchargut-tſo. Wir nahmen warme Kleidung und Proviant für drei Tage mit. Vom See aus ſahen wir die langen, ſchwarzen Reihen der Reiter hinter den Bergen verſchwinden. Wieder erhob ſich ein halber Sturm aus Weſten. Zum Umkehren war es zu ſpät. Schutzbietende Landſpitzen gab es in der Nähe nicht. Unſere einzige Rettung war, wie Galeerenſklaven nach der erſten kleinen Klippe hinzurudern, die einem Felſeneilande gleich mitten im See auftauchte. Die Tiefe hatte anfangs 42 Meter betragen, nachher aber hatte in dem heftigen Seegange nicht mehr gelotet werden können. Die Wellen ſchlagen ins Boot, alles iſt naß, meine Mütze trieft von Waſſer. Wir nähern uns, wenn auch ungeheuer langſam, der Inſel

und ſpüren endlich ihren Schutz. Nun legen wir uns wieder ins Geſchirr und erreichen ſchließlich, von der Anſtrengung erſchöpft, das Ufer, wo wir das Boot aufs Land ziehen, damit es uns nicht forttreibt, — man denke ſich unſere Lage, wenn dies geſchehen wäre!

Nachdem wir uns in unſerem unfreiwilligen Gefängniſſe umgeſehen hatten, ſchlugen wir das Lager auf der Leeſeite des Bootes auf, und eine Filzdecke ſchützte mich gegen Sonne und Wind. Zum Glück hatte ich Lektüre, Onkel Toms Hütte, mitgenommen. Brennmaterial gab es in Menge, und ſo wurde denn Tee bereitet. Der Wind ſtöhnte zwiſchen den Felſen, ich ſehnte mich ordentlich danach, daß er ſich legen und verſtummen möchte. Man hörte die Wellen donnernd gegen das felſige Weſtufer ſchlagen, und ſelbſt gegen Abend legte ſich der Sturm nicht; es war unmöglich, bei ſolchem Wetter mit dem Boote hinauszugehen. Es gehörte Engelsgeduld dazu, auf dieſer Felſeninſel untätig liegen zu müſſen, während die Karawane ihren Weg nach Weſten fortſetzte. Klar und hohnlächelnd ging die Sonne unter, tiefe Schatten ſenkten ſich auf das Lager herab, während im Oſten der Seeſtrand, an dem wir drei ſo vergnügte Tage verlebt hatten, noch in Licht getaucht dalag. Aber der Schatten kletterte auch dort bald an den Bergen in die Höhe, und nur ihre Gipfel glänzten zuletzt noch ſcharlachrot. Als auch dieſe Glut erloſch, ſtieg die Nacht blaukalt und dunkel aus dem Morgenlande auf. Jetzt aber loderten dort hinten keine Feuer, nur der Halbmond warf ſein bleiches Licht auf das Land.

Vielleicht würde ſich der Wind über Nacht doch noch legen. Kutſchuk ſtand bisweilen auf, um nach dem Wetter zu ſehen, aber der Wind beharrte eigenſinnig bei ſeiner Heftigkeit. Um 4 Uhr ſtanden wir auf; es waren —5°, und ein gewaltiges Feuer wurde angezündet. Was würden die Nomaden auf dem Norduſer wohl denken, wenn ſie ſeinen Schein auf der unbekannten Inſel ſahen? Natürlich, daß es dort ſpuke oder daß die Felſengeiſter dort ein nächtliches Feſt feierten. Wir warteten und warteten, endlich graute der Tag im Oſten, und die Bergkämme zeichneten ſich ſchwarz auf einem immer heller werdenden

Hintergrunde ab. Auf einmal ging die Sonne auf, einem funkelnden Edelſteine vergleichbar.

Der Sturm nahm an Heftigkeit zu, — ſollte uns noch ein Tag verloren gehen? Ich machte eine Kartenaufnahme von der Inſel und ſaß dann ſtundenlang müſſig da, träumend und dem toſenden Spiele der Wellen an den Felſen des Weſtufers lauſchend. Dann aßen wir zu Mittag und vertrieben uns die Zeit mit dem Sammeln von Feuerungsmaterial. Hierauf beſtieg ich die höchſte Felſenſpitze, um

Unfreiwilliges Gefängnis.

von der Sonne Abſchied zu nehmen. Wieder zieht die Nacht herauf, wir laſſen uns am Lagerfeuer nieder und ſetzen unſer dolce far niente fort.

Gegen Abend machte der Wind Miene abzuflauen, obgleich die Wolken ſich verdichteten und mit derſelben unheimlichen Schnelligkeit unter dem Monde hinſchwebten, der wie ein ſilbernes Boot auf ihnen hinzuſegeln ſchien. Mit zunehmender Spannung beobachteten wir die Himmelszeichen und begaben uns nach dem Weſtufer, fanden aber den Seegang noch immer ſo hoch, daß wir warten mußten. Ich hoffte indeſſen, daß wir uns während der Nacht nach der nächſten kleinen

Felseninsel, die ich, ehe der Mond unterging, auf meiner Karte eingepeilt hatte, hinwagen könnten.

Jetzt flaute der Wind wirklich ab, und der Seegang legte sich; in dem Augenblicke, als wir das Boot vom Lande abstießen, schmerzte es mich beinahe, diese kleine Insel, die uns zwei friedliche Tage hindurch eine Freistatt gewährt hatte, auf immer zu verlassen. Wir rudern an ihrer südlichen Felswand hin, die sich wie ein rabenschwarzes Gespenst aus den Wellen erhebt, und steuern dann auf den offenen See hinaus. Das Wasser ist schwarz wie Tinte, nur die Mondstraße zittert silbern auf den sich glättenden Wogen, und die den See ringsum einrahmenden Gebirge gleichen in der Nacht einer rabenschwarzen, verschwommenen Kohlezeichnung. Stundenlang ruderten wir nach Westen; die Tiefe betrug noch 37 Meter und ließ nicht auf die Nähe von Land schließen. Mit Hilfe der Laterne konnte ich meine Instrumente ablesen. Ich fing beinahe an, zu fürchten, daß wir schon an der Insel vorbeigerudert seien, in welchem Falle wir in das westliche Becken des Sees gelangt wären und uns in mehr als gefährlicher Lage befunden hätten, wenn der Sturm wieder ausgebrochen wäre. Der Mond war untergegangen, und schwärzeste Finsternis umgab uns auf allen Seiten.

Doch jetzt nahmen die Tiefen wieder ab, und ehe wir uns dessen versahen, schrammte das Boot gegen Land — wir sahen die kleine Insel erst, als wir dicht vor ihr waren. Hier legten wir uns sofort schlafen.

Als wir erwachten, ging ein heftiger Wind. Sollten wir wirklich auf dieser kleinen Felseninsel, deren Durchmesser nur 300 Meter betrug, liegen bleiben müssen? Der Proviant ging zu Ende. Jetzt zieht ein richtiger Sturm über den See. Welch ein Glück, daß wir uns nicht hinausgewagt hatten! Das Tal, in welchem der Tschargut-tso liegt, scheint eine Abflußrinne zu sein für alles, was es hier in der Gegend an Stürmen gibt. Binnen einer Stunde ging jedoch die Sturmbö vorüber, der See beruhigte sich, nur weich abgerundete Dünungen kräuselten noch seinen Spiegel, die Sonne näherte sich ihrem Horizonte, und der Tschargut-tso war herrlich anzuschauen. Wir

ſtießen ab, Kutſchuk ruderte angeſtrengt, und bald waren wir über die größte Tiefe des Sees, 48 Meter, hinweg.

Alle ſchützenden Landſpitzen hatten wir hinter uns und das größte Seebecken vor uns, als der Donner wieder zu rollen begann und neue Sturmzentren die Gebirge im Norden und Süden mit Regen und Schnee überſchütteten. Aber über dem See ſelbſt war es noch hell, und die Sonne ging in leichten Wölkchen unter.

Über den lotrecht abfallenden Felſen des Südufers, auf die wir jetzt zuſteuern, erhebt ſich drohend eine ſtahlblaue Wolkenwand. Ihre Unterſeite färbt ſich brandgelb, als würde ſie von einer Feuersbrunſt beleuchtet; wir wiſſen, was das bedeutet. Eine Schutz gewährende Landſpitze iſt nicht in Sehweite, wir müſſen gegen den Wind auf halten und Schutz unter den Felſen ſuchen, von denen wir jedoch noch ſehr weit entfernt ſind.

Mit einem Schlage bricht der Sturm los. Jetzt ſtramm gerudert, es gilt das Leben! Das ſtampfende Boot knackt und bebt, und ſein geſpannter Boden ſchlägt gegen die uns entgegenkommenden Wellen. Bald wird der Segeltuchrumpf mit einem Knalle zerplatzen. Wir rudern mit gleichmäßigen, langen Schlägen unter Aufbietung aller Kraft, die in unſeren Muskeln aufgeſpeichert iſt. Der Sturm wird zwiſchen den Felſen der Ufer eingepreßt und nimmt an Heftigkeit zu. „Nur friſch drauf los, Kutſchuk! Wir ſind dem Ufer ſchon näher, es hat gar keine Gefahr!“ Da bricht ein Wogenkamm über die ganze Steuerbordreling herein, das Boot ſchwappt und gluckſt im Rollen, noch eine Welle ſchlägt hinein. Wir legen uns ins Geſchirr, daß unſere Fingerknöchel ganz weiß ausſehen und die durch das Rudern in unſeren Händen entſtandenen Blaſen brennen; wir tragen das Boot auf den Ruderblättern durch die Sturzſeen. Lange kann es auf dieſe Weiſe nicht fortgehen, das Boot iſt halbvoll Waſſer, und die Seen ſchlagen immerfort über den Vorſteven, bald müſſen wir ſinken.

„Halte deine Rettungsboje bereit, Kutſchuk, ich habe meine, rudere, rudere! Vielleicht erreichen wir noch jene Landſpitze! Ja Allah!“

Mit knapper Not hielten wir wirklich das Boot über Waſſer, bis

wir in Lee und in ruhigeres Waſſer kamen. Aber es hing an einem Haare, und nie bin ich auf meinen aſiatiſchen Seefahrten dem Ertrinken ſo nahe geweſen. Ich will nicht empfehlen, bei Nacht und Wind in einer Zeugjolle über einen unbekannten See zu fahren, während die Sturmwolken vom Winde zerfetzt werden und der Mond den Wellenſchaum verſilbert, der weiß und kriſtallhell über unbekannten Tiefen glänzt, die bereit ſind, uns in ihre kalten Arme zu ſchließen.

Todmüde warfen wir uns am Ufer hin und ſchliefen ein, zur Hälfte durch das Boot gegen den herabgießenden Regen geſchützt, der die ganze Nacht auf dem Segeltuchboden trommelte.

Von herrlichem Wetter begünſtigt, ruderten wir am folgenden Morgen weiter, nach einem ganz kurzen Flußarme hin und auf dieſem in einen neuen See hinaus, über den wir ſchräge hinüberrollten. Ein großes Glück war es, daß wir uns nicht zu weit vom Ufer entfernten, denn hier überfiel uns wieder ein Sturm. Wie wir mit ihm kämpften, läßt ſich nicht beſchreiben. Jetzt aber waren unſere Anſtrengungen vergeblich, die Jolle wurde von den Wellen an das ſehr langſam abfallende Ufer getrieben. Das Boot füllte ſich bald mit Waſſer und ſchlug um, ſobald es auf Grund ſtieß. Wir ſprangen ins Waſſer und trugen die ganze Beſcherung ans Land, wo wir unſere Sachen ausrangen und zum Trocknen ausbreiteten, dann ſtreckten wir uns träge im Sande aus, bis die Unſeren uns aufſtöberten; es war hohe Zeit, denn unſer Proviant war zu Ende, und wir waren hungrig wie Wölfe.

Große Freude herrſchte im Lager, als wir uns dort zeigten; alle hatten uns verloren geglaubt. Die Tibeter hatten die Koſaken gefragt, wo ich geblieben ſei, und dieſe hatten, ohne mit einer Wimper zu zucken, verſichert, ich ſei nach dem nächſten Ufer des Tſchargut-tſo gerudert, um von dort auf dem erſten beſten Pferde direkt nach Lhaſa zu reiten. Welch ein Skandal, welche Schande, den Vogel auf dieſe Weiſe aus dem Käfige fliegen zu laſſen! Sofort wurden Reiterpatrouillen um den See herumgeſchickt, doch ſie konnten nur berichten, daß nichts Lebendes ſichtbar geweſen ſei. Unterdeſſen rauchte ich am Ufer der erſten Inſel in ſchönſter Ruhe meine Pfeife. Dann wurden

Die Anführer unserer Leibwache.

Links Lama Schereb, rechts Jamdu Tsering und Tsering Daschi.

mehrere Reiterſcharen von etwa 20 Mann ſüdwärts geſchickt, um die verſchiedenen Wege in der Richtung nach Lhaſa abzuſtreifen. Sie überanſtrengten ſowohl ſich wie ihre Pferde und waren noch nicht zurückgekehrt, als ich meinen feierlichen Einzug in das Lager hielt, wo Hladſche Tſering und Junduk Tſering mich aufs herzlichſte begrüßten und nicht ein bißchen verdrießlich waren über die Mühe, die ich ihnen gemacht hatte. Sie gaben uns einen großartigen Schmaus in ihrem Zelte, wo die Götterbilder matt durch die Weihrauchwolken glänzten.

Mohammed Tokta ging es ſchlechter, ein Kamel war geſtürzt, und ein Tibeter geſtorben. Auf dem Wege nach dem Lager ritten wir an ſeiner von Wölfen und Geiern entſetzlich zugerichteten Leiche vorbei.

Am 25. September verabſchiedeten wir uns von den Geſandten des Dalai-Lama, nachdem wir ihnen reiche Geſchenke — Revolver mit Patronen, Meſſer, Dolche, Kompaſſe und Zeugſtoffe — gemacht hatten. Eine Eskorte von 22 Mann unter Jamdu Tſering und Tſering Daſchi ſollte uns begleiten und dafür ſorgen, daß wir alles, deſſen wir bedurften, von den Nomaden erhielten. Es betrübte uns ordentlich, von Hladſche Tſering und Junduk Tſering, in deren Geſellſchaft wir ſo angenehme Wochen verlebt hatten, ſcheiden zu müſſen. Ich bat ſie, den Papſt von Lhaſa, den Dalai-Lama, zu grüßen und ihm zu ſagen, er möge meinen Namen nicht vergeſſen, denn wir würden uns ſchon noch eines Tages treffen. Dann zogen wir weſtwärts, während die Tibeter uns mit langen, nachdenklichen Blicken nachſchauten.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Auf dem Wege nach Ladak.

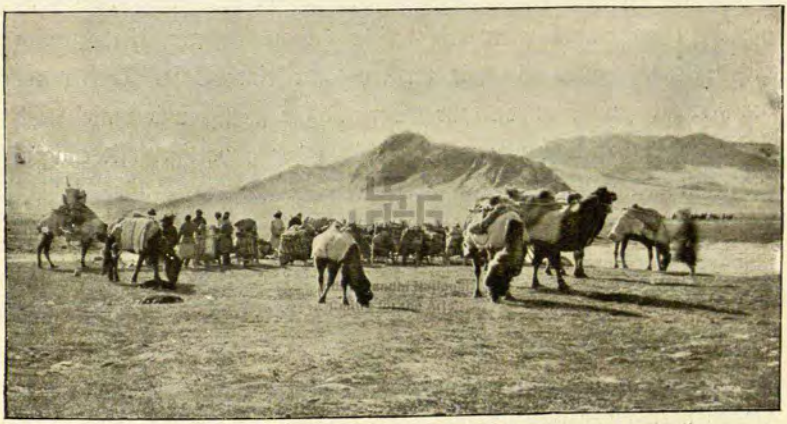
Von Leh, der Hauptſtadt von Ladak, trennte uns noch eine Entfernung von 1100 Kilometer. Dieſe Strecke koſtete uns faſt drei Monate. Unſere Karawane war ſchwach, wir hatten nur noch 22 Kamele, die ſämtlich ſehr entkräftet waren. Mit unſerer Eskorte ſtanden wir auf dem freundſchaftlichſten Fuße und wir konnten beim Beladen und Lageraufſchlagen ſtets auf die Hilfe der guten Tibeter rechnen.

Die erſten Tage ritten wir am Ufer des Fluſſes Boggtſang-ſangpo nach Weſtnordweſten. Wenn man tagaus, tagein nach dieſer Himmelsrichtung reitet, wird die linke Seite des Geſichtes ſo von der Sonne angegriffen, daß ſie in großen Stücken abblättert, indeß die rechte Seite eiskalt bleibt. Der linke Fuß hat es ſchön warm, der rechte erfriert beinahe im Schatten.

Klar und ſchön rauſchte der Fluß neben uns hin. Eines Tages blieb Schagdur zurück, doch als er uns wieder einholte, ſchwenkte er mit triumphierender Miene ein Bündel ſchöner Fiſche in die Luft. Daher wurde am 1. Oktober am Boggtſang-ſangpo geraſtet, das Boot zuſammengeſetzt und ſo viel gefangen, daß wir vierzehn Tage hauptſächlich von Fiſchen lebten.

Am 3. Oktober machte ich mit Tſchernoff und dem Lama einen Abſtecher nach dem dominierenden Berge Erenak-tſchimmo, um dann der Spur der Karawane zu folgen. In einer Schlucht fanden wir

Hamra Kul, der dort regungslos lag und versicherte, daß er keinen Schritt mehr gehen könne. Einige unserer Tibeter mußten sich seiner annehmen und ihn nach dem Lager bringen. Mit unserer Karawane, die zwei Tage später einen ihrer schwersten Märsche machte, ging es zu Ende. Die Kälte war scharf, und wir hatten heftigen Gegenwind. Man ist wie gelähmt, durchfeist und zu Tode erschöpft. Sowohl unsere Leute wie die Tibeter gehen zu Fuß, ich aber muß reiten, ich kann nicht gehen, da wir uns noch immer auf mehr als 5000 Meter Höhe befinden. Ein Kamel wird zurückgelassen, ich bleibe bei ihm,



Das Tal des Boggtsang-sangpo.

lasse den Packsattel auftrennen, und das Kamel frißt das Stroh mit gutem Appetit, aber es ist noch nicht weit gelangt, so muß es geschlachtet werden. Ich reite eine Strecke weiter und finde wieder zwei Kamele, die nicht haben mitkommen können. Die nächsten Invaliden sind zwei Pferde, die Kutschuk führt; das eine ist das, auf dem ich Kaschgar vor mehr als zwei Jahren verließ, das andere ist eines von Kamba Bombos Pferden. Es war ein trauriges Lager. Mohammed Tokta war es nicht besser geworden, Almas erklärte sich für beinahe blind, Chodai Kullu litt an Bergkrankheit; sie wurden alle aufs beste gepflegt. Beinahe die halbe Karawane stand auf der Krankenliste.

In der Gegend Setſcha (5048 Meter) war Raſttag, denn jetzt ſollten die verſprochenen Yake ankommen, und die Laſten ſollten daher in kleineren Portionen verteilt, und außerdem mußten wir alle die Leute und Tiere, die zurückgeblieben waren, erwarten. Die Kälte ſank auf —18° C., der Winter hielt ſeinen Einzug.

Mit Tſchernoff, dem Lama und einer kleinen, leichten Karawane machte ich, zur Verzweiflung der Tibeter, einen Abſtecher von vier Tagen nach Süden, um einen Überblick über die großartige Berglandſchaft zu erhalten, die ſich nach dieſer Richtung hin ausbreitete. Es war meine Abſicht, einen längeren Ausflug in das verbotene Gebiet hinein zu machen, aber der erbärmliche Zuſtand unſerer Pferde verbot alle Extravaganzen, und wir mußten, mit einer Schar Tibeter auf den Ferſen, zur Karawane zurückkehren. Großartig und majeſtätiſch erhob ſich unmittelbar vor uns im Süden der gewaltige, mit ewigem Schnee bedeckte Bergſtock Schah-gandſchum.

Im Lager Nr. 103 nahmen wir Abſchied von Jamdu Tſering und ſeinen Leuten, die Revolver und andere Geſchenke, ſowie auf ihren Wunſch ein Zeugnis erhielten, daß ſie ſich höflich betragen und mich zu meiner Zufriedenheit bedient hätten. Eine neue Geſellſchaft von Wachen unter Jarwo Tſering ſollte uns jetzt weiterbegleiten, und neue Yake trugen unſer Gepäck; alle unſere Tiere marſchierten unbeladen. Am 18. Oktober lernten wir den Salzſee Lakkor-tſo kennen, der jetzt ſo ſtark im Austrocknen begriffen iſt, daß ſeine älteſte Uferlinie 133 Meter über dem jetzigen Seeſpiegel liegt.

Weiter geht es nach Weſten, heftigen Weſtſtürmen gerade entgegen, unter Kälte und Entbehrungen; es iſt eine via dolorosa, die Tränen, Leiden und Blut koſtet. Die Kräfte der Tiere ſind im Abnehmen, dann und wann bricht ein Pferd zuſammen. Während des Marſches am 20. Oktober hatten wir ein merkwürdiges Abenteuer. Hamra Kul ging mit zwei Pferden am Zügel hinter der Karawane drein, als er Mohammed Tokta in einer Grube liegen ſah. Der Alte erklärte ganz gemütlich, er ſei des Reitens überdrüſſig und habe ſich vom Pferde fallen laſſen. Der Kamerad nahm ihn mit, im Lager

kümmerte man ſich nach Kräften um ihn, und er lachte ganz vergnügt, als ich mich beim Arzneigeben nach ſeinem Befinden erkundigte. Er trank mit Wohlbehagen eine große Schale Milch aus. Als die Sonne aufging, lag er mit feſtgeſchloſſenen Augen tot in ſeinen Pelzen, ohne ſeine Lage verändert zu haben. Der Tod hatte den alten Kameltreiber im Schlafe überraſcht.

Es war der vierte von meinen Dienern, der den Anſtrengungen erlag. Eine Stunde ſpäter öffnete ſich ein neues Grab dem kommen-

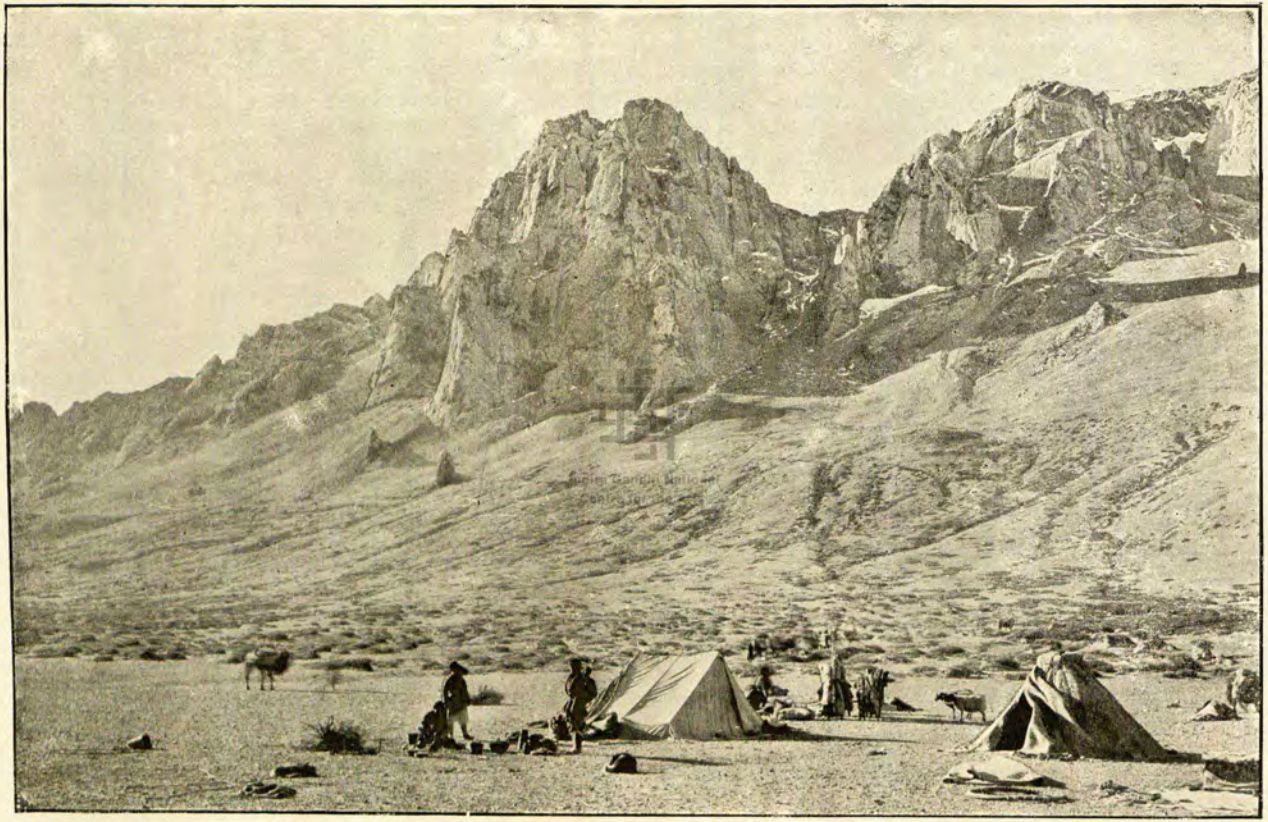
Schagdur und Ordek fiſchen im Boggtſang-ſangpo.

den Gaſte. Auch jetzt wurden die üblichen Zeremonien beobachtet. Nachdem dem Toten der letzte Dienſt erwieſen worden, zog die Karawane nach Weſten weiter. Uns fehlten bis nach Ladak noch 800 Kilometer.

Ich ſelbſt blieb ein paar Stunden zurück, um noch einige Meſſungen vorzunehmen, und ritt dann, der Spur der Karawane folgend, über einen kleinen Paß nach einem neuen Salzſee, der, gleich den übrigen, von hohen Bergen und dazu noch von einem Ringe ſchneeweißer Salzkriſtalliſationen umgeben war. Unterhalb des Paſſes ſaß Hamra Kul bei zwei ſterbenden Pferden. Das eine kam noch lebendig

ins Lager, aber das andere, einen Apfelſchimmel aus Korla, ließ ich totſtechen; es konnte nicht mehr auf den Beinen ſtehen. Nach dem tiefen, erlöſenden Stiche in den Hals lag es mit geſchloſſenen Augen ganz ſtill da, aber als der Blutſtrom verſiegt war und Todesmattigkeit und Ruhe folgten, öffnete es wieder die Augen, wie um dieſem unwirtlichen Gebirge noch ein letztes Lebewohl zu ſagen. Dabei ſah es mit dem linken Auge gerade in die Sonne, die ſich in ihm widerſpiegelte und es wie einen Edelſtein funkeln ließ. Ohne daß ich mich bei dieſem traurigen Kapitel beſonders aufzuhalten brauche, wird der Leſer verſtehen, daß eine Reiſe durch Tibet für Menſchen und Tiere eine Kette ſteter Leiden iſt. Man möchte blutige Tränen weinen, wenn man all dieſen Jammer und all das Elend, das man nicht lindern kann, ſehen muß. Nach den Todesfällen, die ich in der Karawane erlebt hatte, hoffte ich, daß wenigſtens noch einige unſerer Tiere Ladak erreichen würden. Ich wollte ſie mit Zärtlichkeit überhäufen, ſie friſch und geſund werden ſehen, wollte ſehen, wie die Augen der Kamele freudig glänzten, und wollte die Pferde vor gefüllten Krippen wiehern hören. Es ſollte nach all den Opfern, die das grauſame Tibet von uns gefordert hatte, ein Verſöhnungsfeſt werden. Von all den 45 Pferden und Mauleſeln waren jetzt nur noch 11 am Leben.

Die Kälte ging auf —19° herunter, und der Wind, der keinen Augenblick nachließ, hatte eine Geſchwindigkeit von 20 Meter in der Sekunde. Am 25. Oktober mußten wir ſchon beim Aufbrechen ein Pferd töten. Sechs Kamele, die ſchwächlich ſind, folgen der Yakkarawane, die nur langſam geht. Auf dem erſten von ihnen reitet der kranke Almas. Ich war aufgehalten worden, holte ſie aber bald wieder ein, und zwar gerade in dem Augenblicke, als ſich eines von ihnen zum Sterben auf die Seite legte, Hals und Beine von ſich geſtreckt, und mit dem Meſſer von ſeinen Leiden befreit wurde. Dann blieb noch eines mit ſeinem Wächter zurück, und nachher noch eines. Eine Strecke weiter wurde auch mein treuer Wüſtenwanderer, das Dromedar, allein zurückgelaſſen, um von den Nachzüglern mitgebracht zu werden. Schließlich bugſierte Almas nur noch ein Kamel, die



Berglandschaft in Westtibet.

Mutter des in Tſcharchlik geborenen Kleinen, das noch immer am Leben war und mit Brot gefüttert wurde. Die Liebe zu ihrem Jungen hielt die Mutter aufrecht.

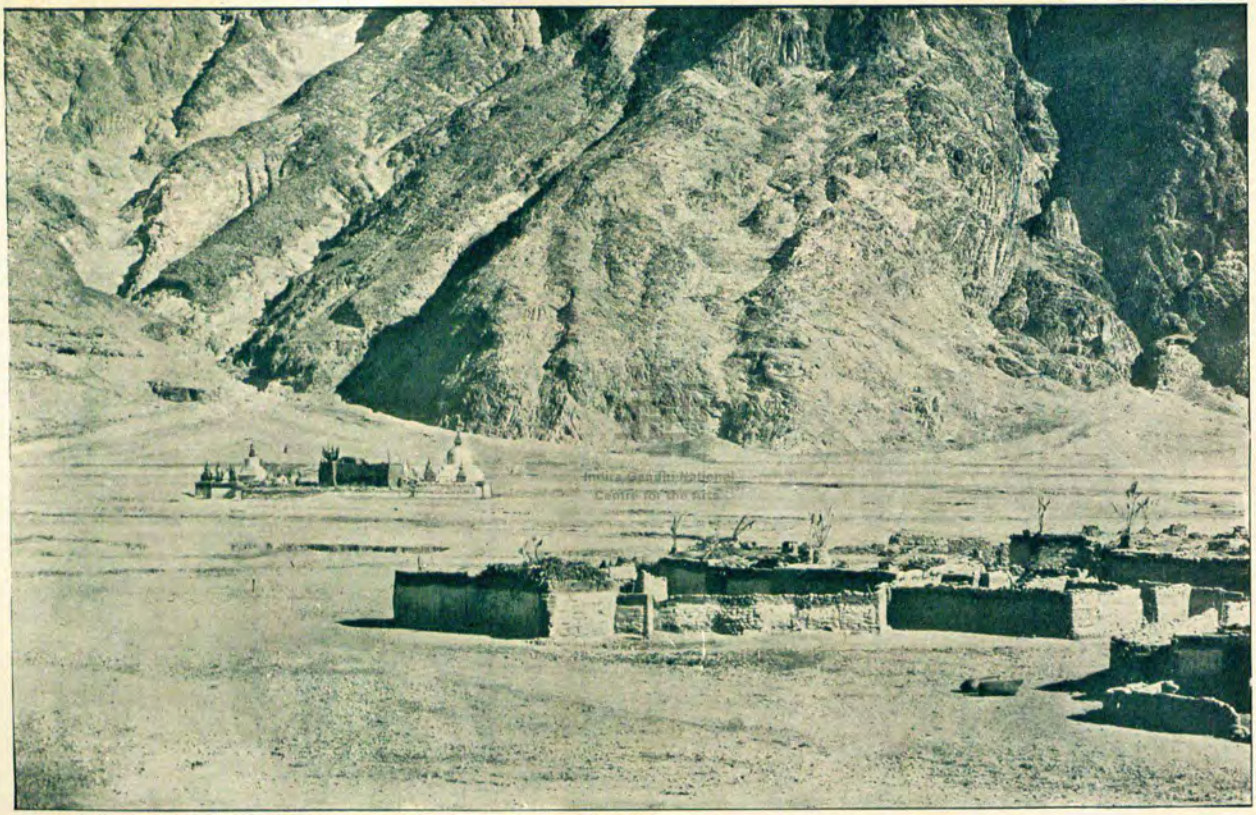
Wir beſaßen nur noch 18 Kamele. Langſam und ſchweigend zog dieſe zu ſehr zuſammengeſchmolzene Karawane durch das endloſe Tibet, während die ewigen Begräbnisglocken klingend von den gigantiſchen, überwältigend großartigen Felſen widerhallten, die ſich auf beiden Seiten unſeres Weges, verſteinerten Ritterburgen ähnlich, erhoben. Dawo Tſering, unſer neuer Trabantenoberſt, reitet neben mir und gibt mir mit größter Bereitwilligkeit Auskunft.

Am folgenden Morgen ritten Sirkin und Turdu Bai zurück, um, wenn möglich, die drei zuletzt zurückgelaſſenen Kamele zu holen, andernfalls aber ſie zu töten. Erſt als wir ſchon im nächſten Lager waren, kamen ſie wieder, und zwar allein. Sie hatten das Dromedar an der Stelle, wo es liegen geblieben war, gefunden, aber es nicht dazu bewegen können, daß es überhaupt aufzuſtehen verſuchte. Es hatte ſo geweint, daß unter ſeinen Augen lange Eiszapfen hingen. Sowohl das Dromedar wie ſeine beiden Kameraden hatten totgeſtochen werden müſſen.

Am 28. Oktober erklommen wir einen Paß, von dem herab wir eine herrliche Ausſicht nach Weſten hatten. Eine ganz neue Welt rollte ſich in dieſer Richtung auf, alles Alte blieb wie ein zugeſchlagenes Buch hinter uns zurück. Hauptſächlich feſſelte den Blick der runde See Perutſe-tſo, an deſſen Ufern wir vier Tage zubrachten. Das Gras war wunderſchön, und dank dem Buſchholze, das uns reichliches Brennmaterial bot, konnten wir uns Tag und Nacht an hellen, freundlich lodernden Feuern wärmen. Ein Pferd, deſſen leerer Magen das Gras nicht vertragen konnte, ſtarb in dieſem Lager, und die Kamelmutter brach einige Steinwürfe weit von der Oaſe, die ihr Leben hätte retten können, tot zuſammen. Das vergeblich nach ihr umherſuchende Junge wurde nun mit verdoppelter Fürſorge behandelt. Wir hatten jetzt noch 14 Kamele. Hier nahmen Dawo Tſering und ſeine Leute Abſchied. Wölfe folgen der Karawane, ſchmauſen an den gefallenen Tieren und laſſen nachts ein unheimliches Geheul ertönen.

Am Weſtende des Sees Tſolla-ring-tſo, wo wir die Grenze der Provinz Rudok überſchritten, waren ſieben Zelte aufgeſchlagen. Hier erwartete uns der Gouverneur von Tſchokk-dſchalung mit hundert Bewaffneten. Dieſer Herr, der mit bewundernswerter Dreiſtigkeit und Anmaßung auftrat, erklärte, daß, wenn wir keinen Paß vom Dalai-Lama vorzeigten, wir nie im Leben durch Rudok ziehen dürften, ſondern gefälligſt auf demſelben Wege, den wir gekommen, wieder umkehren könnten. Die Koſaken kochten vor Wut und baten mich, mit ihren Repetiergewehren antworten zu dürfen, aber mich ließ die Sache kalt, und ich ſetzte dem Bombo auseinander, daß ich am folgenden Tage nach Lhaſa zurückkehren werde, aber von ihm eine ſchriftliche Beſcheinigung des Inhaltes verlange, daß er uns die Erlaubnis, durch das Gebiet von Rudok zu ziehen, verweigert habe. Jawohl, die werde er mir gern geben und überdies jetzt ſofort einen Kurier nach Lhaſa ſenden; wir möchten uns gedulden, bis die Antwort angelangt ſei, er werde dann ſeine Maßregeln treffen.

Es wäre eine Kleinigkeit geweſen, hier einen Handſtreich auszuführen. Wir hatten vier Repetiergewehre, zwei Berdan- und zwei Jagdgewehre, eines davon mit Exploſivkugeln, während die Tibeter nur über primitive Vorderlader, ungeſchlachte, unbequeme Musketen verfügten. Unſeren Waffen gegenüber hätten die ihrigen keine Rolle geſpielt, da wir nur eine feſte Poſition hätten einnehmen brauchen, um ſie Mann für Mann niederſchießen zu können, ehe ſie ſo weit herankamen, daß wir im Bereiche ihrer einfachen Flinten waren. Es wäre ein leicht erkaufter Sieg geworden, — aber welch ungeheure Schande, von ſeiner Übermacht in ſo gemeiner, feiger Weiſe Gebrauch zu machen! Und ich hatte die Koſakeneskorte ja nicht erhalten, um ſie zu kriegeriſchen Abenteuern zu benutzen. Ich verfiel keinen Augenblick auf einen ſolchen Gedanken und machte den Koſaken den Standpunkt klar. Nein, ein anderer Gedanke bemächtigte ſich jetzt meiner. Wir wollten nach den Weideplätzen am Perutſe-tſo zurückkehren und dort aus Erdſchollen eine Feſtung errichten. Von dieſem Stützpunkte aus würden wir Ausflüge in die Gegend machen, von der Jagd leben



Das Tempeldorf Uoh.

und im Frühling, wenn unſere Karawane ſich wieder erholt hätte, von neuem nach dem verbotenen Lande ziehen. Der Plan erſchien mir verführeriſch und intereſſant, leider aber kam er nicht zur Ausführung. Der hochfahrende Gouverneur wurde anderer Meinung und verſprach uns neue Yake, Proviant und freien Durchzug, wenn wir nur nicht die Stadt Rudok beſuchten, was ich überdies auch durchaus nicht beabſichtigt hatte.

Am 7. November war herrliches Wetter, und der beſtändige Wind war in ſeinem hohen Wohnſitze im Weſten geblieben. Nur die Leute

Der Lama im Streite mit dem Anführer der Tibeter.

der Eskorte waren unliebenswürdig; ſie ſchalten den Lama einen Heidenhund, der mit ſolchen „Ruſſenleuten" umherſtreife. Der ſonſt ſo ruhige Prieſter wurde ſo wütend, daß er ſeine Reitpeitſche auf den Rücken der Tibeter tanzen ließ, und ich ließ ihnen ſagen, wir würden ſie in unſere Kiſten ſperren und mit nach Hauſe nehmen, wenn ſie ſich noch einmal mauſig machten.

Nomaden ſahen wir nicht und auch keinen Tropfen Waſſer, aber die Tibeter führten uns nach der Quelle Tſebu, an der wir die Nacht über raſteten. Es iſt ſo ſtill, daß es in den Ohren klingt und man den Nachtfroſt ſich in die Erde bohren zu hören glaubt. Nur das Heulen der Wölfe und die auf dem ſteinhart gefrorenen Boden wider-

hallenden, eintönigen Schritte der Nachtwachen unterbrechen das tiefe Schweigen. Mein Waſſerbecher iſt am Morgen bis auf den Grund gefroren, und die Tinte wird mir in der Feder zu Eis, wenn ich mich beim Schreiben nicht über das Kohlenbecken beuge. Die Kälte ging auf —27° herunter, und ich wunderte mich nicht, daß die Tibeter ſich nach ihren Zelten zurückſehnten, ſie hatten ja keine Hoſen an.

Das Lager Nr. 130 erreichte das kleine Kamelfüllen nicht mehr, es mußte unterwegs getötet werden. Die kräftigſten in der Karawane ſind, außer den Hunden, unſere beiden Schafe, Wanka und das letzte aus Abdall. Die Muſelmänner würden lieber hungern als ſie ſchlachten.

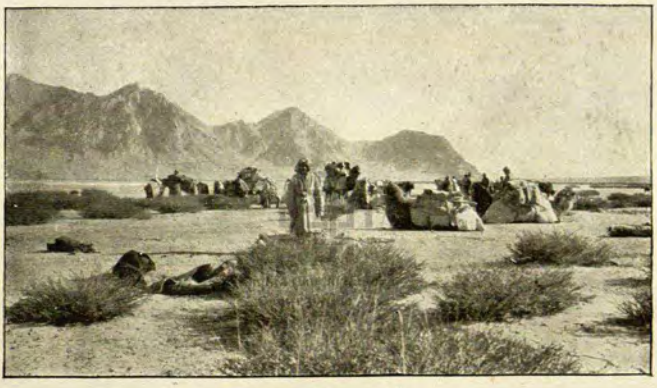
Noch einige Tagemärſche in mörderiſchem, eiſigem Gegenwinde, und wir haben bis Leh nur noch 400 Kilometer zurückzulegen. Ich wollte um jeden Preis vor dem Weihnachtsabend dort anlangen, um nach Hauſe zu telegraphieren.

In der Nacht auf den 21. November ſank die Kälte unter —28°, und die Wölfe wurden zudringlich. Die Hunde ſtimmten in ihr Geheul ein, es war ein ohrenbetäubendes Konzert. Eine neue Eskorte begleitete uns; dem Anführer wurde ein Revolver verſprochen, wenn er möglichſt wenig löge. Unſer Weg führte am Fluſſe Tſangar-ſchar abwärts, an deſſen Ufer wir am 26. zwiſchen dichtem Buſchholze raſteten. Mein Zelt wurde unmittelbar an dem rauſchenden, hier nicht zugefrorenen Strome aufgeſchlagen, ich höre ſtets gern das klangvolle, fröhliche Rauſchen fließenden Waſſers. Impoſante, wilde Felſen türmten ſich an ſeinem anderen Ufer auf und ſahen im Mondlichte beinahe unheimlich aus. Eines der Pferde war ſo ungeſchickt, in den Fluß zu fallen, und konnte nur mit Mühe wieder herausgezogen werden. Es wurde, in Filzdecken gewickelt, an einem großen Feuer getrocknet, aber nach einigen Stunden lag es tot neben dem Feuer.

Am folgenden Morgen wurde mir gemeldet, daß Li Lojes Pferd über Nacht geſtorben ſei. Unweit des nächſten Lagerplatzes ſtarb ganz plötzlich Turdu Bais alter Rappe, und während des Marſches ſtürzte auch das letzte von unſeren tibetiſchen Pferden. Von der ſtattlichen

Karawane, die vor einem halben Jahre Tſcharchlik verließ, ſind nur noch ein Pferd — das, auf dem ich reite —, dreizehn Kamele und fünf Mauleſel am Leben. Man erkauft die Tage und Meilen mit dem Leben von Menſchen, Pferden und Kamelen. Eine Winterwanderung durch Tibet iſt keine Vergnügungsreiſe, lieber will ich zehnmal die Wüſte Gobi durchqueren!

Endlich ſind wir bei dem Tempeldorfe Noh mit ſeinen rot und weißen zwiebelförmigen Kuppeln, Fahnen und vergoldeten Spitzen. In kurzer Entfernung davon ſehen wir von einem Paſſe aus den



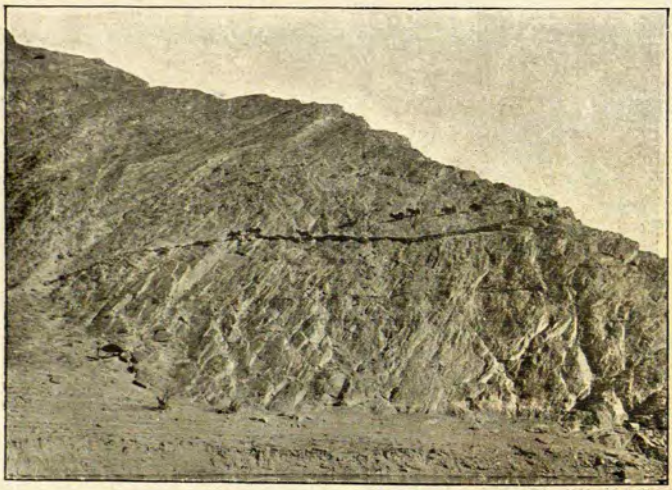
Lager am Tſangar-ſchar.

wunderbaren, langen, ſchmalen, zugefrorenen See Tſo-ngombo, den „Blauen See", mit ſeinen großartigen Felswandkuliſſen auf beiden Ufern. Wir lagerten am Ufer, die Tibeter ließen ſich auf einer kleinen Inſel in der Nähe nieder, und ihre großen Feuer warfen am Abend rotglänzende Reflexe auf das ſpiegelblanke Eis. Unſer tibetiſcher Anführer ſchickte von hier aus einen Kurier nach Leh, damit wir auf der Grenze zwiſchen Tibet und Kaſchmir fänden, was wir brauchten; ich benutzte die Gelegenheit zur Abſendung eines Briefes an die britiſchen Behörden jener Stadt.

Auf dem Nordufer, auf dem wir am Fuße der Felswände entlang zogen, begegneten wir dann und wann tibetiſchen Handelskarawanen, die von Leh kamen und ihre Waren auf Schafen beförderten.

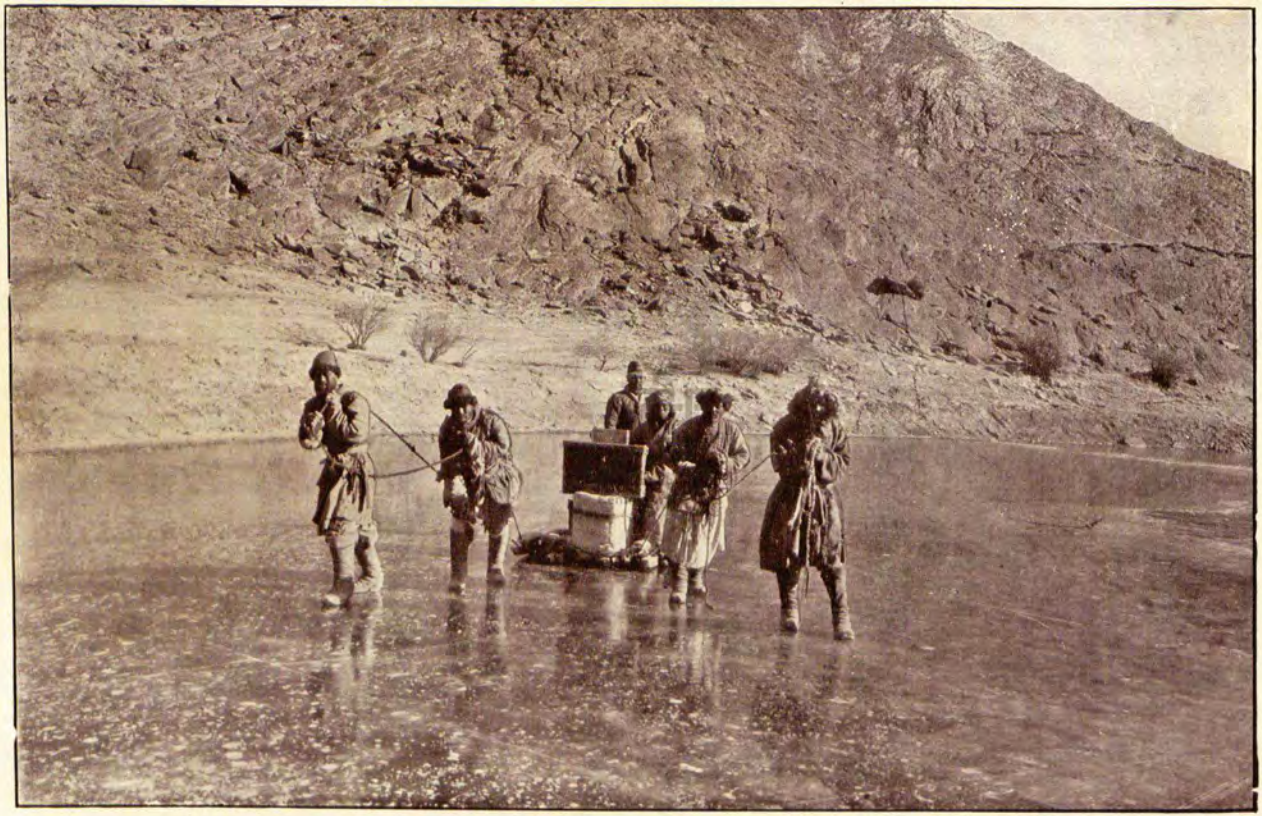
Der Weg iſt für Kamele ſchwierig, und einige unſerer Leute gehen voraus, um ſcharfkantige Steine fortzuräumen oder Gruben auszufüllen. Um einen tückiſchen Felsvorſprung herum gingen die Kamele im Waſſer, das Gepäck wurde von den Tibetern hinübergetragen, nur die Yake kletterten mit gewohnter Leichtigkeit über die Felſen.

Am 3. Dezember ſtellte ſich uns ein weit größerer Felsvorſprung in den Weg, der für die Kamele abſolut unüberſteigbar war. Die Felswand ſteigt hier ſenkrecht aus dem Waſſer empor, und auf dem



Der gefährliche Felſenpfad. (Die Yake gehen teils auf, teils über dem Wege.)

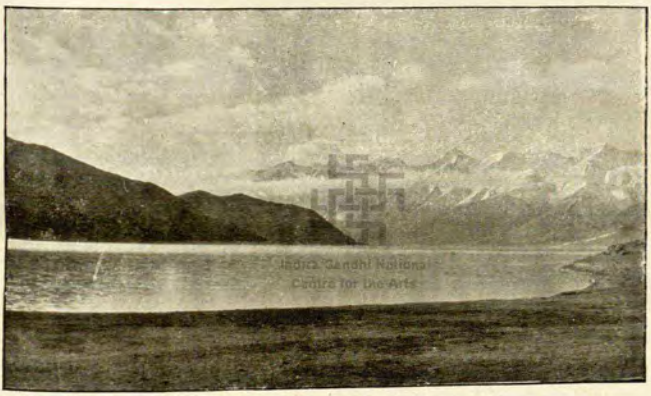
über ſie hinüberführenden Pfade hat man Schieferplatten in die Ritzen gezwängt, die Fußgängern, Yaken und Schafen als leidliche Treppe dienen, auf denen Kamele aber nicht gehen können. Hier war guter Rat teuer. Sollten wir nicht auf dem Südufer vordringen können? „Unmöglich“, verſicherten die Tibeter, doch ich hatte keinen Grund, ihren Angaben blind zu glauben, und beſchloß, es zu verſuchen. Tſchernoff prüfte das Eis an einer ſchmalen Stelle, wo der See in ſeiner ganzen Breite zugefroren war; er ſtand dafür ein, daß es hielt. Ich maß die Dicke des Eiſes in einer Reihe von Waken; führte man die Kamele einzeln hinüber, ſo würde die Sache kinderleicht ſein. Am



Beförderung des Gepäcks über das Eis des Tso- ngombo.

Abend mußte jedoch Ördek am Südufer entlang gehen, um es zu unterſuchen, und wenn er dort auf unpaſſierbare Felsvorſprünge ſtieße, ſollte er ein Signalfeuer anzünden. Unterdeſſen warteten wir am Norduſer, und bald verkündeten uns drei große Feuer, daß ein Weiterziehen auf dem ſüdlichen Ufer unmöglich ſei.

Gab es denn kein Mittel, dieſe greuliche Felswand zu bezwingen; ſollten wir wirklich einen zeitraubenden Umweg über die nördlichen Bergketten machen müſſen? Nein, mir kam ein Gedanke; in der Nähe wuchs üppiges Buſchholz, und es gab dort auch dürre Stämme und



Am weſtlichen Tſo-ngombo

trockene Wurzeln genug, um daraus eine Fähre herzuſtellen, mit welcher die Kamele ſich um das Vorgebirge herumbugſieren ließen. Es waren ihrer jetzt nur noch zehn, und wir hatten ſchon größere Schwierigkeiten überwunden.

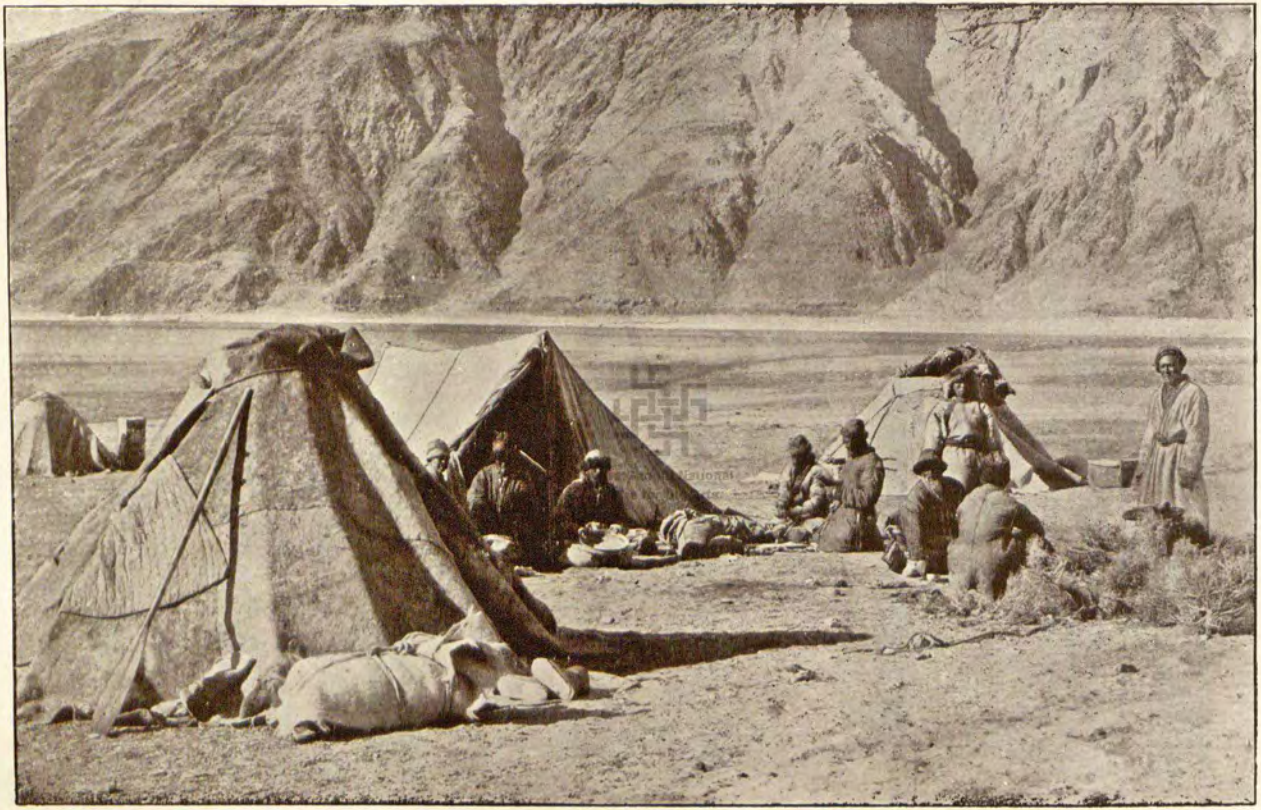
Doch während wir überlegten, zeigte ſich noch ein anderer Ausweg. Als die Stelle zuerſt rekognosziert worden, war der See gerade dort offen geweſen, aber ſchon in der erſten Nacht überzog er ſich mit einer dünnen Eisſchicht, und nach weiteren 24 Stunden war das Eis, dank der Kälte, 5 Zentimeter dick. Auf einem großen, breiten Schlitten aus Kamelleitern mit darüber gebreiteten Filzdecken würde man die ſchweren Koloſſe über das Eis ziehen können. Der Schlitten

wurde hergeſtellt und mit ſo vielen Leuten beladen, daß die Belaſtung dem Gewichte eines Kameles entſprach. Er wurde an dem Vorgebirge vorbeigeſchoben, doch als das Eis zu knacken begann, lief die Beſatzung, zur unbeſchreiblichen Heiterkeit der Ziehenden, einer nach dem anderen davon.

Das Eis war kriſtallhell, ohne alle Blaſen, und man hatte das Gefühl, auf einer ſtillen Waſſerfläche zu gehen, unter der man dunkelrückige Fiſche zwiſchen den Algen am Grunde hinhuſchen ſah. Es knackt und puſſt in dieſer glashellen Decke; manchmal klingt es, als würden längs des Eiſes Projektile abgeſchoſſen, und man glaubt, ſie pfeifend davonſauſen, ſchwächer werden und in der Ferne verſtummen zu hören.

Noch einen Tag mußten wir geduldig warten und das Dickwerden des Eiſes in der Kälte beobachten. Vor dem nächſten Sonnenaufgang wurde ſämtliches Gepäck auf den Schlitten hinübergezogen und dann mit Hilfe von etwa dreißig Säcken Sand ein Pfad auf dem Eiſe aufgeſchüttet, auf dem die Kamele vorſichtig hinübergeführt wurden. Alles lief glücklich ab, und wir konnten an den märchenhaft reizenden Ufern weiterziehen.

Der Leſer ſehnt ſich wohl ſchon ebenſo ſehr wie der Verfaſſer nach wärmeren Gegenden; es tat uns wirklich not, nach der tibetiſchen Kälte wieder aufzutauen. Noch bis zum 17. Dezember zogen wir am Nordufer des Salzſees Panggong-tſo entlang, deſſen prachtvolle Naturſzenerien zu ſchildern meine Feder viel zu ſchwach iſt. Nach ungeheuren Anſtrengungen gelang es uns, über noch einen widerwärtigen Gebirgsausläufer hinüberzukommen. Am 13. Dezember erreichten wir endlich die Weſtgrenze von Tibet. Mit unbeſchreiblicher Freude trafen wir hier die Entſatzkarawane von 12 Pferden und 30 Yaken, die der Gouverneur von Ladak uns zu Hilfe geſchickt hatte. Ihre Führer waren zwei Ladakis, Gulang Hiraman, ein klaſſiſcher, gemütlicher Alter, der von eitel Wohlwollen ſtrahlte, und Anmar Dſchu, der Perſiſch ſprach und mit dem ich mich dank meiner mangelhaften Erinnerungen aus dem Lande der Sonne und des Löwen unterhalten



Am Panggong-tso.

konnte. Sie hatten Schafe, Mehl, Reis, Dörrobſt, Milch, Zucker und Gerſte für unſere Tiere mitgebracht. Unſere Leidenszeit war zu Ende, und die Trümmer der Karawane, die in der Tat auf dem letzten Loche pfiff, waren gerettet.

Der letzte Faden, der uns noch mit dem rätſelhaften, ſeltſamen Tibet verband, zerriß hier, als wir der Eskorte, die uns bis an die Grenze begleitet hatte, Lebewohl ſagten. Alles alte „Eiſen", deſſen wir jetzt nicht mehr bedurften, Kaſſerolle, Taſſen, Kannen, alte abgetragene Kleidungsſtücke uſw., und ein Revolver wurden den Tibetern geſchenkt, die als reiche Leute nach ihren Zelten zurückkehrten. Wir waren in den letzten Einſiedlerſtaat der Erde, in die ſtärkſte natürliche Feſtung der Welt eingedrungen; das ganze Land hatte ſich vier Monate lang im Kriegszuſtand befunden, und wir hatten entſetzlich viel Laſt und Mühe verurſacht. Erſt jetzt würden die Prieſter wieder ruhig ſchlafen können. Als die Sonne an dieſem Abend unterging und ein neues Dunkel im Oſten heraufſtieg, war es mir, als verſchlinge dieſe Nacht das Land des Dalai-Lama mit all ſeinen Geheimniſſen. Aber in meinen Mappen und Tagebüchern barg ich doch die Eroberungen, die ich auf meinem Heereszuge gemacht und die über große Strecken des unbekannten Landes Licht verbreiten würden.

Noch einen der Veteranen unſerer Karawane forderte Tibet als Pfand für unſeren Durchzug. Jolldaſch hatte wie gewöhnlich die Nacht auf den Filzdecken zu meinen Füßen zugebracht; bei Sonnenaufgang ſchüttelte er ſich, eilte über die Berge nach Oſten und kam nie wieder. In dem Augenblick, als uns die äußerſten Fühlhörner der Ziviliſation berührten, gerade auf der Grenze zwiſchen Tibet und Kaſchmir kehrte er um und verließ ſeinen alten Herrn. Vielleicht glaubte er, ja vielleicht glaubt er noch heute, daß ich wiederkommen und ihn holen werde.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

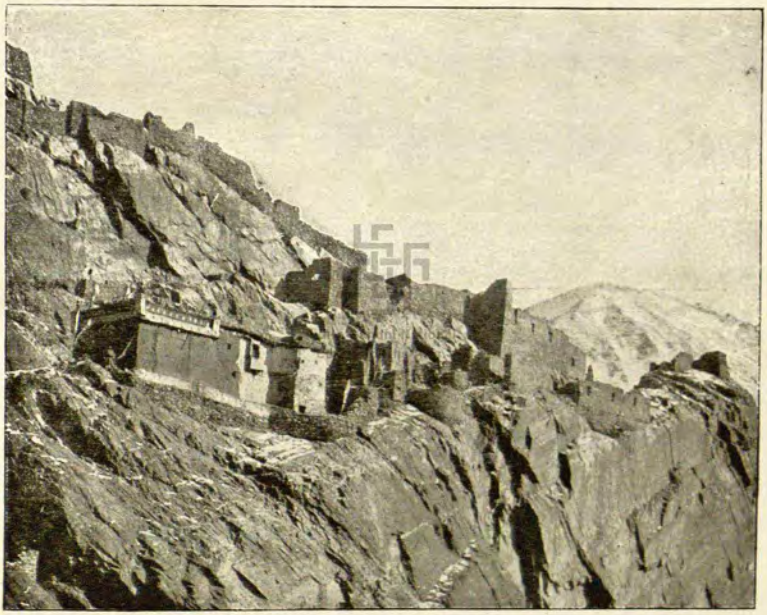
Zurück in die Heimat!

Nachdem wir den Panggong-tſo, einen der größten Seen der Erde, hinter uns gelaſſen hatten, ritt ich mit Tſchernoff, Tſcherdon und Ammar Dſchu voraus nach Leh. Wir ritten über Tankſi mit ſeinem maleriſchen Tempel, über den hohen Paß Tſchang-la (5386 Meter), an den Tempeln von Dſchimre und Tikkſe vorüber, die an dem majeſtätiſchen Indus liegen, deſſen Waſſermaſſen ſich von dem Wohnſitze des Winters nach den milden Küſten des Indiſchen Ozeans hinabwälzen. Unaufhörlich begegneten mir Boten mit Briefen und Telegrammen. Von dem Augenblicke an, da ich den Fuß auf britiſches Territorium ſetzte, wurde ich täglich mit einer Gaſtfreiheit und Liebenswürdigkeit behandelt, die bis zu meiner Ankunft in Indiens Hauptſtadt immerfort zunahm. In Leh wurde mir und der Karawane ein prachtvolles Haus und Karawanſerai eingeräumt, und ganze Stapel von Briefen aus der Heimat erwarteten mich dort. Auf Telegramme an König Oskar und Vizekönig Lord Curzon erhielt ich die liebenswürdigſten Antworten, und der Vizekönig lud mich ein, ihn und Lady Curzon in Kalkutta zu beſuchen.

Den heiligen Abend verlebte ich bei den freundlichen, guten Miſſionaren in Leh. Obgleich ich kein Wort von dem verſtand, was Ribbach ſeinen Zuhörern in der Ladakiſprache vorpredigte, bin ich ſelten bei einem ergreifenderen, feierlicheren Gottesdienſte zugegen geweſen. Die freundlich ſtrahlenden Lichter des Weihnachtsbaumes feſſelten

meine Augen, und mich erfüllte eine wunderbare Ruhe bei den weichen, verſöhnlichen Tönen der Orgel. Welch eine Welt von Erinnerungen aus den Tagen unſerer Sorgen, Siege und Mühen zog an meinem inneren Auge vorüber; für wie vieles mußte ich dankbar ſein!

Am erſten Weihnachtstage langte die Karawane an. Die letzten neun Kamele ſahen ſich mit ſcheuen, verwunderten Blicken das lärmende



Buddhiſtiſcher Tempel auf dem Felſen von Tankſi.

Straßengewühl an. Jetzt würde ich ſie froh und glücklich an Krippen ſehen, die mit duftendem, ſaftigem Futter gefüllt waren.

Sirkin, der ſich nach ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſehnte, durfte direkt nach Kaſchgar zurückreiten; die übrige Karawane ſollte in Leh bleiben, während ich mit Schagdur einen kurzen Beſuch in Indien machte. Bis Srinagar, der Hauptſtadt des Maharadſchah von Kaſchmir, hatten wir 400 Kilometer zu reiten und von dort noch 300 Kilometer mit der Eiſenbahn zu fahren.

Am 1. Januar 1902 ſtanden einige kleine, feurige Ladakipferde vor meinem Hoftore, und mit ein paar Begleitern ritten wir am Indus abwärts, überſchritten den Fluß und traten bei Kaletſchi in die dunkeln Säle des Gebirges ein. Unſer Einzug im Dorfe Mullbeh war feſtlich und phantaſtiſch. Ein ganzer Zug von Fackelträgern ging voraus, und von ihren lodernden Fackeln erhoben ſich kometenſchweifähnliche Funkengarben, und die Aprikoſenbäume ſtreckten ihre feuerroten Zweige zum pechſchwarzen Himmel empor. In Kargil bewill-

Tempelhof in Tikſe.

kommneten uns vierzig junge Mädchen in bunten Feſtgewändern und boten uns auf Schüſſeln und in Schalen Obſt und andere Delikateſſen dar. Am 9. gingen wir zu Fuß über den Himalajapaß Sodſchi-la, der, obgleich nur 3500 Meter hoch, doch ungeheuer ſchwierig zu paſſieren iſt. Jetzt ging es wohl an, aber zwei Monate ſpäter, auf dem Rückwege, galt es, in dem Hohlwege aufzupaſſen, damit man nicht von einer Lawine verſchüttet wurde. Dann ging es ſchnell abwärts. Ich will nicht erſt verſuchen, die hinreißend ſchöne Landſchaft, durch die wir während der beiden letzten Tage ritten, zu beſchreiben: die dunkelgrünen Wälder, die maleriſchen Dörfer mit ihren hübſchen,

Gulang Hiram auf seinem Pony.

Rechts Chodai Kullu mit den Hunden Malenki und Malischik.

fröhlichen Bewohnern, die ſchäumenden Flüſſe mit ihren pittoresken Brücken und einem Hintergrunde von blendend weißen Schneegebirgen; hinter dieſen und über dem Ganzen wölbte ſich der türkisblaue Himmelsdom. Am 14. Januar ſtand die erſte „Tonga", eine indiſche Kutſche, in Srinagar vor Hauptmann Le Meſuriers gaſtfreiem Hauſe, in dem ich einige unvergeßliche Tage zugebracht hatte. In Srinagar befanden wir uns 1600 Meter über dem Meere, jetzt aber ſollten wir über einige niedrigere Päſſe in immer tiefere Gegenden und ſchließlich

Ausſicht vom Kloſter in Tikſe.

auf Indiens ſommerheiße Ebenen hinunter gelangen. Mit wahnſinniger Geſchwindigkeit treiben die eingeborenen Kutſcher ihre Pferde auf den unzähligen Krümmungen des gewundenen Weges vorwärts, wo man nur durch eine niedrige Bruſtwehr von einem bodenloſen Abgrunde getrennt iſt. Alle halben Stunden werden die Pferde gewechſelt, — es dauert nur zwei Minuten, denn der Kutſcher ſignaliſiert unſere Ankunft mit melodiſch klingenden Hornſtößen. Bei Murru war dichter Nadelholzwald, und unſer Wagen ſtürmte unter dem üppigen, ſchattigen Gewölbe hin. In ſchwindelnder Fahrt ſauſen wir in immer tiefere Gegenden hinab, immer dichter werden die Luftſchichten, immer

linder die Lüfte, die im Sonnenuntergange zwiſchen den Hügeln ſpielen. Es war ſchon dunkel, als das letzte Pferdepaar unſere Tonga durch die langen, geraden Straßen von Rawalpindi führte. In einer Stunde ſollte der Zug abgehen. Wie ſeltſam, den ſchrillen Pfiff der Lokomotive zu hören, nachdem man jahrelang an die Stille und die Stürme der Wüſten gewöhnt geweſen!

In Lahore kleidete ich mich von Kopf bis zu Fuß neu ein und ſagte meinen alten Lumpen auf ewig Lebewohl. Dehli, Agra, Lucknow und Benares, es waren nur zu kurze, traumhafte Erinnerungen; wie gern würde ich dieſe wunderbaren Städte wiederſehen! Nie vergeſſe ich die Bootfahrten in Benares längs der Kaie und Ufertreppen, auf denen jeden Morgen Tauſende von Pilgern um Wiederherſtellung ihrer Geſundheit und Kräfte beteten, die Brahminen dem mächtigen Gangesſtrome und der Sonne ihre Huldigung darbrachten und ihre verwickelten Andachtsübungen verrichteten, und die Greiſe, die hierher gekommen ſind, um am Ganges zu ſterben, ihre letzten Tage verleben.

Man denke ſich einen burjatiſchen Koſaken in den Reſidenzen des Großmoguls! Schagdur war außer ſich vor Erſtaunen über alles, was er ſah. Als ein Zug Elefanten eine Straße in Lucknow durchſchritt, mußte ich eines der Tiere anhalten und mit Zuckerrohr füttern, um meinen guten Koſaken von dem Glauben zu befreien, daß ſie nur eine Art Maſchinen und in irgendeiner Art mit Lokomotiven und Dampfern verwandt ſeien.

Am 25. Januar 1902 frühmorgens langte ich in Kalkutta an und wurde in einer vizekönigliſchen Equipage mit vier Lakaien in rot und goldenen Livreen und hohen, weißen Turbanen vom Bahnhof abgeholt. Ein zweiter Wagen beförderte Schagdur und das Gepäck. Wir fuhren direkt nach dem Regierungsgebäude, wo mir zwei Treppen hoch meine Wohnung angewieſen wurde. So vornehm habe ich in meinem Leben nicht gewohnt. Mein rieſengroßes Schlafzimmer hatte ſeinen eigenen Balkon, über dem eine koloſſale Markiſe kühlen Schatten ſpendete, und berauſcht von dem Dufte der Palmen des Parkes konnte

ich mich an der großartigen Aussicht über Kalkutta bis an die Dschungeln des Hugli-deltas weiden. Abends erglänzte dieser prachtvolle Palast in einem Meere von elektrischem Lichte. Ich hatte Klingelknöpfe für verschiedene Diener, und zwei Equipagen standen mir beständig zur Verfügung.

Eine Dampfbarkasse wartete am Kai, um mich flußabwärts nach Barrakpore zu bringen, wo sich Lord Curzon Sonntags bei seiner Familie aufhält. Das Schloß liegt in tropisch prunkendem Grün ein-

Unser Zug nach dem Sodschi-la.

gebettet. Liebenswürdig und warm begrüßte mich der Vizekönig als einen alten Freund und stellte mich seiner reizenden Gemahlin vor. Zehn Tage lang überhäuften sie mich mit Gastfreiheit und wirklicher Freundschaft, und diese Tage, die nur zu schnell vergingen, gehören zu meinen schönsten und teuersten Erinnerungen. Ein paar Festdiners und Bälle wurden im Regierungsgebäude gegeben, das in blendender Pracht strahlte und wobei es ebenso glänzend herging wie an irgendeinem Fürstenhofe Europas.

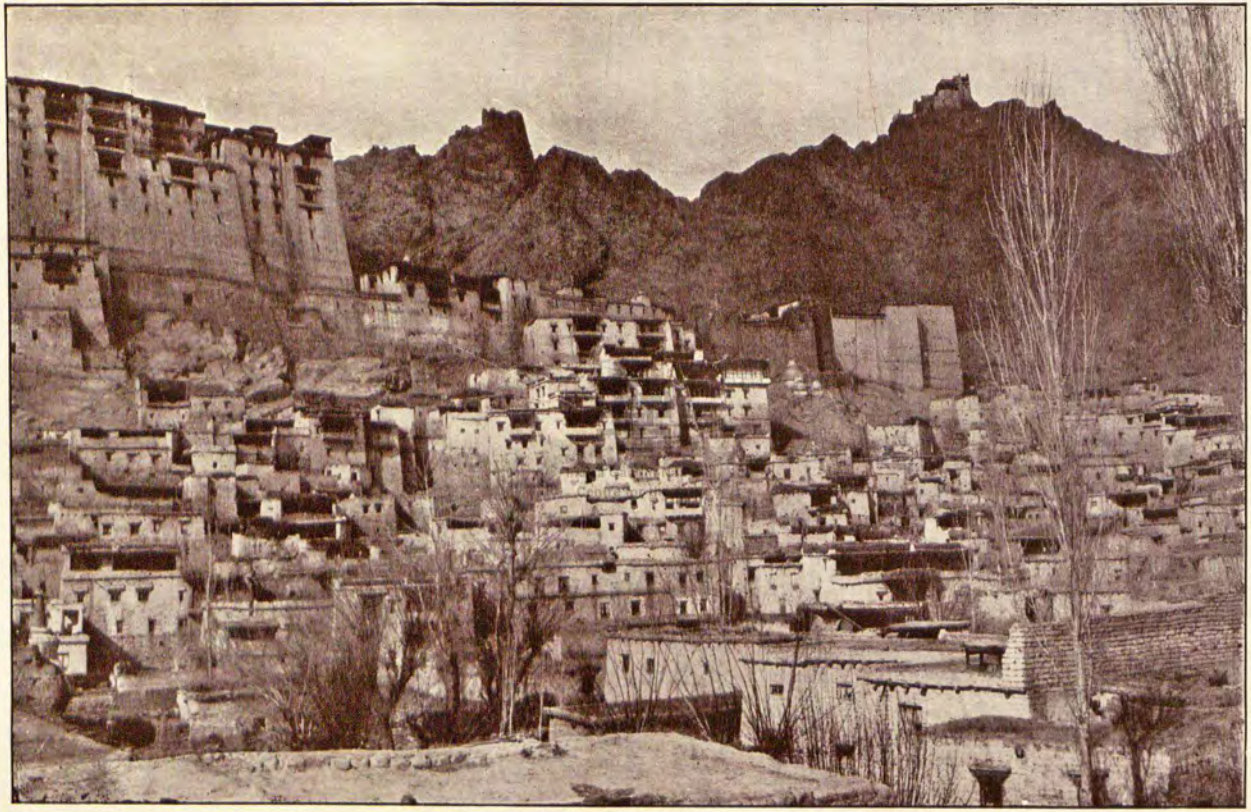
Welcher Gegensatz! Zwei und ein halbes Jahr hatte ich, von der Welt abgeschnitten, in den Wüsten und Gebirgen des innersten

Asien verbracht und so viele schwere Schicksale durchlebt, und jetzt war ich von der verfeinertsten Zivilisation umgeben! Vor kurzem noch arbeitete ich mich bei 30° Kälte über 5000 Meter hohe Gebirge hinüber, wo nur Wildschafe und Wildyake ihre Spur im Schnee hinterlassen, und jetzt wandelte ich in eitel Wärme und Licht unter den Palmen an der Küste des Indischen Ozeans! Vor kurzem war ich noch in den schmutzigen, rauchigen Zelten der Tibeter zu Gaste gewesen, jetzt entzückten mich in englischen Salons der Duft schwellender Rosen, liebenswürdige Damen und bezaubernde Musik. Die Tibeter hatten mich wie eine gefährliche, verdächtige Persönlichkeit behandelt, in Indien schlug mir die Gastfreiheit beinahe über dem Kopfe zusammen.

Ich wurde auch mit Einladungen nach allen Teilen des alten Märchenlandes überhäuft, darunter in das Haus meines alten Freundes, des Obersten Younghusband, der damals Resident in Indore war, jetzt aber Führer der britischen Tibetexpedition ist. Doch so gern ich auch geblieben wäre, meine in Leh wartende Karawane durfte ich nicht vergessen. Nur einige kurze Besuche wurden noch im Vorbeifahren gemacht. So besuchte ich auf vier Tage den Gouverneur von Bombay, Lord Northcote, der jetzt Generalgouverneur von Australien ist. Man denke sich ein Reich, das seinen Oberbeamten ganze Kontinente, ganze Kaiserreiche zu verwalten gibt, — Lord Curzon ist beinahe souveräner Herrscher über dreihundert Millionen Menschen!

Draußen auf der Malabarspitze in Bombay, wo das Regierungsgebäude liegt, und meine Veranda von drei Seiten vom Meere umgeben war, wohnte es sich beinahe wie auf einem Schiffe. Ich wurde nie überdrüssig, dem Rauschen der Wellen am Fuße der Felsen zu lauschen. Wie schön wäre es gewesen, eines der zahlreichen nach Europa fahrenden Dampfschiffe besteigen zu können, statt durch die ganze alte Welt — noch einmal über den Himalaja, Westtibet und Pamir — zurück reiten zu müssen, aber — es mußte sein!

In Dschaipur holte mich die Equipage des Maharadschah ab, und ich machte einen interessanten Ausflug auf einem seiner prachtvollen



Leh, die Hauptstadt von Ladak.

Elefanten nach den Ruinen von Amber. In Dſchaipur ſind alle Häuſer roſa angeſtrichen, die Bewohner ſind in Roſa oder Hellrot gekleidet — die Stadt gleicht dem Morgenrot in einem Roſengarten. Der Maharadſcha von Kapurthala hatte mich telegraphiſch in ſein Schloß eingeladen und war in höchſteigener Perſon mein Cicerone, als wir auf dem Elefantenrücken die Umgegend von Kartarpur abſtreiften. Er hatte vier kleine Söhne, artige, manierliche Knaben, die fließend franzöſiſch und engliſch ſprachen und es außerordentlich merkwürdig fanden, daß es im hohen Norden einen König von 73 Jahren gab, — ihr eigener Vater war erſt 30 Jahre alt.

Tänzerin in Kargil.

In Rawalpindi fand ich endlich meinen treuen Schagdur wieder, der in Kalkutta am Fieber erkrankt und nun mit eigenen Krankenpflegern hierher geſchickt worden war. Die engliſchen Ärzte, beſonders Oberſt Finn, der Hausarzt des Vizekönigs, die ihn aufs ſorgfältigſte behandelt hatten, erhielten ſpäter vom Zaren wertvolle Andenken für die einem ruſſiſchen Koſaken erwieſene Güte. Zum Glück wurde die Krankheit ſo weit gehoben, daß wir uns nach Srinagar und Leh begeben konnten; dort bekam Schagdur aber einen ernſtlichen Rückfall und mußte der Obhut der Miſſionare übergeben werden. Es wurde mir ſehr ſchwer, ihn zu verlaſſen, als wir am 5. April aufbrachen. Die Sonne ſchien warm und freundlich in ſein Krankenzimmer, als ich ihn zuletzt ſah und er zum erſten Male auf der ganzen Reiſe wie ein Kind weinte. Ein Jahr ſpäter erfuhr ich, daß er glücklich in Ruſſiſch-Turkeſtan angelangt ſei, aber wo iſt er jetzt? Die Sonne, die in dieſem Augenblick die Inſel Siarön in den Stockholmer Schären beſcheint, hat vor einigen Stunden auf die

Schlachtfelder der Mandschurei herabgeblickt. Hat sie den treuesten, besten aller meiner Diener dort unter den Verwundeten und Sterbenden gefunden? Oder lebt er vielleicht noch? Das gebe Gott!

Wir sind wieder in Kaschgar, wo der alte Generalkonsul Petrowskij mich mit gewohnter Gastfreiheit aufnimmt. Hier sagte ich allen Mohammedanern meinen Dank und Lebewohl, außer Turdu Bai, der mich nach Osch begleitete, wo ich auch Malenki und Maltschik zurückließ. Sie standen angebunden auf Oberst Saizeffs Hofe, als ich nach dem Bahnhofe von Andischan fuhr, und sie sahen mir so nachdenklich und fragend nach, als begriffen sie, daß wir einander nicht wiedersehen würden. Auf dem Bahnhofe von Tschernajewa sagte ich meinem prächtigen Tschernoff herzlich Lebewohl, während Tscherdon, der letzte Kosak, und der Lama mit mir über das Kaspische Meer fuhren, um sich nach Astrachan zu begeben. Der gute Schereb Lama war starr vor Staunen, als er zum ersten Male in seinem Leben das offene Meer erblickte, und noch erstaunter, als er einen Riesendampfer sich mit seinen Rädern über das Wasser hinüberarbeiten sah. Schließlich fuhr ich ganz allein auf der Eisenbahn durch das große Rußland.

Alle vier Kosaken erhielten von König Oskar die goldene Medaille und vom Zaren das Ehrenkreuz des Annenordens nebst einem Geldgeschenke. Es freute mich sehr, sowohl dem Kaiser wie General Kuropatkin sagen zu können, daß das Betragen der Kosaken während der verflossenen Wanderjahre über jedes Lob erhaben gewesen sei.

Am 27. Juni 1902 fuhr ich mit dem Dampfer „von Döbeln" in die schwedischen Schären ein. Brauche ich meine Gefühle beim ersten Auftauchen der lieben alten Granitfelsen aus dem Meere noch zu beschreiben? Und dann der Hafen von Stockholm und derselbe Kai, den ich vor drei Jahren und drei Tagen verlassen hatte und auf dem ich jetzt meine Eltern und Geschwister alle gesund und glücklich wiedersah!

Schon am Tage darauf durfte ich dem Könige, der ſtets mit ſo warmem, aufgeklärtem Intereſſe, mit ſo großartiger Freigebigkeit und beinahe väterlicher Güte meine Pläne gefördert, ihre Ausführung erleichtert und mich perſönlich ausgezeichnet hatte, über die Ergebniſſe der kaum beendeten Reiſe Bericht erſtatten. —

Und nun ſage ich euch Lebewohl! Ich habe euch die Erlebniſſe von drei Jahren meines Lebens erzählt, von drei an Erfahrungen und Erinnerungen reichen Jahren. Nicht um mit eingebildeten Großtaten zu prahlen, auch nicht, um euch, ihr Jungen unter meinen Leſern, zu ermahnen, es ebenſo zu machen wie ich, habe ich dieſen langen Bericht über meine Abenteuer in Tibet geſchrieben. Nein, denkt das nicht; erinnert euch, daß ich der letzte Europäer war, der das geheimnisvolle Land beſuchte, ehe England das Schwert gegen jenes friedliche Volk zückte! Die Erde hat jetzt keine Geheimniſſe mehr vor uns als die Pole, aber in der Geiſtes- und Gedankenwelt gibt es unermeßliche Gebiete, die noch des Forſchers harren. Und das Vaterland bedarf ſeiner Söhne; innerhalb ſeiner Grenzen warten eurer weit herrlichere, ſchönere Aufgaben als die, die ich mir in Aſiens ſchneebedeckten Gebirgen und erſtickenden Wüſten geſtellt und die ich auszuführen verſucht hatte.

Stellt an euch ſelbſt hohe Anforderungen, arbeitet und lernt entbehren und vergeßt keinen Augenblick, daß des Vaterlandes Geſchick dereinſt in euren Händen liegt! Verachtet nicht alles, was jetzt iſt, aber erwartet mehr von der Zukunft als von der Zeit, in der wir leben, denn ſie iſt in vieler Beziehung ſchlecht und darf euch nicht als Vorbild dienen!

Hütet euch vor dem, was verſchiedene Neuerungsſüchtige Fortſchritt und Entwickelung nennen, und vor dem Schlechten in unſerer Literatur, die ſonſt ſo vieles Schöne und Wertvolle bietet! „In dumpfen Gaſſen wachſen keine Lorbeeren“, und mit Feigheit und Kapitulation iſt nie ein Glück und eine Freiheit gewonnen worden, wie gewiſſe Helden und Heldinnen ſie verſprechen.

Die Ehre und das Anſehen des Vaterlandes in der Welt müſſen jedem braven Vaterlandsfreunde mehr am Herzen liegen als andere irdiſchen Intereſſen. Denkt daran, daß wir Germanen einem Volke angehören, deſſen Geſchichte zum außergewöhnlich großen Teile eine Heldenſage iſt, und daß wir uns der auf den Blättern unſerer Chroniken verzeichneten Erinnerungen würdig zeigen müſſen. Es genügt jedoch nicht, daß ihr der Generation, die einſt in eure Fußſtapfen treten wird, das Land in demſelben Zuſtande hinterlaßt, in dem ihr es übernommen habt, denn Stillſtand iſt Rückſchritt. Alles muß beſſer werden, und dies geſchieht, wenn jeder dabei mitwirkt und keiner zögert, ſeine Pflicht zu tun.

In der Hoffnung, daß jeder von euch auf dem Platze ſein wird, wenn es darauf ankommt, ſage ich euch jetzt

Lebewohl!

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Amulett aus Lhaſa.

Register.

Abdall 157. 158. 252. 259.
Abdu Rehim 128. 132. 133. 134. 226.
Adler 356. 364.
Afrasiab 7.
Agra 402.
Ajag-kum-köll 209. 267.
Akato-tag 215.
Ak-köll 252.
Aksu-darja 51.
Alai-Gebirge 11.
Aldat 163. 164. 165. 172. 181. 183. 189. 190. 191. 194. 286; Grab 198. 199; Tod 197.
Alexander der Große 7. 8.
Alkohol 18.
Altimisch-bulak 132. 134. 224. 226. 227. 230.
Amban 258.
Amgon Lama 336.
Amu-darja 6.
Anambaruin-gol 221.
Anambaruin-ula 221.
Andischan 6. 9. 406.
Anmar Dschu 396. 398.
Anna Tsering 349.
Araber 8.
Archari 209. 264.
Argol 273.
Arka-tag 171. 199. 200. 278. 280. 281. 283.
Arrianus 7.
Artan, Reitkamel 270. 279. 280.
Asch (Reispudding) 31.
Asien, geographische Erschließung 1. 2.
Asmane 38.
Astin-tag 163. 218. 219. 259.
Astrachan 346. 406.
Atschik-köll 201.
Att-baschi 270.
Awwat 49.
Badachschan 345.
Bajazet, Sultan 8.
Bajir 83.
Balalaika 354.
Bantsching Bogdo 327. 357.
Bären 194. 277. 278. 294. 352.
Barrakpore 403.
Beglik-köll 151.
Benares 402.
Ben Nursu 335.
Bergkrankheit 190. 213. 267. 276. 385.
Bergschafe 209.
Bergtauben 364.
Boggtsang-sangpo 384.
Bombay 404.
Bombo 357. 358. 364. 390.
Bonvalot 305.
Bostan 59.
Bower 305.
Budschentu-bulak 128.
Burjaten 16. 306. 339.

Chalmet Aksakal 261.
China 8. 11.
Chodai Kullu 128. 214. 231. 232. 238. 241. 245. 246. 247. 248. 251. 289. 376. 377. 385.
Chodai Wardi 163. 208. 214. 232. 233. 237. 238. 239. 240.
Chotan-darja 54. 99. 101. 102. 121.
Curzon, Lord 257. 398. 403. 404.

Dach der Welt 6.
Dakkische 336. 349. 350.
Dalai-Lama 256. 265. 334. 338. 339. 341. 344. 345. 346. 368. 370. 374. 375. 383. 390. 397; Gesandte 369.
Dao Tai 22.
Dawo Tsering 389.
Dehli 402.
Dewaschung 361. 369. 370.

Domba 329.
Dowlet, Begleiter Hedins 256. 259. 268. 272. 273. 278.
Dowlet, Hund 11. 28. 31. 45. 60. 80.
Dromedar 214. 388. 389.
Dschaipur 404. 405.
Dschallokk 335. 336. 338. 342. 345.
Dschimre 398.
Dschingis-Chan 8.
Dschong-buntsa 221.
Dung-kotan 62.
Dutreuil de Rhins 305.

Erenak-tschimmo 384.

Faisullah 15. 76. 128. 214. 237. 238. 247. 252. 253. 257.
Ferghana 11.
Fischfang der Eingeborenen 69. 70.

Gabet 374.
Ganges 402.
Gartschu-sängi 322.
Gas-nor 215.
Gawo 302. 345. 350.
Gebetmühlen 349.
Gobi 221. 224.
Gölme-ketti 148.
Grenard 305.
Gulang Hiraman 396.

Haddik 340.
Hamra Kul 270. 272. 283. 284. 293. 300. 301. 367. 385. 386. 387.
Hedin, in Abdall 159. 160; am Ajag-kum-köll 209—213. 269; in Andischan 9; Marsch auf den Arka-tag 280. 281; Ausrüstung 18. 19. 20. 302; Sturm auf dem Beglik-köll 151. 152; im Eisenbahnwagen 6; Abschied von der tibetischen Eskorte 350; Fähre 22. 23. 24. 25. 149. 155. 157, Ende 157, Besatzung der Fähre 28, Umbau der Fähre 145. 146; Flußreise, Plan zur 21, Antritt 26, Ende 74; Gesandte des Dalai-Lama 368. 369. 372. 383; Hauptquartier 125. 126. 127. 128. 145. 147. 165. 166. 214. 301. 303. 352. 353; Brief des Heiligen Rates 370; Briefe aus der Heimat 156; Hunde 11. 28. 60. 61. 76. 77. 78. 126. 150; in Jangi-köll 124; in Indien 398; Jugendpläne 1; in Kalkutta 402; der tibetische Kamba Bombo 340. 343. 344. 346. 347. 348; Kamele 203. 254. 255. 270. 282. 288; Kamelveteran 353; Karawane 11. 14. 15. 16. 27. 74. 76. 80. 128. 259. 263. 268. 270. 271. 258. 289. 290. 399, Abschied von der Karawane 406, Krankheit in der Karawane 385, Todesfälle in der Karawane 388. 392; Rettung am Kara-koschun 250; Karten 75. 238; Abmarsch aus Kaschgar 14. 16. 20, wieder in Kaschgar 406; Übergang über den Kisil-su 14; Kosaken 15. 16. 124. 125. 256. 354. 360; Reise nach Ladak 375; Lager 272. 273; in Lailik 20. 22. 25; in Leh 398; Reise nach Lhasa 218. 256. 265. 295, Aufbruch nach Lhasa 301; Reise nach dem alten Lop-nor 128—145. 214—253; Nachtwache 352; Fahrt auf dem Nakktsong-tso 372—373; Neujahr 92. 220; Nivellierung 238; Pontonfähren 157; Proviant 80. 255; Reiseplan 138. 221; Fahrt durch Rußland 4. 5; in Samarkand 7—9; Begegnung mit Sampo Singi 319; Übergang über den Satschu-sangpo 323. 324; auf dem Satschu-sangpo 358. 359; Abreise aus Stockholm 4, wieder in Stockholm 406; auf dem Tarim 52—75; Karte des Tarim 75; in Temirlik 208, Abschied von Temirlik 214; Zusammentreffen mit Tibetern 294. 318. 326. 328. 329. 360. 361. 362. 363. 368; Reise in Tibet 254. 305; tibetische Begleiter 349. 386; ein Gefangener der Tibeter 330; Lagerleben in Tibet 313. 314. 315. 316; Überfall durch Tibeter 309. 310. 311. 312; an der Westgrenze von Tibet 396; Abschied von Tibet 397; in Tscharchlik 254,

Abmarſch aus Tſcharchlik 258. 262; auf dem Tſchargut-tſo 376—382; Ausflug auf den Tſchokka-tag 40—44; beim Gouverneur von Tſchokk-dſchalung 390; Aufbruch aus Tura-ſallgan-ui 146. 147; Verkleidung als Mongole 256. 304. 308. 309; Fahrt durch die Waſſerfälle des Tarim 34. 35. 36; Weihnachten 84. 85. 86. 218. 398; im Winterlager 76. 78; Reiz der Wüſte 98; Wüſtenreiſe 41. 42. 79. 80. 96. 98—123. 223—253.
Heiliger Rat in Lhaſa, ſ. Dewaſchung.
Heinrich von Orleans 305.
Himly 235.
Hirſch 254. 268.
Hladſche Tſering 369. 371. 375. 376. 383.
Huc, Pater 305. 374.
Hunde 11. 28. 60. 61. 76. 77. 78. 126. 150.

Jagdfalken 50. 51.
Jaggju-rappga 363. 374.
Jaman-dawan 264.
Jambu Tſering 383. 386.
Jangi-köll 74. 79. 128.
Jangi-ſchahr 20.
Jappkak 179.
Jardang-bulak 131.
Jarkent 22.
Jarkent-darja 21. 99. 100. 102; Einmündung des Akſu-darja 51; Waſſerfälle 34. 35. 36.
Jarwo Tſering 386.
Jekkenlik-köll 151.
Jekkenlik-ui 151.
Jing-pen 129.
Indus 398. 400.
Jollbars 78. 254. 273. 292. 293. 304. 314. 315. 318. 328.
Jolldaſch 11. 28. 31. 78. 80. 128. 150. 162. 163. 166. 167. 185. 190. 209. 214. 229. 252. 254. 259. 263. 273. 285. 292. 305. 397.
Jolltſchi 99. 101. 103. 104. 105. 107. 108. 109. 110. 111. 113. 114.
Irkeſchtam 11.
Islam Bai 10. 11. 26. 28. 33. 39. 76. 80. 82. 89. 99. 103. 105. 108. 110. 111. 112. 113. 115. 116. 123. 128. 204. 208. 209. 214. 254. 257. 258. 259. 261. 262.
Junduk Tſering 369. 383.
Jure-Antilope 356.
Juſſup-alik-Quellen 204.

Kader 26. 28.
Kaiſer von Rußland, ſ. Nikolaus.
Kalkutta 402.
Kalpet 284. 287. 355. 364. 365; Beerdigung 367; Tod 366.
Kalta-alagan 169.
Kamba Bombo 333. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 345. 370; Abſchied 346; Beſuch bei Hedin 343; ſein Dolmetſcher 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343; Kleidung 344.
Kamele, zahme 59. 182. 183. 214. 224. 258.
—, wilde 131. 132. 133. 230.
Kapurthala 405.
Kara-buran 151. 152.
Kara-koſchun 21. 134. 140. 141. 142. 157. 222. 233. 236. 244. 247. 249. 250. 252.
Kara-kul 177.
Kara-ſchahr 256. 259. 262.
Kara-tograk 55.
Karaul 73.
Karaul-dung 36.
Kargil 400.
Karten, chineſiſche 128.
Kaſchgar 11. 14. 98. 257. 303. 399. 406.
Kaſchmir 399.
Kaſim 28. 38. 39. 47. 57;
—, Begleiter Hedins auf der erſten Wüſtenreiſe 99. 105. 106. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 123.
Kaſpiſches Meer 5. 406.
Ketſchik 64.
Kirgui Pawan 150. 151. 152. 154.
Kiſil-ſu 14.
Köfkmek 356.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Korla 261.
Korle 349.
Kosaken 15. 16. 18. 74. 76. 124. 146. 158. 390. 406.
Kosloff 305.
Kötteklik-darja 34.
Köuruk 212.
Krasnowodsk 5.
Kuku-nor 315. 318.
Kulane 166. 169. 170. 196.
Kum-bum 318.
Kum-köll 170. 209. 259. 263. 266.
Kum-tschappgan 143. 222. 237. 238. 245. 247. 252.
Kurban 76. 80.
Kuropatkin 6. 15. 406.
Kurruk-darja 128. 129. 131.
Kurruk-tag 128. 227.
Kutschuk 177. 178. 179. 180. 181. 185. 186. 187. 191. 199. 201. 238. 240. 245. 272. 289. 372. 377. 381. 385.

Ladak 257. 354. 375. 384. 388. 396.
Lahore 402.
Lailik 20. 22. 99.
Lakkor-tso 386.
Lamas, Toleranz 374.
Lauch, wilder 290. 291.
Leh 257. 384. 392. 393. 398. 405.
Le Mesurier 401.
Lhasa 260. 262. 266. 295. 305. 306. 308. 317. 318. 325. 334. 335. 336. 337. 339. 342. 344. 345. 346. 347. 348. 357. 358. 369. 382. 383. 390; Gesandte aus 368; Heiliger Rat 361.
Li Loje 214. 230. 233. 237. 259. 263. 274. 311.
Lop-nor 15. 16. 236. 244. 249; alter 128. 134. 238; altes Bett 242.
Lop-Volk 159; Poesie 159.
Lou-lan 235. 241. 256.
Lucknow 402.

Malenki 126. 209. 214. 252. 304. 314. 315. 317. 318. 328. 351. 352. 406.
Maltschik 126. 166. 167. 214. 252. 289. 406.
Mandarlik 147. 162. 165.
Marakanda 7.
Maral-baschi 36.
Marco Polo 1.
Masar 58.
Masar-tag 38. 99. 101; Prschewalskijs 101.
Maschka 77. 78. 128. 150. 162.
Merket 99.
Mohammedaner 15. 19. 272; Beerdigung 367; Kuren 194.
Mohammed Schah 42. 99. 104. 105. 107. 111. 112. 114.
Mohammed Tokta 284. 354. 365. 366. 383. 385. 386; Tod 387.
Mollah Schah 165. 184. 185. 186. 198. 200. 203. 204. 259. 263. 267. 272. 274. 289. 367.
Montblanc 171.
Murmeltiere 166. 195. 196.
Mus-tag-ata 98.

Nagara-tschalldi 11.
Nahr, Dromedar 270.
Nakktschu 308. 330. 333. 334. 337. 342. 343. 345. 370.
Nakktsong 370.
Nakktsong-tso 366. 372. 373. 374.
Namru 370.
Nanso Lama 343.
Nepal 345.
Nias 165. 166. 167. 198. 201. 204.
Nias Hadschi 15. 27.
Nikolaus, Kaiser von Rußland 15. 16. 250. 405. 406.
Noh 393.
Nordenskiöld, Adolf, Freiherr von 1.
Northcote Lord 404.
Numet Bek 252.

Om mani padme hum 290.
Ördek 76. 80. 93. 128. 135. 137. 138. 148. 149. 261. 276. 305. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 359. 364. 366. 374. 395.
Orongo-Antilopen 172. 364.
Osch 11. 406.

Oskar, König von Schweden 10. 398. 406. 407.

Palta 28. 33. 53.
Pamir 6. 98.
Panggong-tso 396. 398.
Parpi Bai 73. 76. 128. 145.
Pawan Aksakal 149.
Perutse-tso 389. 390.
Petrowsk 5.
Petrowskij 16. 156. 250. 257. 262. 406.
Pferdekur 283.
Prschewalskij 1. 99. 101. 305.
Punditen 306.

Raßkem 21.
Rawalpindi 402. 405.
Religionsstifter 8.
Ribbach 398.
Richthofen, Professor Freiherr von 238.
Rockhill 305.
Rosi Mollah 271. 272. 289. 367.
Rudok 390. 391.
Ruinen in der Wüste 135. 137. 232. 233. 234.

Saadi 8.
Sahib 347.
Saizeff 406.
Saluen 342.
Samarkand 7. 9; Geschichte 7. 8; Grabmoschee Timurs 8.
Sampo Singi 319. 320. 321. 322. 350.
Sandsturm 243.
Särtäng-Mongolen 221.
Satschu-sangpo 322. 345. 350. 358. 359. 360.
Schaf als Lasttier 317.
Schagdur 125. 149. 151. 153. 162. 166. 214. 218. 228. 229. 230. 234. 238. 239. 241. 242. 243. 245. 246. 247. 249. 256. 259. 260. 261. 262. 263. 265. 267. 272. 279. 285. 290. 291. 293. 294. 295. 298. 304. 308. 310. 313. 314. 316. 318. 320. 324. 325. 329. 330. 332. 339. 344. 345. 346. 347. 351. 352. 356. 363. 384. 399. 402. 405.
Schah-gandschum 386.
Scha-mo 221.
Schereb 260. 262. 263. 265. 266.-269 271. 272. 277. 283. 287. 290. 294. 295. 298. 303. 304. 307. 308. 309. 310. 314. 316. 318. 322. 323. 324. 327. 328. 329. 330. 333. 337. 340. 346. 347. 351. 352. 356. 360. 363. 368. 369. 370. 371. 384. 386. 391. 406.
Schigatse 327.
Schneckenschalen 135.
Scho 321.
Schwäne 39. 143. 144.
Seen, wandernde 248. 249.
Selling-tso 359. 360. 362. 364. 374.
Seraffschan 21.
Setscha 386.
Sirkin 15. 22. 125. 148. 149. 157. 160. 250. 259. 263. 272. 279. 285. 288. 290. 294. 303. 304. 311. 353. 356. 389. 399.
Sodschi-la 400.
Sogdiana 7.
Solang Undü 349. 350.
Sorun-köll 39.
Srinagar 399. 401. 405.
Steinpyramiden 162. 289.
Stockholm 4. 406.
Strabo 7.

Taigun 77. 78.
Takla-makan 13. 36. 82; Reise durch 99—123.
Talkan 80. 214.
Tamerlan, s. Timur.
Tana-bagladi 81.
Tankfi 398.
Tarim 160. 222. 252. 253; Änderung des Laufes 236; Einfrieren 70; das erste Eis 60. 61; Ende 157; Karte 75; Krümmungen 45; Mündung 124; Nebenflüsse 54; Vereinigung des Jarkent-darja und des Aksu-darja 51.
Taschi-lumpo 327. 357.
Tatran 79.

Tattlik-bulak 259.
Temirlik 163. 166. 204. 208. 213.
Tengri-nor 317.
Teres 60.
Tibet 163; Abgeschlossenheit 305; Absperrungspolitik 371. 374; Forschungsreisende 305; Klima 274; Krieg gegen 346; Lasttiere 317; Politik 339; Strafen für Lamas 337; Strenge der Behörden 308; Tierwelt 356. 364; Winter in 166.
Tibeter, die ersten 294. 295; Abscheu vor Fischen 364; Amulette 345; Beerdigung 368; Frauen 321. 322; Gruß 350; Kuriere 336; Lagerschlagen 349; Soldaten 333. 334. 343. 346. 349. 350. 358. 360. 363. 376; Speisen 320; Tracht 326. 345; Zelte 318. 329. 340.
Tiger 55; Jagd 61. 62.
Tikkse 398.
Timur 7. 8.
Togdasin 204. 205. 209. 210. 213.
Tokkus-kum 68.
Tokta Ahun 168. 169. 208. 209. 210. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 222. 238. 245. 247. 250. 252.
Tonga 401.
Tongburun 11.
Transkaspische Eisenbahn 5. 6.
Tsamba 318. 320.
Tsangar-schar 392.
Tschang-la 398.
Tschapane 268.
Tscharchlik 214. 222. 253. 254. 303.
Tscharchlik-su 263.
Tschargut-tso 375. 380.
Tscheggelik 157.
Tscherdon 125. 146. 165. 168. 170. 171. 183. 185. 186. 189. 194. 195. 199. 200. 204. 207. 209. 210. 214. 256. 259. 260. 268. 272. 273. 275. 259. 304. 311. 312. 353. 398. 406.
Tschernajewa 406.
Tschernoff 15. 125. 128. 129. 130. 131. 135. 140. 142. 146. 157. 158. 159. 160. 250. 259. 268. 272. 273. 276. 277. 289. 290. 295. 384. 386. 394. 398. 406.
Tschertschen 96.
Tschertschen-darja 79. 96. 124.
Tschimen-tag 167.
Tschimental 163. 267.
Tschokka-tag 39. 40. 101.
Tschokk-dschalung 390.
Tschöll-köll 39. 40. 101.
Tsebu 391.
Tsering Daschi 383.
Tsolla-ring-tso 390.
Tso-nekk 330.
Tso-ngombo 393.
Tugatschi-baschi 270.
Tura-sallgan-ui 147.
Turdu Ahun 270.
Turdu Bai 15. 76. 80. 128. 158. 165. 181. 182. 191. 193. 198. 201. 202. 214. 255. 259. 268. 270. 272. 273. 279. 282. 284. 286. 291. 292. 293. 296. 299. 301. 303. 353. 389. 406.
Tusluk-tag 39.

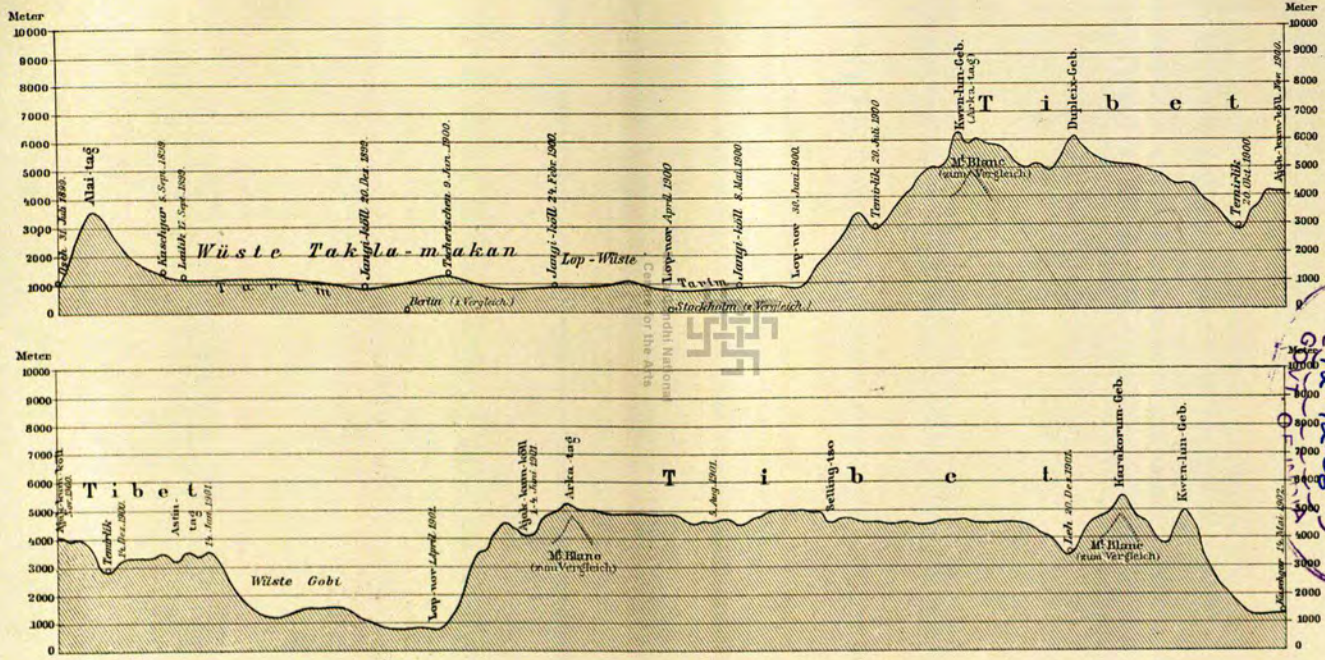
Unkurluk 266.
Urga 346.

Wanka 269. 270. 287. 392.
Wildenten 40.
Wildgänse 34. 58. 126.
Wildschweine 46.
Wladikawkas 5.
Wölfe 166. 167. 282. 286. 292. 294. 356. 389. 392.
Wu-ti 235.

Yake 163. 166. 170. 183. 293. 297. 313. 394; Jagd 190. 292.
Younghusband 404.
Yüan-ti 235.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Höhenprofil der Reiseroute.



Maßstab der Längenausdehnung 1 : 30 000 000.

Maßstab der 120 fachen Überhöhung 1 : 250 000.

Meter = 10 Kilometer.

I.G.N.C.A. LIB.
86-3159
Deptt of Arts
12-12-86

ÜBERSICHTSKARTE DER REISEN SVEN v. HEDINS, 1893—1897 und 1899—1902.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

22 Abenteuer in Tibet Von Sven D. Fledin mit 137 Abbildungen, 8 bunten und 4 Karten : Pp. xi413 : 9" x 6" : Leipzig : 1904.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

BLb

卐卐
卐卐